

Andrea Stieldorf / Ursula Mättig / Ines Neffgen (Hg.)

Doch plötzlich jetzt emanzipiert will Wissenschaft sie treiben

Frauen an der Universität Bonn (1818–2018)

Bonn University Press





unipress

Bonner Schriften zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte

Band 9

Herausgegeben von

Thomas Becker, Dominik Geppert, Mathias Schmoeckel,

Joachim Scholtyseck und Heinz Schott

Andrea Stieldorf / Ursula Mättig /
Ines Neffgen (Hg.)

***Doch plötzlich jetzt emanzipiert
will Wissenschaft sie treiben***

Frauen an der Universität Bonn (1818–2018)

Mit 19 Abbildungen

V&R unipress

Bonn University Press

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 2198-5383

ISBN 978-3-8470-0894-1

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

**Veröffentlichungen der Bonn University Press
erscheinen im Verlag V&R unipress GmbH.**

© 2018, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen / www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Titelbild: Maria Gräfin von Linden mit Elisabeth Hertz, Gattin des Physikers Heinrich Hertz und Tochter in Bonn, Foto um 1906, © Franz-Karl Freiherr von Linden.

Inhalt

Vorwort	7
Frauen im Umfeld der Universität	
Andrea Stieldorf Frauenbildung in der Vormoderne	11
Ines Neffgen Frauen an der Universität Bonn von der Gründung bis zum Ersten Weltkrieg	31
Monica Klaus »Eine geistreiche Frau« – Johanna Kinkel, geschiedene Mathieu, geb. Mockel (Bonn 1810–London 1858)	55
Michaela Hoffmann-Ruf Frau »außerordentliche Professorin« Hanne Gildemeister (1831–1909): bürgerliches Leben in Marburg und Bonn	79
Frauen an der Universität	
Thomas Becker »Drum singen wir den Lobgesang dem Studium der Frauen«. Die Bonner Studentinnenverbindungen	107
Michael Cöln Zur Situation der Bonner Studentinnen in der Weimarer Zeit 1918/19 bis 1932/33	121

Christine Schirrmacher Marie Kahle (1893–1948): Bonner Professorengattin, Pädagogin und Gegnerin des NS-Regimes	137
Yvonne Leiverkus »Wunsch und wissenschaftliche Neigung liessen mich den Archivberuf ergreifen.« Edith Ennen (1907–1999). Archivarin und Historikerin	165
Frauen gestalten die Universität	
Christian George Das Frauenstudium an der Universität Bonn in der Nachkriegszeit	195
Ursula Mättig Frauenstudium und -politik, Frauenforschung und -förderung: 1968/70 bis 2015	215
Sandra Hanke / Martina Pottek Gleichstellungspolitik und Diversity Management – Für einen Kulturwandel an Universitäten	257
Autorenverzeichnis	269

Vorwort

Das zweihundertjährige Bestehen der Universität Bonn ist Anlass, auch die Geschichte von Frauen in den Blick zu nehmen. Dieser Band betrachtet jedoch nicht nur die Entwicklung seit der Einführung des Frauenstudiums in Preußen im Jahr 1908, sondern widmet sich zudem der Zeit seit der Gründung der Universität 1818. Zwar konnten sich Frauen noch nicht als ordentliche Studentin einschreiben, dennoch hatten sie eine wahrnehmbare Rolle im Umfeld der Hochschule. So war die Bonner Universität im 19. Jahrhundert stark familiär geprägt. Im privaten Umfeld trafen sich die Familien und verbrachten in vielen Fällen gemeinsam ihre Freizeit. Die Frauen der Professoren übernahmen häufig soziale und kulturelle Aufgaben, die in das Universitätsleben hineinwirkten.

Seit der Jahrhundertwende strebten Frauen immer stärker nach universitärer Bildung und suchten Anschluss an die Wissenschaft. Ihr Weg in Hochschule und Forschung war jedoch steinig. Immer wieder mussten Frauen erleben, dass sie auf traditionelle Rollenbilder beschränkt wurden. Erst die neue Frauenbewegung der 1960er Jahre bewirkte auch in den Hochschulen einen Wandel. Später wurden auch Frauenforschung, -förderung und -beauftragte Teil der Hochschule.

Ziel des Bandes ist es, eingebettet in die verschiedenen Epochen der Zeit zwischen 1818 und 2018, schlaglichtartig verschiedene Aspekte der Geschichte von Frauen an der Universität Bonn anhand biographischer Studien und themenbezogener Beiträge in den Blick zu nehmen. Gleichwohl sind sich die Herausgeberinnen bewusst, dass dies keine erschöpfende Betrachtung des umfangreichen Themas darstellt, hoffen aber, dass der Band zur weiteren Beschäftigung mit den aufgezeigten Fragestellungen anregt. Einige Beiträge sind durchaus auch *cum ira et studio* geschrieben – und dies zeigt, dass das Thema Frauen an der Universität (und in ihrem Umfeld) keinesfalls als abgeschlossen gelten kann.

Die Projektidee entwickelte Ursula Mättig, die von 2001 bis 2016 Gleichstellungsbeauftragte der Universität Bonn war. Sie regte an, dass neben der vierbändigen Festschrift zur Geschichte der Universität Bonn unter Leitung von Prof. Dr. Dominik Geppert sowie der Kleinen Bonner Universitätsgeschichte, verfasst von Dr. Philipp Rosin, ein eigener Band erscheinen solle, in dem das Wirken von Frauen in Studium, Wissenschaft und Beruf, aber eben auch darüber hinaus im Mittelpunkt steht.

Die Umsetzung einer solchen Idee und das erfolgreiche Erscheinen dieses Sammelbandes ist vielen Personen zu verdanken, von denen wir einige stellvertretend nennen möchten. Unser ganz besonderer Dank gilt Dr. Thomas Becker und dem Bonner Universitätsarchiv sowie Dr. Philipp Rosin für vielfältige Anregungen und zahlreiche gute Gespräche. Darüber hinaus bedanken wir uns herzlich für die freundliche Unterstützung durch Prof. Dr. Dominik Geppert und Birgit Schaper, Leiterin der Abteilung Handschriften der Universitäts- und Landesbibliothek Bonn. Zudem sind wir Prof. Dr. Ursula Lehr und Prof. Dr. Sigrid Peyerimhoff, die uns in persönlichen Gesprächen an ihren Erfahrungen teilhaben ließen, zu großem Dank verpflichtet. Auch der Gleichstellungsbeauftragten Sandra Hanke und Dr. Martina Pottek, die uns immer wieder hilfreich zur Seite standen, möchten wir herzlich danken.

Für die großzügige finanzielle Unterstützung danken wir dem Gleichstellungsbüro sowie dem ehemaligen Kanzler Dr. Reinhardt Lutz und dem derzeitigen Kanzler der Universität Bonn Holger Gottschalk.

Ursula Mättig, Ines Neffgen, Andrea Stieldorf
Bonn, im Mai 2018

Frauen im Umfeld der Universität

Frauenbildung in der Vormoderne

Das heutige Wissen über Frauenbildung in der Vormoderne, hier bezogen auf Mittelalter und Frühe Neuzeit, setzt sich aus einzelnen Bestandteilen zusammen, die sich zudem aus unterschiedlichen Traditionslinien speisen¹. Weit verbreitet beispielweise ist die Kenntnis von der bedeutenden Rolle weltlicher Frauen an den Fürstenhöfen vom 12. bis ins 18. Jahrhundert, die sich unter anderem aus ihrer Förderung von Kunst und Kultur speiste. So billigt man insbesondere Gräfinnen und Fürstinnen durchaus ein hohes Maß an literarischer Bildung zu. Das Bildungsideal des Adels bezog tatsächlich Mädchen und Frauen mit ein, die zumindest an manchen Höfen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit einen ähnlichen Zugang zu gelehrter Bildung hatten wie ihre Brüder und Ehemänner. Unter den Fürstinnen finden sich zahlreiche Frauen, die Latein sowie andere Fremdsprachen beherrschten und deren Bildung Wissen umfasste, welches auch an den Universitäten vermittelt wurde². Zudem brachte die schon im Frühmit-

1 Aus der zahlreichen und vielfältigen Literatur können hier nur wenige Titel angeführt werden. Zu nennen sind insbesondere Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hgg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*. Bd. 1: *Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*, Frankfurt/New York 1996. Dass es sich dabei überwiegend um Einzelfälle handelt, macht etwa der Band J.R. Brink (Hg.), *Female Scholars. A Tradition of Learned Women before 1800*, Montréal 1986, deutlich, der verschiedene gelehrte Frauen aus der Zeit zwischen 1600 und 1800 vorstellt. Eine jüngere Übersichtsdarstellung liegt vor mit Juliane Jacobi, *Mädchen- und Frauenbildung in Europa. Von 1500 bis zur Gegenwart*, Frankfurt/New York 2013 sowie Christina Mayer, *Erziehung und Schulbildung für Mädchen*, in: Christa Berg/Notker Hammerstein (Hg.), *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte 2*, München 2005, S. 188–211.

2 Vgl. Werner Paravicini, *Das Frauenzimmer. Die Frau bei Hofe in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, in: Ders./Jan Hirschbiegel (Hgg.), *Das Frauenzimmer. Die Frau bei Hofe in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. 6. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen (Residenzenforschung 11), Stuttgart 2000, S. 13–28, S. 19–21; Heide Wunder, *Geschlechtsspezifische Erziehung in der Frühen Neuzeit*, in: Rüdiger Schnell (Hg.), *Zivilisationsprozesse. Zu Erziehungsschriften in der Vormoderne*, Köln/Weimar/Wien 2004, S. 239–253; Ulrike Gleixner, *Die lesende Fürstin. Büchersammeln als lebenslange Bildungspraxis*, in: Juliane Jacobi/Jean-Luc Le cam/Hans-Ulrich Musolff (Hgg.), *Vormoderne Bildungsgänge. Selbst- und Fremdeschreibungen in der Frühen Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien, S. 207–223.

telalter bezeugte Aufgabe adeliger Frauen, sich um die Religiosität ihres Hauses und die Memorialfürsorge zu kümmern, sie in Kontakt mit der religiös geprägten Buchkultur.

Besonders verbreitet ist die Kenntnis von hochgebildeten Nonnen und Stiftsfrauen. Bekannte Gestalten wie Hrotsvith von Gandersheim († 973) und Hildegard von Bingen († 1179) sorgten für die Popularisierung des Wissens um die Bildung von Frauen in geistlichen Kommunitäten während des gesamten Mittelalters: Um ihren Aufgaben in der Liturgie nachzukommen, mussten geistliche Frauen zumindest in der Lage sein, zu lesen³. Tatsächlich haben zahlreiche Studien der letzten Jahre nachweisen können, dass der Bildungsgrad in vielen mittelalterlichen Frauenklöstern recht hoch war, wenngleich natürlich regional und auch zeitlich deutliche Konjunkturen erkennbar sind. Tatsächlich waren Nonnen und Stiftsfrauen oft auch in der Lage, die für das Leben im Konvent notwendigen Bücher wie Evangelienbücher, liturgische Bücher usw. selber abzuschreiben. Darüber hinaus ergab die Untersuchung sowohl der Skriptorien in Frauenklöstern als auch der dort vorhandenen Buchbestände, dass dort oft sehr viel mehr als nur die liturgischen Texte vorhanden waren. Die Schriften des Hl. Augustinus oder Gregors des Großen zeigen, dass man sich auch in Frauenkonventen sehr wohl mit theologischen Fragen auseinandersetzte; Texte wie die Kirchengeschichte des Eusebius in der Übersetzung des Rufinus belegen ein Interesse für historische Zusammenhänge. Gelegentlich sind zudem Texte des Kirchenrechtes oder antiker Autoren bezeugt, sehr viel seltener finden sich Hinweise auf eine Auseinandersetzung mit den Naturwissenschaften⁴. Allerdings scheinen sich geistliche Frauen eher selten als Autorinnen betätigt zu haben, vor allem scheint es von ihnen keine Arbeiten zur Theologie gegeben zu haben, die bis ins 11. Jahrhundert geradezu als die einzige Wissenschaft im lateineuropäischen Mittelalter galt.

Darüber hinaus ist auch heute vielen bekannt, dass weltliche und geistliche Frauen in Verwaltungstätigkeiten eingebunden waren, sie also nicht nur lesen und schreiben konnten, sondern wenigstens auch über Grundkenntnisse im

3 Vgl. z. B. den Überblick von Eva Schlotheuber, *Bildung und Bibliotheken in spätmittelalterlichen Frauenklöstern*, in: Susanne Rode-Breyman (Hg.), *Musikort Kloster. Kulturelles Handeln von Frauen in der Frühen Neuzeit (Musik – Kultur – Gender 6)*, Köln/Weimar/Wien 2009, S. 15–30.

4 Vgl. Katrinette Bodarwé, *Sanctimoniales Litteratae. Schriftlichkeit und Bildung in den ottonischen Frauenkommunitäten Gandersheim, Essen und Quedlinburg (Quellen und Studien. Veröffentlichungen des Instituts für kirchengeschichtliche Forschung des Bistums Essen 10)*, Münster 2004; Eva Schlotheuber, *Klostereintritt und Bildung. Die Lebenswelt der Nonnen im späten Mittelalter. Mit einer Edition des »Konventstagebuchs« einer Zisterzienserin von Heilig-Kreuz bei Braunschweig (1484–1507) (Spätmittelalter und Reformation. Neue Reihe 24)*, Tübingen 2004. Beide Studien weisen die hohe Schreib- und Lesekultur in Frauenkonventen des hohen und späten Mittelalters nach.

Rechnen und Wirtschaftsführung verfügten. Eine durch gewissermaßen beruflich bedingte Tätigkeiten geprägte Bildung ist oft bei Frauen des städtischen Bürgertums zu belegen, wenngleich erst seit dem Spätmittelalter, als in den Städten Schulen mit unterschiedlicher Ausrichtung und in unterschiedlicher Trägerschaft entstanden⁵.

Angesichts der Breite des Bildungsbegriffs, der auch in diesen einleitenden Bemerkungen zum Ausdruck kommt, soll im Folgenden – immerhin handelt es sich um einen Sammelband im Rahmen der 200-Jahrfeier der Universität Bonn –, die Frage nach der Teilhabe von Frauen an wissenschaftlicher Bildung skizziert werden⁶. Dies bezieht sich einerseits auf die Möglichkeit akademisches bzw. universitäres Wissen zu erlangen, andererseits darauf, durch eigene Forschungen aktiv an Wissenschaft mitzuwirken. Den Hintergrund bildet dabei die immer wieder geäußerte These, dass die Entstehung der mittelalterlichen Universitäten, die de facto nur Männer zum Studium zuließen, Frauen von der Teilhabe an akademischer Bildung ausgeschlossen hätten⁷.

In diesem Kontext ist freilich darauf hinzuweisen, dass die mittelalterlichen und lange auch noch die neuzeitlichen Universitäten nicht nur Zusammenschlüsse von Lernenden und Lehrenden bildeten, sondern dass sie zugleich Rechts- und Lebensgemeinschaften waren. Und die Gründungsurkunden und Statuten der Universitäten, die die rechtlichen Rahmenbedingungen der Universität festlegten, aber auch ihren Alltag weitgehend regulierten, bezogen über Bestimmungen, dass auch die Familien der Professoren und Studenten, das

5 Vgl. Andrea Kammeier-Nebel, Frauenbildung im Kaufmannsmilieu spätmittelalterlicher Städte, in: Geschichte, Kleinau/Opitz (Hgg.), Geschichte (wie Anm. 1) S. 78–90; Margret Wensky, Mädchen- und Frauenbildung in der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Stadt, in: Mitteleuropäisches Städtewesen in Mittelalter und Frühneuzeit, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 21–40.

6 Auch der Begriff von »Gelehrtheit« ist im Laufe der Zeit diversen Wandlungen unterworfen, welchen hier nicht nachgegangen werden kann; vgl. aber Gunter E. Grimm, Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung (Studien zur deutschen Literatur 75), Tübingen 1983.

7 Das ist beispielsweise die Hauptthese von Bea Lundt, Zur Entstehung der Universität als Männerwelt, in: Kleinau/Opitz, Geschichte (wie Anm. 1), S. 103–118, bes. S. 113–115. Sie verweist natürlich zu Recht darauf, dass in der Welt der Universität, in der die jungen, männlichen Studenten gemeinsam mit ihren Lehrern lebten, die Einbeziehung von Frauen schwierig war. Andrea von Hülsen-Esch, Frauen an der Universität. Überlegungen anlässlich einer Gegenüberstellung von mittelalterlichen Bildzeugnissen und Texten, in: Zeitschrift für historische Forschung 24 (1997), S. 315–346 führt einzelne spätmittelalterliche Beispiele an, in denen Frauen als Studentinnen und Dozentinnen nachgewiesen bzw. vermutet werden können: »Spezialuntersuchungen zu der Präsenz von Frauen an mittelalterlichen Universitäten existieren jedoch nicht, was nicht zugleich bedeuten muss, daß Frauen nicht studierten« (S. 316). Vgl. auch Lonja Schiebinger, Schöne Geister. Frauen in den Anfängen der modernen Wissenschaft, Stuttgart 1993 (engl.: The Mind has no Sex? Women in the Origins of Modern Science, Cambridge 1989), S. 31.

Personal sowie universitätsspezifische Dienstleister dem Rechtsraum Universität mit seinen Privilegien angehören durften, Frauen in die *universitas* als korporativ verfasste Gemeinschaft zumindest de facto mit ein⁸. Hier zeichnet sich ab, dass trotz der gesetzlichen Zulassung des Frauenstudiums in der Zeit um 1900 und dem noch späteren Vordringen von Frauen auch in den Kreis der Lehrenden, bereits die Universität vor 1800 kein frauenfreier Raum war⁹.

Natürlich stellt dieser Beitrag keine systematische Untersuchung dar, sondern greift einige Überlegungen des ersten maßgeblichen Beitrages zu diesem Thema auf, der zu diesem Thema vor nunmehr 20 Jahren erschienen ist¹⁰, und ergänzt sie um weitere Überlegungen, wie die, dass sich Wissenschaft aus ganz unterschiedlichen Beiträgen speisen kann, an denen oft auch Frauen beteiligt waren, selbst wenn diese nicht Mitglieder wissenschaftlicher Institutionen wie Universitäten und Akademien waren¹¹.

Tatsächlich war Frauen mit der Entstehung der Universitäten als maßgeblicher Einrichtung für höhere Bildung der Zugang zu akademischer Gelehrsamkeit weitgehend verwehrt¹². Dennoch bestand selbst dann noch ein ambivalentes Spannungsverhältnis zwischen Frauen und universitärer Bildung, und dies nicht nur wegen der Zugehörigkeit von weiblichen Familienangehörigen und Dienstpersonal zur *universitas*. So sind – zumindest in Italien – Einzelfälle belegt, wo junge Frauen offenbar auf Druck ihrer einflussreichen Väter, in der Regel Professoren der jeweiligen Universität, doch ein Studium aufnahmen oder zumindest eine universitäre Prüfung ablegen konnten.

Besonders greifbar ist dies in der Medizin, wo aufgrund von Vorstellungen von Anstand und weiblicher Keuschheit die Forderung existierte, dass Frauen von weiblichen Ärztinnen und nicht von Männern untersucht werden sollten¹³.

8 Vgl. Rainer Christoph Schwinges, Europäische Studenten des späten Mittelalters, in: Alexander Patschovsky/Horst Raber (Hgg.), Die Universität in Alteuropa, Konstanz 1994, S. 129–146, S. 135–136 mit Anm. 12 zu den weiblichen Angehörigen der Familie bzw. des Personals und zu verheirateten Studenten, die meist in den als *uxoratus* vermerkt werden, Acta Universitatis Vindobonensis 1385–1416, hg. von Paul Uiblein, Wien 1986, Bd. 1, S. 150 Z. 32–38 und dazu Rudolf Kink, Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien, Wien 1859, Bd. 1, S. 133, Anm. 149.

9 Dies betont auch Beatrix Niermeyer, Ausschluss oder Ausgrenzung? Frauen im Umkreis der Universitäten im 18. Jahrhundert, in: Kleinau/Opitz (Hgg.), Geschichte (wie Anm. 1) S. 275–294.

10 Hülsen-Esch, Frauen (wie Anm. 7) S. 315–346.

11 Zu diesem Ansatz vgl. Monika Mommertz, Geschlecht als »tracer«. Das Konzept der Funktionenteilung als Perspektive für die Arbeit mit Geschlecht als analytischer Kategorie in der frühneuzeitlichen Wissenschaftsgeschichte, in: Michaela Hohkamp/Gabriele Jancke (Hg.), Nonne, Königin, Kurtisane. Wissen, Bildung und Gelehrsamkeit von Frauen in der Frühen Neuzeit, Königsstein 2004, S. 17–38.

12 Vgl. Lundt, Zur Entstehung, S. 111–115, die vor allem mit einem männerbündischen Lebensstil argumentiert.

13 Vgl. Hülsen-Esch, Frauen (wie Anm. 7) S. 317–325.

Dies zieht beispielsweise Karl von Kalabrien als Argument in einer Urkunde vom 15. September 1321 heran, in der er Francesca da Romana zur Ausübung des Arztberufes zulässt, nachdem er sie von seinen eigenen Ärzten und Chirurgen hatte prüfen lassen¹⁴. Darüber hinaus sind aber auch vereinzelt formelle medizinische Examina von Frauen an italienischen Universitäten belegt, wie von Costanza Calenda – Tochter eines Arztes – in Neapel 1422¹⁵. Und im Falle der Medizin sind sogar, aber auch dies bislang nur für Italien, Frauen als Dozentinnen bezeugt¹⁶.

Martin von Leibitz, Abt im Wiener Schottenstift (†1464), der eine Weile in Krakau studiert hatte, berichtet von einer Geschichte, die zu seiner Zeit dort erzählt worden sei und vermutlich am Beginn des 15. Jahrhunderts anzusiedeln ist. Danach habe eine junge, wohlhabende und bildungshungrige Frau sich nach dem Tode ihrer Eltern ein Studium an der Universität Krakau finanziert. Sie habe in einer Art Studentenwohnheim als Mann verkleidet gelebt und zwei Jahre studiert, bevor sie kurz vor ihrem Abschluss entdeckt worden sei. Nachdem festgestellt wurde, dass sie diese Zeit über keusch gelebt habe, wählte sie die ihr angebotene Möglichkeit in einen Frauenkonvent einzutreten, wo sie zunächst als Lehrerin tätig war und schließlich Äbtissin wurde¹⁷. Tatsächlich lassen sich Indizien für die Historizität dieser Erzählung finden¹⁸.

Berichte über Frauen, die sich als Männer verkleiden, sind im Spätmittelalter durchaus verbreitet, und sofern die Frauen dabei ihre Keuschheit bewahrten und damit ihre grundsätzliche Anerkennung der Ordnung zum Ausdruck brachten, werden diese Erzählungen durchaus mit Sympathie und positiver Einstellung berichtet¹⁹. Im Falle der Legende von der Päpstin Johanna, die erstmals im 13. Jahrhundert niedergeschrieben wurde, ist es im Übrigen auch der Bil-

14 Auszüge aus dem Urkundentext in Deutsch finden sich Peter Ketsch, *Frauen im Mittelalter*, Bd. 1: *Frauenarbeit im Mittelalter. Quellen und Materialien* (Geschichtsdidaktik. Studien, Materialien Bd. 14), Düsseldorf 1986, S. 276, 278 Nr. 423; vgl. Hülsen-Esch, *Frauen* (wie Anm. 7), S. 328–329.

15 Vgl. Hülsen-Esch, *Frauen* (wie Anm. 7), S. 327–335 mit weiteren Literaturangaben.

16 Vgl. Hülsen-Esch, *Frauen* (wie Anm. 7), S. 328, 331. In Frankreich seien, wie ein Prozess gegen Jacoba Felice de Alemannia aus dem Jahr 1220 belege, Frauen explizit vom Studium ausgeschlossen worden.

17 Vgl. Michael H. Shank, *A Female University Student in Late Medieval Krakow*, in: Judith M. Bennett (Hg.), *Sisters and Workers in the Middle Ages*, Chicago 1989, S. 190–197 (= in *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 12 (1989), S. 370–376) mit englischer Übersetzung des Textes nach *Senatorium sive Dialogus Historicus Martini Abbatiss Scotorum Viennae Austriae*, in: *Scriptores rerum Austriacarum veteres ac genuini*, hg. v. Hieronymus Pez, 2 Bde., Leipzig 1725, Bd. 2, Sp. 623–674, hier Sp. 629–630. Der lateinische Text findet sich S. 192 (S. 375) Anm. 8.

18 Shank, *A Female University Student* (wie Anm. 17), S. 377–379.

19 Vgl. Andrea Liebers, »Eine Frau war dieser Mann«. Die Hosenrolle von Frauen in Spätantike und Mittelalter, in: Andrea Stoll/Verena Wodtke-Werner (Hgg.), *Sakkoräusch und Rollentausch. Männliche Leitbilder als Freiheitsentwürfe von Frauen*, Dortmund 1998, S. 146–161.

dungswille, der die junge Frau dazu veranlasst, sich als Mann zu kleiden, um dann in Athen oder London zu studieren und schließlich in Rom sogar das Trivium zu unterrichten²⁰.

Den vielleicht eindrücklichsten Beleg für ein »mittelalterliches Frauenstudium« – oder zumindest für dessen Vorstellbarkeit, bieten bildliche Zeugnisse, die unter den Studierenden vereinzelt auch Frauen abbilden, wie in einer Vorlesungsdarstellung mit dem Professor auf der erhöhten Kathedra in einem Kommentar zu den Sentenzen des Petrus Lombardus, der im 13. Jahrhundert abgeschrieben wurde²¹, oder dem zwischen 1337 und 1339 geschaffenen Grabmal des Juristen Cino da Sighibuldi im Dom von Pistoia, auf dem in der letzten und damit rangniedrigsten Reihe eine weibliche Studierende sitzt²².

Tatsächlich sind im Bologna des 13. und des 14. Jahrhunderts zweimal Frauen als Studentinnen bzw. Dozentinnen im Rechtsstudium belegt, beide – Vitisia Gozzodini und Novella da Giovanni – waren Töchter von Juristen²³. Freilich stammen diese Beispiele wieder aus Italien, und gemeinsam ist den Frauen, dass sie aus Gelehrtenhaushalten stammten, wo Ausstattung und womöglich auch Einstellung der Väter bzw. der Ehemänner den Frauen eine wissenschaftliche Ausbildung und auch Tätigkeit ermöglichten, wenngleich gelehrte Frauen in der Regel nicht das Ziel haben konnten, einen entsprechenden Beruf auszuüben²⁴.

Im Humanismus wird die Bildung von Frauen erstmals ausdrücklich gefordert. In den Arbeiten von Juan Luis Vives (1492–1540), der u. a. 1523 Erzieher von Mary Tudor wurde, geht es jedoch nicht um akademische Bildung. Lediglich im Falle von Mary Tudor ist die Vorbereitung auf ihre künftige Rolle als Königin auch dadurch angestrebt worden, dass sie mithilfe theologischer und (staats)politischer Schriften unterrichtet werden sollte. Jenseits dieses Sonderfalls geht es um den Erwerb eines Wissenskanons, welcher es den Mädchen und Frauen ermöglichen sollte, den in sie gesetzten Erwartungen hinsichtlich ihrer späteren Aufgaben als Ehefrauen, Hausfrauen und Mütter sowie insbesondere

20 Vgl. Liebers, »Eine Frau war dieser Mann« (wie Anm. 8), S. 154–155 sowie zu Päpstin Johanna besonders Max Kerner/Klaus Herbers, Päpstin Johanna. Biographie einer Legende, Köln u. a. 2010.

21 Vgl. Hülsen-Esch, Frauen (wie Anm. 7), S. 319–320 mit Abb. 2 nach Troyes, Bibliothèque Municipale, ms. 62 fol.1; vgl. auch die Abbildung <http://www.mediatheque.grand-troyes.fr/webmat2/expos/clairvaux/images/clairvaux/ms-62-fol-1-detail.jpg> (eingesehen 23.12.17).

22 Vgl. Hülsen-Esch, Frauen (wie Anm. 7), S. 319–321 mit Abb. 3 und 4, S. 336–337 nach dem Grabmal des Cino di Sighibuldi (auch Cino da Pistoia) im Dom von Pistoia, geschaffen von Agostino di Giovanni und Domenico Agostino. Vgl. auch die Abbildung <http://www.scalar.chives.com/scalpic/SCAL0001/c/0035365c.jpg> (eingesehen 23.12.17).

23 Vgl. Hülsen-Esch, Frauen (wie Anm. 7), S. 337–338 auch zur Quellenlage in diesen beiden sowie anderen Fällen.

24 Vgl. Hülsen-Esch, Frauen (wie Anm. 7), S. 340–341; Schiebinger, Schöne Geister (wie Anm. 6), S. 32.

des Hauptziels Sittlichkeit gerecht zu werden²⁵. Er verteidigt die Gelehrtheit von Frauen geradezu als Schutz gegen die Anfechtungen des Bösen und empfiehlt als Lektüre nicht nur Bibeltexte und die Schriften der Kirchenväter sondern auch heidnisch-antike Autoren wie Plato, Cicero und Seneca; sogar Dichter wie Prudentius oder Iuvenius hält er für eine geeignete Lektüre. Im Unterschied zu Männern, die ihre Kenntnisse auch im gelehrten Diskurs anwenden dürfen, schließt er diese Möglichkeit für Frauen jedoch aus und unterbindet damit eine berufliche Nutzung akademischen Wissens durch Frauen und im Grunde auch ihre Beteiligung am akademischen Leben.

Tatsächlich aber gab es Frauen, die an den gelehrten Diskussionen des Humanismus teilnahmen und von männlichen Gelehrten als gleichwertige Partnerinnen im wissenschaftlichen Diskurs wahrgenommen wurden²⁶. Die Figur einer gelehrten Frau war dabei immerhin so präsent, dass Erasmus von Rotterdam (†1536) mit der fiktiven Figur der Magdalia eine gelehrte Humanistin in einem der Dialoge seines *Colloquium familiare* als Gegenfigur zu einem Abt Antronius gestaltete, um ein nicht regelgemäßes und auch bildungsfernes Leben in zahlreichen Klöstern anzuprangern. Denn Antronius versucht Magdalia deutlich zu machen, warum er Gelehrtheit für falsch hält, nicht nur für Frauen, sondern auch im Kloster allgemein, da sie ein angenehmes Leben verhindere. Magdalia geht aus diesem Wettstreit rhetorisch und inhaltlich als Siegerin hervor²⁷. An diesem literarischen Gespräch werden gleich mehrere Aspekte deutlich, die für die gelehrten Humanistinnen kennzeichnend sind.

25 Vgl. Juan Luis Vives, *The Education of a Christian Woman. A Sixteenth-Century Manual*, hg. von Charles Fantazzi, Chicago 2000, S. 73–79 sowie den deutschsprachigen Auszug aus *De institutione foeminae christianae* bei Peter Ketsch, *Frauen im Mittelalter*. Bd. 2: *Frauenbild und Frauenrechte in Kirche und Gesellschaft. Quellen und Materialien*, Düsseldorf 1984 (Geschichtsdidaktik. Studien, Materialien Bd. 19), S. 249–252 Nr. 299; vgl. Fietze, *Frauenbildungskonzepte* (wie Anm. 6), S. 129–133. Ähnlich äußerte sich auch Bruni in seinem Brieftraktat mit Bildungsempfehlungen für Baptista Malatesta; vgl. Fietze, *Frauenbildungskonzepte* (wie Anm. 6), S. 121–134, S. 123 sowie Anm. 39; Dagmar Eichberger, »Una libreria per donne assai ornata et riccha.« *Frauenbibliotheken des 16. Jahrhunderts zwischen Ideal und Wirklichkeit*, in: Gabriela Signori (Hg.), *Die lesende Frau*, Wolfenbüttel 2009, S. 241–264, S. 250–255. Am Beispiel der Erzherzogin Margarete von Österreich zeigt sie, dass diese Bibliothek neben gelehrten lateinischen und anderen Werken durchaus auch Unterhaltungsliteratur in verschiedenen Sprachen aufwies (S. 251–255). Eine ältere Zusammenstellung zu humanistischen Konzepten von Frauenbildung findet sich bei Wilhelm Ruhmer, *Pädagogische Theorien über Frauenbildung im Zeitalter der Renaissance* nebst einer kritischen Würdigung der Leistungen mittelalterlicher Theoretiker, Bonn 1915.

26 Vgl. Fietze, *Frauenbildungskonzepte* (wie Anm. 6) S. 122.

27 Erasmus, *Abbatis et eruditae: Erasmus von Rotterdam, Colloquia familiaria*. Vertraute Gespräche. Lateinisch und Deutsch, hrsg. v. übersetzt von Herbert Rädle, Stuttgart 1984, S. 4–17; hierauf beziehen sich die Verweise in den folgenden Abschnitten, wenn es um den Dialog zwischen dem Abt und Magdalia geht; vgl. Fietze, *Frauenbildungskonzepte* (wie Anm. 6), S. 125–127; Harald Müller, *Habit und Habitus. Mönche und Humanisten im Dialog*

Zum einen wird an der Gesprächssituation deutlich, dass die Frau den Abt in ihrem Haus empfängt, wobei die dort vorhandene Bibliothek Ausgangspunkt des Gespräches ist. Die gelehrten Humanistinnen gehörten also einer begüterten Oberschicht an, die über großzügige Räumlichkeiten für gesellschaftliche Verpflichtungen verfügte. Zur Ausstattung humanistischer Haushalte gehörte auch eine Bibliothek, die wie die im Haus der Magdalia und ihres Mannes mit Büchern in Latein und durchaus auch in griechischer Sprache ausgestattet waren.

Dies leitet zu einem weiteren Punkt über, der eine wichtige Voraussetzung für die Bildung von Frauen auf akademischem Niveau war, denn der familiäre Rahmen musste ein entsprechendes Studium von Mädchen und jungen Frauen begünstigen. Tatsächlich erfuhren die meisten Humanistinnen ihren ersten Unterricht sowie auch weiterführende Unterweisung im häuslichen Rahmen, indem sie etwa gemeinsam mit den Brüdern unterrichtet wurden. Philipp Melanchthon beispielsweise unterrichtete seine Tochter Anna sowie seine anderen Kinder selbst²⁸. Häuslicher Unterricht ist auch bei Margarete Welser (1481–1552), die später Konrad Peutinger heiratete²⁹, und bei Margarete Blarer (1494–1541), die gemeinsam mit ihren Brüdern Latein lernte³⁰, zu beobachten. Ursula Cantor, Tochter des Theologen und Mediziners Johann Cantor wurde gemeinsam mit ihren Geschwistern, darunter Jakob, der 1489 zum Studium nach Köln kam, in Latein und den diversen anderen Fächern unterrichtet und nahm an gelehrten Diskussionen teil³¹.

Auch Barbara Pirckheimer (1467–1532), die 1479 als etwa Zwölfjährige ins Nürnberger Klarissenkloster eintrat, wird die Grundlagen ihrer Bildung im Hause ihres humanistisch geprägten Vaters erhalten haben, ebenso wie ihre Geschwister, insbesondere Willibald, der im Dienste der Stadt Nürnberg

(Spätmittelalter und Reformation 32), Tübingen 2006, S. 1–2; Gerhard Kraiker, Frauen als zweite Größe. Zur Stellung der Frau in politischen Utopien und Theorien der Renaissance bis zur Frühromantik, in: Gottfried Mergner/Ilse Dröge-Modelmog (Hgg.), Orte der Gewalt. Herrschaft und Macht im Geschlechterverhältnis, Opladen 1987, S. 99–117, S. 100–101; Eichberger, »Una libraria ...« (wie Anm. 23), S. 241–243. Eine deutsche Übersetzung dieses Dialoges findet sich online bei: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/-7694/3> (eingesehen am 21.12.17) nach Erasmus von Rotterdam, Gespräche, ausgewählt und übersetzt von Hans Trog, Jena 1907, ND Berlin 2016.

28 Vgl. Urte Beijck, Deutsche Humanistinnen, in: Kleinau/Opitz, Geschichte (wie Anm. 1), S. 152–171, S. 169.

29 Vgl. Beijck, Deutsche Humanistinnen (wie Anm. 9), S. 159–161.

30 Vgl. Beijck, Deutsche Humanistinnen (wie Anm. 9), S. 161–164; Urte Beijck, Margarete Blarer (1493–1541). Humanistin, Reformatorin und Diakonin in Konstanz, in: Adelheid M. von Hauff (Hg.), Frauen gestalten Diakonie, Bd. 1: Von der biblischen Zeit bis zum Pietismus, Stuttgart 2007, S. 295–304.

31 Vgl. Gabriela Signori, Berühmte Frauen oder gelehrte Jungfrauen? Frühhumanistische Frauenapologien zwischen Kloster und Welt, in: Johannes Altenberend (Hg.), Kloster – Stadt – Region. Festschrift für Heinrich Rüthing (Sonderveröffentlichung des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg 10), Bielefeld 2002, S. 27–44, hier S. 35–37.

Karriere machte und sich als humanistischer Gelehrter hervortat. In St. Klara, wo das junge Mädchen sich schließlich für den Ordensnamen Caritas entschied, existierte eine Klosterschule mit gutem Ruf – gewissermaßen als Alternative zum oder aufbauend auf den häuslichen Unterricht³².

Doch noch im Erwachsenenleben waren Frauen im Humanismus darauf angewiesen, dass ihr familiäres Umfeld ihre gelehrte Betätigung aktiv unterstützte. Im Dialog mit dem Abt erwähnt Magdalia mehrfach, dass nicht nur sie sich über die Bildung ihres Mannes freue, sondern dieser sich auch über ihre; die Bedeutung der familiären Unterstützung als strukturelles Merkmal gelehrter Frauenbildung wird hier noch einmal deutlich.

Die besondere Rolle des häuslichen Umfeldes für die akademische Frauenbildung lag einerseits daran, dass Frauen im Regelfall nicht zum Universitätsstudium zugelassen wurden, andererseits aber daran, dass sie aufgrund von Rollenerwartungen, die meist mit Wahrung des Anstandes formuliert wurden, relativ unmobil waren und nicht ohne weiteres reisen konnten. Für weitere Studien waren sie also auf die aktive Unterstützung von Vätern, Ehemännern, Brüdern und Freunden der Familie angewiesen³³. Freilich scheint das Menschenbild der Humanisten dazu geführt zu haben, dass dies mitunter auch geschah. Geradezu rührend ist die Freude Konrads Peutingers, der in einem Brief an Konrad Reuchlin über seine Eheschließung mit Margarete Welser deutlich macht, dass er nun eine Anhängerin und Gefährtin für seine Studien gefunden habe³⁴. Und tatsächlich arbeitete seine Frau jahrzehntelang wissenschaftlich mit ihrem Mann, unterstützte ihn bei seinen Studien zu römischen Inschriften und publizierte ihrerseits mit Hilfe Konrads eine Arbeit zu römischen Münzen³⁵.

32 Vgl. u. a. Beijick, Deutsche Humanistinnen (wie Anm. 9), S. 155–159.

33 Für Erasmus war die Ehe mit einem gelehrten Mann geradezu ein zentraler Bildungsort für Frauen; vgl. Katrin Graf, »Ut suam quisque vult esse, ita est!«. Die Gelehrtenehe als Frauenerziehung. Drei Eheschriften des Erasmus von Rotterdam (1518–1526), in: Rüdiger Schnell (Hg.), Geschlechterbeziehungen und Textfunktionen. Studien zu Eheschriften der frühen Neuzeit, Tübingen 1998, S. 233–257, bes. S. 247–248, S. 251–253 für den es nicht um eine Partnerschaft zwischen intellektuell gleichwertigen Partnern geht, sondern der die gebildete Frau als Erziehungsprodukt des ihr überlegenen und sie lenkenden Mannes ansieht. Die Vorstellung, dass Bildung ein maßgebliches Mittel ist, um Triebbeherrschung zu erlernen, findet sich wie bei Vives auch bei Erasmus.

34 Konrad Peutingers Briefwechsel, hrsg. v. Erich König (Veröffentlichungen der Kommission für Erforschung der Geschichte der Reformation und Gegenreformation. Humanisten-Briefe), München 1923, S. 19–21 Nr. 7 (1499 VIII 29): ... *uxorem duxi virginem paulo brevior me, nondum annos 18 natam, pudicam, temperatam, pulchram, honestam et Latinis literis aliquantum imbutam, quae et numquam a domesticis rixosa nec contumeliosa visa est. ... Deo itaque opt. max. gratias habeo et habebo, qui studio nostro sociam et asseclam familiarissime collocavit.*

35 Vgl. Ursula Hess, Lateinischer Dialog und gelehrte Partnerschaft. Frauen als humanistische Leitbilder in Deutschland (1500–1550), in: Gisela Brinker-Gabler (Hg.), Deutsche Literatur von Frauen, Bd. 1, Darmstadt/München 1988, S. 113–143, S. 127–137.

Caritas Pirckheimer schrieb eine lateinische Chronik ihres Klosters, die von einer weiteren Schwester ins Deutsche übertragen wurde³⁶. Als Ordensfrau und seit 1503 Äbtissin des Klosters war sie aufgrund der Klausurbestimmungen in besondere Weise auf Briefkontakte angewiesen, um am gelehrten Diskurs teilhaben zu können. Einer ihrer wichtigsten Briefpartner war ihr jüngerer Bruder Willibald, den sie immer wieder um gelehrte Unterweisungen bat. Sie korrespondierte aber auch mit so bedeutenden Gelehrten wie Konrad Celtis, Christoph Scheurl oder Konrad Pelikan, die ihr immer wieder bedeutende Buchgeschenke machten³⁷. Caritas war offenbar von großer intellektueller Überzeugungskraft, denn in dem Konflikt mit der Stadt Nürnberg um den Erhalt von St. Klara als Kloster gelang es ihr immerhin Philipp Melanchthon zu überzeugen, so dass er sich für das Kloster aussprach. Humanistische Gelehrte äußerten mehrfach ihre Anerkennung für Frömmigkeit aber auch Gelehrtheit der Caritas, wobei insbesondere ihre Latinität, die Fähigkeit Latein zu schreiben und zu sprechen, herausgehoben wird³⁸.

Die Befähigung, Latein (und auch Griechisch) zu beherrschen, war der Ausgangspunkt des Gesprächs zwischen dem Abt und der gelehrten Frau gewesen, die die Kenntnisse in diesen beiden Sprachen als wesentlichen Aspekt ihrer Gelehrtheit verteidigt – und tatsächlich war die Beherrschung des Lateinischen als *lingua franca* der Wissenschaften Voraussetzung, um Zugang zu akademischer Bildung zu erhalten, welche für Mädchen meist entweder im gebildeten

36 Vgl. Lotte Kurras/Frank Machilek (Hgg.), Caritas Pirckheimer 1467–1532. Eine Ausstellung der Katholischen Stadtkirche Nürnberg. Kaiserburg Nürnberg 26. Juni – 8. August 1982, München 1982, S. 98–100 Nr. 87 und 88 mit Abbildungen. In beiden Fällen handelt es sich um nicht edierte Papierhandschriften: Nürnberg, Staatsarchiv, Reichsstadt Nürnberg, Kloster St. Klara, Akten und Bände Nr. 1 und 2. Vgl. allgemein Edeltraud Kluetting T. OCarm., Fromme Frauen als Chronistinnen und Historikerinnen, in: Dies./Harm Kluetting (Hgg.), Fromme Frauen als gelehrte Frauen. Bildung, Wissenschaft und Kunst im weiblichen Religiosentum des Mittelalters und der Neuzeit. Öffentliche internationale Tagung der Diözesan- und Dombibliothek Köln (1. bis 4. April 2009) (Libelli Rhenani 37), Köln 2010, S. 217–229.

37 Vgl. Caritas Pirckheimer 1467–1532, S. 141–142 Nr. 145 (Plutarch), Nr. 146 (Fulgentius Afer, Johannes Maxentius).

38 Vgl. Caritas Pirckheimer 1467–1532, S. 127 Nr. 133: ein Brief Konrad Pellikans an Willibald Pirckheimer vom 16. Januar 1516, Caritas Pirckheimer 1467–1532, S. 135–136 Nr. 137 mit Abb. 32: Lobgedicht des Conrad Celtis, der das humanistisch geprägte familiäre Umfeld der Caritas betont, deren Lateinkenntnisse hervorhebt, die er ausdrücklich als *docta* klassifiziert, welche seiner Dichtkunst würdigte. Christoph Scheurl bezeichnet sie als *tantam sententiarum gravitatem verborum ornatui coniunctam*; Johannes Butzbach als *mulier studiosa et egregie erudita*. Vgl. Ursula Hess, Oratrix humilis. Die Frau als Briefpartnerin von Humanisten am Beispiel der Caritas Pirckheimer, in: Franz Josef Worstbrock (Hg.), Der Brief im Zeitalter der Renaissance, Weinheim 1983 (Acta Humaniora = Mitteilungen der Kommission für Humanismusforschung 9), S. 173–203.

elterlichen Haushalt oder in den Schulen von Frauenkonventen erlangt werden konnte³⁹.

Einen weiteren Aspekt bringt der Dialog des Erasmus zur Sprache: nämlich, dass gelehrte Humanistinnen vor allem in Italien, Frankreich und Spanien anzutreffen waren, aber einige auch in England und Deutschland. Für ersteres wird hier die Familie des Thomas Morus als Beispiel genannt, für zweites die Familien Blarer und Pirckheimer. Erasmus spiegelt hier die wohl zutreffende Wahrnehmung, dass gelehrte Frauen im humanistischen Deutschland zwar existierten, aber eine noch größere Ausnahme als in anderen Ländern waren⁴⁰.

Bleibt in diesem Dialog das Gelehrtsein der Frau auf einen privaten, familiären Rahmen beschränkt, so gibt es mit Olympia Fulvia Morata (1525–1556) aus Ferrara, die einen zeitweilig in Italien praktizierenden Arzt, Andreas Grundler, heiratete, und mit diesem in seine Heimatstadt Schweinfurt und schließlich nach Heidelberg ging, Hinweise darauf, dass sie an der Heideberger Universität privatim – also außerhalb des Curriculums – Vorträge (oder sogar Vorlesungen?) hielt⁴¹. Ihr Mann war als Mediziner an die Universität berufen worden und nach einem Artikel in einem Nachschlagewerk aus dem frühen 17. Jahrhundert hatte dessen Kollege, der Gräzist Jacobus Micyllus, Olympia Morata eingeladen, aus ihrer Forschungstätigkeit vorzutragen. Bemerkenswert dabei ist, dass es anscheinend nicht um Vorträge auf Latein, sondern auch auf Griechisch ging⁴².

39 In manchen Städten standen Mädchen zudem noch öffentliche Schulen für den Lateinunterricht zur Verfügung, entweder handelte es sich um Mädchenschulen oder aber auf Wunsch der Eltern wurde Mädchen gestattet, gemeinsam mit Brüdern zur Schule zu gehen. Vgl. die Quellen bei Peter Ketsch, *Frauen im Mittelalter* 1, S. 261–262 Nr. 307 (Brüsseler Schulordnung vom 25. 10. 1320 in deutscher Übersetzung), S. 262–263 Nr. 309 (Schulvertrag von Emmerich vom 26. April 1464 in deutscher Übersetzung).

40 Vgl. zum hohen Bildungsgrad vieler Frauen in Italien Paul Oskar Kristeller, *Learned Women of Early Modern Italy. Humanists and University Scholars*, in: Ders., *Studies in Renaissance Thought and Letters* I, Rom 1985, S. 185–205, der dies aber auch auf die Oberschicht beschränkt sieht (S. 192); Margaret L. King, *Book-Lined Cells. Women and Humanism in the Early Italian Renaissance*, in: Patricia H. Labalme (Hg.), *Beyond their Sex. Learned Women of the European Past*, London/New York 1984, S. 66–90, S. 81–82. – Aus Italien gibt es auch individuelle Lehrpläne für Frauen, wie den, den Leonardo Bruni für Battista Malatesta zusammenstellte: Leonardo Bruni, *Leonhardi Arentini de studiis et litteris ad illustrem dominam Baptistam de Malatesta tractatus*, in: *Erziehung. Anspruch, Wirklichkeit. Geschichte und Dokumente abendländischer Pädagogik II*, hg. von Eugenio Garin, Starnberg 1971, S. 168–191; vgl. Fietze, *Frauenbildungskonzepte* (wie Anm. 6), S. 123–124 mit weiteren Beispielen.

41 Vgl. Beijick, *Deutsche Humanistinnen* (wie Anm. 9), S. 164–169; Olympia Morata, *The complete writings of an Italian heretic*, hg. v. Holt N. Parker, Chicago 2003, S. 1–57.

42 Die Stelle bei Johann Frauenlob: *Die Lobwürdige Gesellschaft der Gelehrten Weiber/ das ist: Kurtze/ Historische Beschreibung/ der fürnembsten gelehrten/ verständigen und Kunsterfahrenen Weibspersonen/ die in der Welt biß auff diese Zeit gelebet haben. Auß unterschiedlichen glaubwürdigen Historicis, sowohl auch eigenen Erfahrung/ zusammen getragen [...]*. O. O., 1631, S. 26 (<http://www.literature.at/viewer.alo?objid=21610&viewmode=full>)

Selbst wenn der Bericht nicht zutreffend sein sollte, reflektiert seine Einbindung in eine Abhandlung des Jahres 1623 immerhin, dass diese Geschichte in Umlauf war und man sie für möglich hielt.

Darin spiegelt sich das Wissen um die zwar wenigen, aber doch immerhin existierenden gelehrten Humanistinnen, die belegen, dass auch jenseits der Universitäten Frauen ein Zugang zu akademischer Bildung und die Teilnahme an gelehrten Diskursen möglich war, sofern die sozioökonomischen Verhältnisse sowie das Bildungsniveau und die Akzeptanz der Familie dies zuließen – zumindest in Bezug auf Geisteswissenschaften und Theologie, doch unter weitgehendem Ausschluss von Mathematik und Naturwissenschaften⁴³. Dennoch wird in der Forschung mittlerweile diskutiert, inwiefern bereits der Diskurs über die Bildung von Mädchen und Frauen nicht bereits als Indikator dafür zu werten sei, dass Frauen, zumindest einzelne, herausragende Persönlichkeiten, durchaus öffentlich Gehör fanden. Dies führte dazu, dass in der Forschung gelegentlich von der Entdeckung der gelehrten Frau genau in dieser Zeit die Rede ist⁴⁴. Eine Weiterentwicklung in der (höheren) Frauenbildung ist immerhin insofern zu erkennen, als die Humanisten hier einen Mangel erkannten und formulierten, betont werden muss aber auch, dass diese Frauen ebenso wie die gelehrten Frauen der Aufklärung selten selbst veröffentlichten⁴⁵.

Die breiteren Ansätze zur Mädchenbildung, wie sie etwa Luther forderte, zielten auf eine Elementarbildung, die vor allem das Lesen und Verstehen können

screen&rotate=&scale=3.33&page=32; eingesehen am 21.12.17); vgl. Lateinischer Dialog und gelehrte Partnerschaft. Frauen als humanistische Leitbilder in Deutschland (1500–1550), in: Gisela Brinker-Gabler (Hg.), *Deutsche Literatur von Frauen I* (1988), S. 113–148, bes. 138ff. (mit 481–483 und 521–523). Vgl. Beijck, *Deutsche Humanistinnen* (wie Anm. 9), S. 168, die davon ausgeht, dass Morata privat Griechischunterricht für Studierende gegeben habe, da es einen Dankesbrief eines Studenten namens Hieronymus Angenosius an seine Lehrerin Olympia Morata gebe, ähnlich auch Parker, S. 30–31: Olympia Fulvia Morata, Briefe, übers. v. Rainer Kößling/Gertrud Weiss-Stählin, Leipzig 1991, S. 134–135 Nr. 64; Parker, S. 171 Nr. 64. Mycollus lobte immerhin in einem Gedicht die Gelehrtheit der Olympia insbesondere im Lateinischen und Griechischen und verfasste einen Epitaph auf sie: Parker 2003, S. 210–211, S. 215–216.

43 Die Bedeutung der Unterstützung durch Väter und Brüder betonen auch Fietze, *Frauenbildungskonzepte* (wie Anm. 6), S. 124, 133; Beijck, *Deutsche Humanistinnen*, S. 154; vgl. auch Martin Schmeisser/Gideon Stening, *Positive oder negative Utopie? Das ambivalente Bild der femina docta in Erasmus' Colloquium Abbatis et Eruditae*, in: Reimund B Sdzuji/Robert Seidel/Bernd Zegowitz, *Dichtung – Gelehrsamkeit – Disputationskultur*, Köln u. a. 2012, S. 14–33.

44 Claudia Opitz, *Die Entdeckung der gelehrten Frau*, in: *Schlaglichter der Forschung. Zum 75. Jahrestag der Universität Hamburg*, Berlin/Hamburg 1994, S. 305–319, S. 305 unter Verweis auf die Schwestern Pirckheimer, Margarete Peutingen und ihre Töchter oder auch Olympia Morata.

45 Vgl. Opitz, *Entdeckung* (wie Anm. 43), S. 309; Cornelia Niekus Moore, *The maiden's mirror. Reading materials for girls in the sixteenth and seventeenth century* (Wolffenbütteler Forschungen 36), Wiesbaden 1987, bes. S. 13–14.

der Bibel anstrebten und darum meist auf wenig Zeit des Unterrichtes beschränkt war⁴⁶. Um akademische Bildung ging es hierbei ebenso wenig wie bei den Mädchenschulgründungen beider Konfessionen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts und im 17. Jahrhundert, deren maßgebliches Ziel neben der Vorbereitung von Mädchen und Frauen für das Eheleben die Sozialisation im jeweiligen konfessionellen Umfeld war. Auch wenn Mädchenbildung insgesamt eine breitere institutionelle Basis erhielt, eine akademische Ausbildung oder Gelehrsamkeit von Mädchen und Frauen war nicht das Ziel; zudem gab es diese Einrichtungen vor 1800 auch nicht flächendeckend⁴⁷.

Tatsächlich aber wurden die bereits im Humanismus nachweisbaren Diskussionen um die Möglichkeit einer Frauenbildung im Rahmen der sog. Querelles des femmes fortgesetzt, bei der sich »Frauenfeinde« und »Frauenfreunde« unversöhnlich mit sich innerhalb dieses Diskurses kaum entwickelnden Argumenten gegenüberstanden⁴⁸. Auffällig ist dabei, dass »Frauenfreunde« wie Heinrich Agrippa von Nettesheim (1468–1535), der u. a. als Arzt praktizierte, oder Gottfried von Hippel der Ältere (1741–1796), der Stadtpräsident in Königsberg war, zwar über ein Universitätsstudium verfügten, aber danach nicht weiter im universitären Umfeld wirkten. Die »Frauenfeinde«, die zumindest für die Mehrzahl von Frauen nicht einmal von deren Beschulbarkeit ausgingen, aus

46 Vgl. Martine Sonnet, Mädchenerziehung, in: Georges Duby/Michelle Perrot (Hgg.), Geschichte der Frauen Bd. 3, Frankfurt am Main u. a. 1994, S. 119–150, S. 121; Catherine R. Eskin, The Rei(g)nig of Woman's Tongues in English Books of Instructions and rhetorics, in: Barbara J. Whitehead (Hg.), Womens education in Early modern Europe. A History 1500–1800, New York 1999, S. 101–132, S. 113; Andreas Rutz, Bildung – Konfession – Geschlecht. Religiöse Frauengemeinschaften und die katholische Mädchenbildung im Rheinland (16.–18. Jahrhundert) (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz. Abt. für Abendländische Religionsgeschichte 210), Mainz 2006, S. 100–114; Ders., Mädchenbildung zwischen Geschlechtertrennung und Koedukation. Erziehungsideale und schulische Praxis im Europa des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, in: Historisches Jahrbuch 136 (2016), S. 177–198, S. 184–192 jeweils mit weiterer Literatur. Vgl. auch den Band mit zahlreichen Quellen in Übersetzung: Sylvia Schraut/Gabriele Petri, Katholische Schulbildung in der Frühen Neuzeit. Von »guten Christenmenschen« zu »tüchtigen Jungen« und »braven Mädchen«. Darstellung und Quellen, Paderborn u. a. 2004.

47 Vgl. z. B. Ursula Dirmeier CJ, »warffen auch mit latein stattlich umb sich«. Die »Englischen Fräulein« als Schulorden im 17. und 18. Jahrhundert, in: Kluetting/Kluetting (Hgg.), Fromme Frauen als gelehrte Frauen. Bildung, Wissenschaft und Kunst im weiblichen Religiosentum des Mittelalters und der Neuzeit. Öffentliche internationale Tagung der Diözesan- und Dombibliothek Köln (1. bis 4. April 2009) (Libelli Rhenani 37), Köln 2010, S. 273–295; Angela Conrad, Weibliche Lehrorden und katholische höhere Mädchenschulen im 17. Jahrhundert, in: Kleinau/Opitz, Geschichte (wie Anm. 1) S. 252–262.

48 Vgl. Opitz, Entdeckung (wie Anm. 43), S. 310–311; Katharina Fietze, Frauenbildung in der Querelles des femmes, in: Kleinau/Opitz, Geschichte (wie Anm. 1), S. 237–251; Die europäische Querelles des femmes. Geschlechterdebatten seit dem 15. Jahrhundert, Stuttgart 1997.

moralischen oder aus anthropologischen Gründen, gehörten überwiegend dem universitären Umfeld an⁴⁹.

Dennoch gab es europaweit und wiederum vor allem in Italien weibliche »Studienfälle«, wie beispielsweise 1678 die Promotion der Elena Cornaro Piscopia (1646–1684) in Philosophie belegt, nachdem ein Antrag des Vaters auf Promotion in Theologie abgelehnt worden war⁵⁰. Deutlich werden in diesem Fall einerseits Widerstände gegen das Frauenstudium, andererseits aber, dass ihr Vater, ein Professor, seine Tochter unterstützte. Vor allem Väter aus dem Bereich der Universität waren es, die ihren Töchtern ein Universitätsstudium oder doch wenigstens nach einem häuslichen Studium einen Universitätsabschluss zu ermöglichen versuchten. Dieselben strukturellen Voraussetzungen sind auch bei den wenigen Frauen zu beobachten, für die im Deutschland des 17. und 18. Jahrhunderts ein Universitätsstudium bzw. ein universitärer Abschluss nachweisbar sind⁵¹. Dies bedeutet aber auch, dass Frauen nicht als gelehrte Individuen, sondern als Mitglieder einer gelehrten Familie angesehen wurden und nur als solche gefördert wurden⁵².

So war es der Greifswalder Professor Augustin von Balthasar, der dafür sorgte, dass seine Tochter Anna Christina (1737–1808) in Französisch, Latein und Griechisch unterrichtet wurde⁵³. Als dreizehnjährige trug sie 1750 eine Rede zur Eröffnung des neuen Universitätsgebäudes vor und wurde als Dank immatrikuliert, war also nun selbst akademische Bürgerin. Davon, dass sie dann auch tatsächlich an der Universität studiert hätte, verlautet in den Quellen nichts. Dass

49 So auch Opitz, Entdeckung (wie Anm. 43), S. 315.

50 Vgl. Kristeller, Learned Women (wie Anm. 40), S. 197, S. 199–204; Schiebinger, Schöne Geister (wie Anm. 6), S. 34–36 nennt neben Elena Cornaro noch Maria Agnesi in Mailand, Laura Bassi in Bologna, die beide dann auch an der Universität lehrten.

51 Walther Schönfeld, An deutschen Universitäten graduierte Frauen des 18. Jahrhunderts, in: Festschrift zur 500-Jahrfeier der Universität Greifswald 17.10.1956, Greifswald 1956, S. 261–264 nennt Margareta von Ravenna bereits im frühen 16. Jahrhundert, Anna Christina Ehrenfried von Balthasar, Dorothea Christiane Erxleben, Dorothea von Schlözer; vgl. auch Opitz, Entdeckung (wie Anm. 43), S. 315–316 sowie den Band Lieselotte J. Eberhard (Hg.), Von der berühmten, gelehrten, trefflichen und schönen Dorothea Schlözer, Doktor der Philosophie, verehelichte von Rodde in Lübeck. Eine Sammlung von historischen Bildern und Texten (Kleine Hefte zur Stadtgeschichte 12), Lübeck 1995; Niermeyer, Ausschluss (wie Anm. 7), S. 281 betont, dass der Besuch von Universitäten durch Frauen nicht im engeren Sinne verboten, aber de facto kaum vorstellbar war, weswegen es auch nur wenige Fälle gab.

52 Vgl. Jacobi, Mädchen- und Frauenbildung (wie Anm. 1), S. 39 mit Verweis auf eine Lösung aus diesem Schema durch einzelne Frauen wie Anna Maria Schurmann, Marie Le Jars de Gournay oder Bathsua Makin; vgl. Opitz, Entdeckung (wie Anm. 43), S. 317.

53 Auch Anna Maria Schuman berichtet in ihrer Autobiographie (Eukleria, 1673) davon, dass ihr Vater dafür gesorgt habe, dass sie gemeinsam mit ihren Brüdern Latein und Französisch lernte. Ihren Unterricht in Griechisch und Hebräisch sowie dann Syrisch und Arabisch führt sie dann auf ihr eigenes Interesse zurück; vgl. zu ihr Pieta van Beek, The First Female University Student: A. M. van Schurmann, Utrecht 2010.

sie bereits zwei Tage später zur *Baccalaurea artium et philosophiae* promoviert wurde, spricht gegen ein reguläres Studium⁵⁴.

Im Göttingen des 18. Jahrhunderts bildete sich gar eine ganze Gruppe von Professoren, die ihren Töchtern eine akademische Bildung zukommen ließen und auch danach strebten, dass diese durch universitäre Abschlüsse anerkannt würde⁵⁵. Hierzu zählt der Staatsrechtler und Historiker August Ludwig Schlözer, der seine Tochter Dorothea (1770–1825) neben Latein, Französisch weitere Fremdsprachen lernen ließ und auch für Geometrieunterricht sorgte. Ihr Vater war es auch, der ihre Promotion betrieb. Ohne dass sie studiert hätte oder eine Dissertation verfasst hatte, wurde sie als Siebzehnjährige 1787 in einem nicht-öffentlichen Prüfungsverfahren promoviert, nachdem sie von acht Professoren über verschiedene Themenbereiche wie antike Literatur, Mathematik oder Bergbau u. a. geprüft worden war. Tatsächlich blieb sie danach bis zu ihrer Verheiratung wissenschaftlich tätig und erstellte mit ihrem Vater eine Untersuchung über die Geschichte des Münz- und Geldwesens sowie des Bergbaus im Russland des 18. Jahrhunderts⁵⁶.

Auch Dorothea Erxleben (1715–1762), Tochter des Quedlinburger Arztes Leporin, erhielt ihre umfangreiche Bildung ebenso wie ihre medizinische Ausbildung überwiegend im häuslichen Umfeld, bevor sie mit Sondergenehmigung des preußischen Königs zum Studium zugelassen und 1754 als Ärztin promoviert wurde. Von einem regulären Studienverlauf kann also auch in ihrem Fall nicht die Rede sein: Sie hatte zwar 1741 eine Sondererlaubnis des preußischen Königs erhalten gemeinsam mit ihrem Bruder Medizin an der Universität Halle zu studieren, heiratete dann aber. Die Promotion erwarb sie nach Jahren des Praktizierens als Ärztin, weil sich die anderen Ärzte in Wittenberg über Dorothea von Erxleben beschwert hatten. Und dies gilt im Grunde auch für die anderen studierten Frauen im Deutschland der Frühen Neuzeit. Welche Motive die Familien hatte, also ob die jungen Frauen hier als Exponentinnen ihrer professoralen Väter in Erscheinung traten, die die Ehrungen der Töchter zugleich als Verbeugung vor den eigenen Leistungen verstanden⁵⁷, oder ob die Hoffnung, die Töchter auf diese Weise in ihren eigenen Kreisen oder – gar – in den Adel ver-

54 Vgl. Schönfeld, *An deutschen Universitäten* (wie Anm. 46), S. 262–263.

55 Vgl. Birgit Panke-Kochinke, *Göttinger Professorenfamilien. Strukturmerkmale weiblicher Lebenszusammenhänge im 18. und 19. Jahrhundert*, Pfaffenweiler 1993; Niermeyer, *Ausschluss* (wie Anm. 7), S. 284 nennt noch Dorothea Friederike Gutbier und Caroline Michaelis.

56 Vgl. Niermeyer, *Ausschluss* (wie Anm. 7), S. 286–288.

57 So interpretiert, nicht zu Unrecht, Schönfeld, *An deutschen Universitäten* (wie Anm. 46), S. 263–264; zu Dorothea Erxleben vgl. Annette Fulda, »Da dergleichen Exempel bey dem weiblichen Geschlechte insonderheit in Deutschland etwas rar sind«: Gelehrtes Wissen, ärztliche Praxis und akademische Promotion Dorothea Christiana Erxlebens (1715–1762), in: Hohkamp/Jancke (Hg.), *Nonne, Königin* (wie Anm. 11), S. 60–82.

heiraten zu können, maßgeblich war⁵⁸, oder ob die Familien die begabten Mädchen um ihrer selbst willen förderten, kann aus heutiger Perspektive kaum mehr entschieden werden.

Die Leporins nahmen gewissermaßen eine Mittlerstellung ein zwischen professoralen und großbürgerlichen Vätern. So war der Vater von Christiana Mariana von Ziegler (1695–1760), Franz Conrad Romanus, ein Jurist, hatte also auch studiert; zu Beginn des 18. Jahrhunderts war er Bürgermeister der Stadt Leipzig. Christiana Mariana erhielt unter seiner Obhut eine umfassende Bildung, ohne die Universität besucht zu haben. Sie tat sich nach dem Tode ihres zweiten Mannes als Schriftstellerin hervor und nahm in Leipzig aktiv an der wissenschaftlich-literarischen Kultur der Leipziger Oberschicht teil⁵⁹. Auch Maria Sibylla Merian (1647–1717) steht für eine Gruppe von Frauen, die in ihrem bürgerlichen Umfeld eine umfassende Bildung erhielten, die zu eigener wissenschaftlicher Tätigkeit führte. Dabei spielte der Zusammenhang zwischen Handwerk und wissenschaftlichen Experimenten, aber auch Kunst und Wissenschaft, die sich im Spätmittelalter etabliert hatten, ebenfalls eine Rolle⁶⁰.

Wie sehr die praktische Umsetzung eines Frauenstudiums, selbst wenn es gewollt war, aufgrund von Vorstellungen über Anstand, die sich aus dem Kontakt zwischen Männern und Frauen ergaben, auf Probleme stieß, zeigt das Beispiel der Anna Maria van Schurmann, die, bereits umfassend gebildet, nicht nur die Eröffnungsrede auf die 1636 gegründete Universität Utrecht halten, sondern auch dort studieren durfte. Hierzu allerdings musste sie sich während der Lehrveranstaltungen in einem abgetrennten Raum aufhalten, von dem aus sie zuhören, nicht jedoch von den männlichen Studenten gesehen werden konnte⁶¹. Ähnliches wird auch für Regina Josepha von Siebold (1771–1849) berichtet, die 1807 ihre Prüfung als Ärztin in Würzburg bestand, wo sie mit einer Sondergenehmigung hatte studieren dürfen⁶². Die Frage nach der öffentlichen Sichtbarkeit von Frauen im universitären Leben scheint tatsächlich ein Problem gewesen zu sein, denn auch in Bezug auf die in Bologna Physik lehrende Laura Bassi gibt es Hinweise, dass diese nicht öffentlich gelehrt, sondern lediglich bei sich zu Hause Vorlesungen in privatem Rahmen gehalten habe, ebenso wie der bereits erwähnten Olympia Morata⁶³. Zu den strukturellen Nachteilen von Frauen hin-

58 Vgl. Cornelia Caroline Köhler, Gelehrte Frauen der Frühen Neuzeit in Leipzig, in: Leipziger Stadtgeschichte. Jahrbuch 2011, S. 47–100, S. 53.

59 Vgl. Niermeyer, Ausschluss (wie Anm. 7), S. 280.

60 Vgl. Londa Schiebinger, Wissenschaftlerinnen im Zeitalter der Aufklärung, in: Kleinau/Opitz, Geschichte (wie Anm. 1), S. 295–308, S. 299–303.

61 Vgl. zu Anna Maria Schurmann oben Anm. 53.

62 Vgl. Niermeyer, Ausschluss (wie Anm. 7), S. 281; vgl. Gisela Kaiser, Über die Zulassung von Frauen zum Studium der Medizin am Beispiel der Universität Würzburg, in: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen 14 (1996), S. 173–184.

63 Vgl. Schiebinger, Schöne Geister (wie Anm. 6), S. 35 sowie zu Laura Bassi Beate Ceranski,

sichtlich eines universitären Studiums zählen aber nicht nur Rollenerwartungen und Anstandsvorstellungen, sondern auch dass nach einem Studium eine Berufstätigkeit in Kirche oder der höheren Verwaltung aufgenommen wurde, welche Frauen aber nicht offenstand⁶⁴.

Anna Maria Schurmann zählt auch zu den wenigen Frauen, die sich explizit in einer Schrift mit dem Frauenstudium befasste. Sie stellte heraus, dass Frauen, die studieren wollten, wenigstens mittelbegabt sein müssten – zweifelt aber eben auch nicht an, dass das möglich sei – und betont, dass des Weiteren die wirtschaftliche und die häusliche Situation der Frau ein Studium zulassen müssten⁶⁵.

Die im 17. Jahrhundert aufkommenden privaten Salons setzten insofern eine Tradition der Adelshöfe fort, als das gelehrte, wissenschaftliche Gespräch wie dort als Bestandteil der eigenen sozialen und kulturellen Identität der Oberschicht, an der nun Adelige aber auch Bürgerliche teilhaben konnten, diente. Frauen nahmen an diesen Zirkeln nicht nur teil, sondern es gab zahlreiche Salons, die von Frauen geführt wurden, den sog. Salonièren wie Christiana Mariana von Ziegler in Leipzig⁶⁶. Natürlich handelt es sich hier nicht um Forschungsstätten, wohl aber um Diskursräume, in denen der Austausch von akademischem Wissen das zentrale Ziel war, und die es Frauen ermöglichten an wissenschaftlichen Diskussionen teilzunehmen, auch in dem sie eigene Anschauungen vortrugen. Dennoch waren die Salons keine Forschungs- und Lehrstätten im eigentlichen Sinne. Sie gehören aber in den Kontext des Ideals einer »politischen Gelehrsamkeit« mit stark diskursiven Zügen, wovon Frauen profitierten, für die zudem das Konzept der »schönen Gelehrsamkeit« entwickelt wurde⁶⁷. Doch auch bei Zusammenkünften des Bürgertums und in Gelehrten-gesellschaften spielten Frauen beim gelehrten Diskurs eine wichtige Rolle und repräsentierten so ihre Familien⁶⁸.

Wunderkinder, Vermittlerinnen und ein einsamer Marsch durch die akademischen Institutionen. Zur wissenschaftlichen Aktivität von Frauen in der Aufklärung, in: Claudia Opitz/ Ulrike Weckel/Elke Kleinau (Hgg.), Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten, Münster u. a. 2000, S. 296–303.

64 Vgl. Niermeyer, Ausschluss (wie Anm. 7).

65 Vgl. Auszüge aus Num foeminae christianae conveniat studium litterarum?, in: Elisabeth Gössmann (Hg.), Archiv für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung, Bd. 1: Das Wohlgelehrte Frauenzimmer, München 1984, S. 40–53; vgl. u. a. Opitz, Entdeckung (wie Anm. 43), S. 311–312; Fietze, Frauenbildung, S. 244–245.

66 Vgl. Schiebinger, Schöne Geister (wie Anm. 6), S. 36–40, S.43, S. 55–57, S. 75–78; Ceranski, Wunderkinder (wie Anm. 53), S. 290, die betont, dass Frauen in diesem Zusammenhang nur Patroninnen, nicht aber aktiv den Diskurs Gestaltende waren.

67 Vgl. Cornelia Caroline Köhler, Das Frauenzimmer und die schönen Wissenschaften. Georg Friedrich Meiers Ideal der Frauengelehrsamkeit im Geselligen (1748–50), in: Martin Blawid/ Karin Henzel (Hgg.), Poetische Welt(en). Ludwig Stockinger zum 65. Geburtstag, Leipzig 2011, S. 119–129.

68 Vgl. Köhler, Gelehrte Frauen (wie Anm. 58), S. 54–57, S. 61–64.

Dies freilich gilt für die gleichfalls seit dem 17. Jahrhundert aufkommenden Akademien, die aber wie die Universitäten trotz einer fehlenden statuarischen Regelung Frauen de facto von der Aufnahme ausschlossen; eine Ausnahme stellen lediglich die Akademien in Italien dar⁶⁹. Die Rolle der Akademien ist insofern nicht zu unterschätzen, als im 18. Jahrhundert die wissenschaftlichen Erkenntnisse wesentlich in ihnen vorangetrieben wurden, während die Universitäten überwiegend Lehrstätten waren, die den Interessen der jeweiligen Landesherren dienten, die vor allem gut ausgebildete Funktionsträger in geistlichen wie weltlichen Ämtern benötigten.⁷⁰

Ein Beispiel für die Probleme bei der Integration von Frauen in den Wissenschaftsbetrieb der Akademien ist Maria Winkelmann-Kirch (1670–1720)⁷¹. Hatte sie bereits astronomische Kenntnisse auf wissenschaftlichem Niveau als sie den Astronomen Gottfried Kirch heiratete, so arbeitete sie nun mit ihrem Mann zusammen und war auch gemeinsam mit ihm an der Berliner Akademie als Astronomin tätig. Tatsächlich aber bekleidete sie diese Stellung trotz ihrer unbestreitbaren wissenschaftlichen Verdienste nur aufgrund ihrer Ehe mit Kirch, denn nach dessen Tode 1710 durfte sie nicht seine Nachfolge antreten. Obwohl auch die Akademie ihre Leistungen anerkannte, sorgte sie sich darum, mit einer Anstellung von Maria Kirch einen Präzedenzfall zu schaffen. Erst als ihr Sohn Christfried Kirch als Astronom an die Akademie berufen wurde, konnte auch Maria dort wieder tätig sein. Eine eigenständige Tätigkeit der Maria war nicht möglich, obwohl die vielfach gerade in Deutschland im Wissenschaftsbetrieb wirksamen Traditionen des Handwerks nicht nur das Mitarbeiten von Frauen und Töchtern in den Betrieben zuließen, sondern in vielen Regionen auch die eigenständige Führung eines Betriebes erlaubten⁷².

An der zunehmenden Popularisierung der Wissenschaften im 17. und 18. Jahrhundert konnten Frauen zwar als Rezipientinnen entsprechender Bücher teilnehmen, verfassten zum Teil auch solche, aber trotz der entsprechenden

69 Schiebinger, *Schöne Geister* (wie Anm. 6), S. 40–54; Auf die Hintergründe im Zustand der Alten Universitäten und den Diskussionen um die Reform, die zum einen in Gründungen wie Halle, Göttingen und Erlangen aber auch zur Gründung von Akademien und Gelehrtenvereinigungen führte, kann hier nicht weiter eingegangen werden; vgl. aber z. B. Hans-Albrecht Koch, *Die Universität. Geschichte einer europäischen Institution*, Darmstadt 2008, S. 113–139 sowie spezieller Marian Füssel, *Lehre ohne Forschung? Zu den Praktiken des Wissens an der Universität der Frühen Neuzeit*, in: Martin Kintzinger/Rita Steckel, *Akademische Wissenskulturen. Praktiken des Lehrens und Forschens vom Mittelalter bis zur Moderne* (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 13), Basel 2015, S. 59–87 mit einem differenzierten Befund zur Lehre.

70 Vgl. Niermeyer, *Ausschluss* (wie Anm. 7), S. 280; Schiebinger, *Schöne Geister* (wie Anm. 6), S. 35–36.

71 Vgl. Schiebinger, *Schöne Geister* (wie Anm. 6), S. 106–150.

72 Vgl. Schiebinger, *Wissenschaftlerinnen* (wie Anm. 60), S. 299 sowie zu den Strukturen Ceranski, *Wunderkinder*, S. 288–290.

Diskurse blieb ihnen der institutionelle Zugang zu akademischer Bildung und erst recht zu eigener Forschung weitgehend verwehrt⁷³. Auffällig ist aber, dass anders als im Humanismus auch deutlich wird, dass Frauen sich intensiv nicht nur mit der neuen Naturphilosophie auseinandersetzten, sondern sich auch für Naturwissenschaften wie Mathematik oder Physik interessierten⁷⁴.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass akademisch gebildete Frauen ihre Gelehrsamkeit während des Mittelalters vor allem in geistlichen Kommunen erlangen konnten und seit dem 12. Jahrhundert zunehmend auch hochgelehrte – adelige – Frauen im Umfeld fürstlicher Höfe zu belegen sind. Seit dem Spätmittelalter gibt es auch immer wieder Frauen aus dem gehobenen Bürgertum, die zu akademischer Bildung gelangten, weil sie im familiären Umfeld gefördert wurden. Die Förderung vor allem durch die in der Regel gelehrten Väter hatte auch mit deren Streben nach Anerkennung zu tun, gelehrte Töchter konnten also, insbesondere weil sie als ungewöhnlich galten, als Beleg für die gelehrten Fähigkeiten der Väter dienen; vielleicht sogar mehr noch als die Söhne⁷⁵. Sie arbeiteten aber häufiger nach ihrer Heirat nicht mehr wissenschaftlich, wenngleich es wie Margarete Peutingering und Maria Kirch zahlreiche Frauen gab, die gemeinsam mit ihren Männern wissenschaftlich arbeiteten, aber meist weniger als diese öffentlich in Erscheinung traten⁷⁶.

Und auch Nationalstolz spielte beim Interesse an gelehrten Frauen eine nicht unwesentliche Rolle: schon Konrad Celtis hatte nach Italien blickend den Nachholbedarf in der Gelehrsamkeit angemahnt und auch Gottfried von Hippel der Ältere versuchte auf diese Weise seiner Forderung nach einer besseren Bildung von Frauen stärkeres Gewicht zu verleihen⁷⁷. Seinen Ausdruck fand dieses Bestreben in den sogenannten »Frauenzimmerlexika«, deren Aufgabe es war, die Existenz hochgebildeter Frauen nachzuweisen und die darin den humanistischen Frauenapologien folgten und sowohl geistliche wie weltliche Frauen berücksichtigte⁷⁸. Als breite Bewegung aber setzte sich dieses Bestreben nicht

73 Ceranski, Wunderkinder (wie Anm. 53), S. 293–295.

74 Vgl. Schiebinger, *Schöne Geister* (wie Anm. 6), S. 66–74 und S. 79–95 zu Margaret Cavendish, S. 95–104 zu Emilie du Châtelet.

75 Vgl. Hess, *Lateinischer Dialog* (wie Anm. 34), S. 127–137; Signori, *Berühmte Frauen* (wie Anm. 31), S. 37.

76 Vgl. Monika Mommertz, *Schattenökonomie der Wissenschaft*, in: Theresa Wobbe (Hg.), *Frauen in Akademie und Wissenschaft. Arbeitsorte und Forschungspraktiken 1700–2000* (Forschungsberichte der interdisziplinären Arbeitsgruppen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften 10), Berlin 2002, S. 31–63 sowie auch Ceranski, *Wunderkinder* (wie Anm. 53), S. 291–293.

77 Vgl. Opitz, *Entdeckung* (wie Anm. 43), S. 314.

78 Vgl. Opitz, *Entdeckung* (wie Anm. 43), S. 314; Signori, *Berühmte Frauen* (wie Anm. 31), die u. a. auf Giovanni Boccaccio und seine Übersetzungen hinweist; Karin Schmidt-Kohberg, *Repräsentationen gelehrter Frauen in »Frauen-Zimmer-Lexika« des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: Hohkamp/Janke (Hg.), *Nonne, Königin* (wie Anm. 11), S. 135–152.

durch und so blieben gelehrte, wissenschaftlich oder auch auf hohem Niveau literarisch wirkende Frauen eine Ausnahmeerscheinung, von Bildungseinrichtungen wie den Gymnasien oder den Universitäten blieben Frauen in der Regel ausgeschlossen; reine Mädchenschulen wie die konfessionellen Mädchenschulen zielten nicht auf eine akademische Bildung. Dies kann man nicht alleine mit dem Erstarken der bürgerlichen Gesellschaft begründen, zumal das Phänomen so dauerhaft war⁷⁹.

Vom Spätmittelalter bis zur Wende vom 18. bis 19. Jahrhundert gab es also keinen entscheidenden Wandel in der höheren Frauenbildung im Sinne eines Fortschrittes, in dem man eine Vorbereitung auf das universitäre Frauenstudium sehen könnte⁸⁰. Wohl aber gab es seit dem Spätmittelalter Diskussionen um die Bildungsfähigkeit von Frauen im Allgemeinen, aber auch um ihren Zugang zu gelehrter Bildung, in deren Verlauf sich neben Gegnern eben auch immer wieder Befürworter zu Wort meldeten; allerdings mehrten sich um 1800 wieder die Stimmen, die in Gelehrtheit eine Korrumpierung der weiblichen Natur sahen und selbst die Frage, ob Frauen Menschen seien, mit nein beantworteten⁸¹. Damit ist zugleich die Situation umrissen, die bestand, als die Universität Bonn 1818 ins Leben gerufen wurde.

79 Zumindest ist die Sicht heute erheblich differenzierter, als dies vor fast 25 Jahren Opitz, *Entdeckung* (wie Anm. 43), S. 314–316 annehmen konnte.

80 Vgl. auch Opitz, *Entdeckung* (wie Anm. 43), S. 305.

81 Dies betont z. B. Schiebinger, *Schöne Geister* (wie Anm. 6), S. 29; vgl. Silvia Bovenschen, *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt/M. 1979, bes. S. 81–83 sowie Claudia Opitz, *Mutterschaft und weibliche (un-)Gleichheit in der Aufklärung. Ein kritischer Blick auf die Forschung*, in: *Dies., Aufklärung der Geschlechter, Revolution der Geschlechterordnung. Studien zur Politik- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts*, Münster 2002, S. 39–59.

Ines Neffgen

Frauen an der Universität Bonn von der Gründung bis zum Ersten Weltkrieg

»Ueber unsere rheinische Hochschule ist mit dem angehenden Winterhalbjahre eine neue Zeit hereingebrochen, still und klanglos und doch bedeutungsvoll für die Zukunft.«¹ Mit diesen Worten beginnt ein Artikel des Bonner General-Anzeigers über die neugewonnene Möglichkeit für Frauen, sich mit dem Wintersemester 1896/97 erstmals als Gasthörerinnen an der Universität einschreiben zu können. Rund ein Jahrzehnt später, im Jahr 1908, wurde das reguläre Frauenstudium in Preußen eingeführt und damit auch an der Universität Bonn Frauen die Chance eröffnet, als vollmatrikulierte Studentinnen Teil der hiesigen Alma Mater zu werden. Doch bereits vor dieser entscheidenden Zäsur waren Frauen im Umfeld der Universität durchaus präsent. Insbesondere Professorengattinnen kam im gesellschaftlichen Universitätsgefüge des 19. Jahrhunderts eine wichtige Bedeutung zu. Um jedoch aus dem familiären Kontext hervorzutreten und schließlich eine eigene Berufstätigkeit im akademischen Umfeld anstreben zu können, war der Erwerb von Bildung die entscheidende Voraussetzung. Erst diese ermöglichte die Aufnahme eines Studiums. Im Folgenden gilt es, diese Entwicklung am Beispiel der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität näher zu betrachten. Ziel ist es, die vielfältigen Rollen sowie die wachsenden Möglichkeiten von Frauen im Kontext der Bonner Universität zu beleuchten und den gesellschaftlichen sowie politischen Wandel im Zeitraum von ihrer Gründung 1818 bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1914 zu skizzieren.

Frauenbildung und Bonner Schullandschaft im 19. Jahrhundert

Die Gründung der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität im Jahr 1818 erfolgte nur wenige Jahre, nachdem das Rheinland auf dem Wiener Kongress 1815 Preußen zugesprochen worden war. Im Zuge der Neuordnung Europas und

1 Der General-Anzeiger über die Einführung des Studiums für Gasthörerinnen an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität: 5. 11. 1896, Nr. 2444, S. 7.

der Gründung des Deutschen Bundes wurden die mehrheitlich katholischen Rheinländer zu Untertanen der protestantischen Hohenzollerndynastie. Als Zeichen des Wohlwollens versprach der preußische König Friedrich Wilhelm III. die Gründung einer Universität in der neuen Rheinprovinz. Im Nachgang der napoleonischen Umwälzungen und des Untergangs des alten Reiches 1806 wurden mit den Preußischen Reformen umfassende Modernisierungsmaßnahmen eingeleitet – unter ihnen die Bildungsreform. Bildung wurde zur Staatsaufgabe und die Schulen unter behördliche Aufsicht gestellt. Auf der Volksschule erhielten Jungen und Mädchen eine elementare Bildung vermittelt. Der Zugang zu mittleren und höheren öffentlichen Schulen blieb in der Regel jedoch den Jungen vorbehalten. Vorwiegend private Mädchen-Lyzeen und höhere Töchterschulen ermöglichten es jungen Frauen der aufstrebenden Gruppe des städtischen Besitz- und Bildungsbürgertums, eine umfangreichere Bildung zu erhalten. Diese speziell für Mädchen etablierten Einrichtungen führten jedoch nicht zu dem für die Aufnahme eines Studiums benötigten Abitur. Im Gegensatz zu den humanistischen Gymnasien, welche die Jungen auf das Abitur vorbereiteten, und bei denen das Erlernen des Lateinischen und Griechischen einen hohen Stellenwert besaß, vermittelten die höheren Mädchenschulen vor allem Kenntnisse in den Fächern Religion, Deutsch, Literatur, Handarbeit, Singen und in den modernen Sprachen. Eine altsprachliche Ausbildung und die Lehre von naturwissenschaftlichen Fächern waren in der Regel nicht vorgesehen, ebenso wie die Vermittlung von Mathematik nicht über das zur Führung eines Haushalts Notwendige hinausging. Einen einheitlichen und verbindlichen Lehrplan gab es nicht, sodass die Schulen die Schwerpunkte selbst gestalten konnten und sich dabei nicht selten nach den Bedürfnissen und Wünschen der Eltern richteten. Das Bildungsideal des Bürgertums sah für Frauen nicht Bildung als Selbstzweck, sondern die Vorbereitung auf die Rolle als Gattin sowie die zukünftigen Aufgaben in Haus und Familie vor. Verbreitet war die Vorstellung, dass die beiden Geschlechter von ihren Eigenschaften her komplementär zueinander angelegt seien. Während der Mann für das Auftreten nach außen und das Erwerbsleben zuständig war, galt das Innere, das Heim als Zuständigkeitsbereich der Frau. Als Ehegatten bildeten Mann und Frau dann ein Ganzes. Die Anzahl der Schulen nahm im Laufe des 19. Jahrhunderts zu, neben die Privatschulen traten zunehmend auch städtische Gründungen. Der Besuch einer höheren Mädchenschule bot aufgrund des Schulgeldes jedoch weiterhin eine gewisse Exklusivität. Eine weiterführende Bildung konnten die jungen Frauen nach dem Schulabschluss lediglich durch den Besuch eines Lehrerinnenseminars oder eines einjährigen Weiterbildungskurses erhalten. Nach dem Ablegen der in Preußen 1837 eingeführten Lehramtsprüfung, besaßen sie die Möglichkeit, selbst an einer höheren Mädchenschule oder an Volksschulen zu unterrichten. Darüber hinaus bestand meist nur die Chance, als Gouvernante einer Berufstätigkeit nachzugehen. Diese

wurde in bürgerlichen Kreisen für Frauen jedoch nur selten angestrebt, gleichwohl konnte die Ausbildung als Absicherung bei Nichtverheiratung oder frühzeitigem Verlust des Ehegatten bzw. der Eltern dienen.²

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war das Bonner Schulwesen zunächst durch die französische Herrschaft der Jahre 1794 bis 1814 geprägt. Bedingt durch die geringe Kontrolle seitens der französischen Verwaltung in den ersten Jahren der Besatzung blühte das Privatschulwesen in Bonn auch im Bereich der Elementarschulen auf. Gleichwohl entstanden zu jener Zeit vier städtische Primarschulen für Mädchen.³ Im Bereich der höheren Mädchenschulen bestand am Ende der französischen Zeit in Bonn mindestens eine höhere Töchterschule.⁴

Der Verlust des kurkölnischen Hofes im Zuge des Einmarschs der Franzosen bedeutete für Bonn auch den Wegfall eines wichtigen wirtschaftlichen Faktors und den darauffolgenden zeitweiligen Rückgang der Einwohnerzahlen. Nach 1818 konnte die neue Universität eine erhebliche gesellschaftliche Strahlkraft entfalten und nahm auch eine führende wirtschaftliche Stellung innerhalb der Stadt ein. Diese ließ erst in den 1860/70er Jahren nach, bedingt durch ein geringes Wachstum der Universität im Vergleich zur gesamten Stadt und der Stärkung des aufstrebenden Wirtschaftsbürgertums. Im 19. Jahrhundert galt Bonn nicht nur als bedeutende Universitätsstadt, sondern fungierte zudem als Garnisonsstandort. Auch bei wohlhabenden Rentnern erfreute sich die Stadt großer Beliebtheit, nicht zuletzt wegen der idyllischen Lage am Rhein sowie des breiten Angebots an öffentlichen Veranstaltungen und Vorlesungen seitens der

2 Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1983, S. 56–65, 451–470; Juliane Jacobi, *Mädchen- und Frauenbildung in Europa. Von 1500 bis zur Gegenwart*, Frankfurt am Main 2013, S. 207–217, 221–223, 254–264; James C. Albisetti, *Mädchen- und Frauenbildung im 19. Jahrhundert*, Bad Heilbrunn 2007, S. 25–96 [Originaltitel: *Schooling German Girls and Women. Secondary and Higher Education in the Nineteenth Century*, Princeton 1988]; Margret Kraul, *Von der Höheren Töchterschule zum Gymnasium: Mädchenbildung in Deutschland im 19. Jahrhundert*, in: Trude Maurer (Hg.), *Der Weg an die Universität. Höhere Frauenstudien vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert*, Göttingen 2010, S. 169–190, hier S. 170–176.

3 Zur französischen Schulpolitik im Rheinland und den Bonner Mädchenschulen vgl. Andreas Rutz, *Zwischen konfessioneller Disziplinierung und staatlichem Bildungsauftrag. Das Mädchenschulwesen der Stadt Bonn in kurfürstlicher und französischer Zeit*, in: *Bonner Geschichtsblätter* 49/50 (1999/2000), S. 225–264, hier S. 246–264.

4 Hierbei handelt es sich um die 1810 gegründete höhere Töchterschule der Geschwister Maria und Elise Probst, welche bis 1841 bestand. Anton Müller listet in seiner Übersicht über die Bonner Privatschulen und Töchterinstitute zudem die Privatmädchenschule von Franziska Weinreiß sowie die Erziehungsanstalt von Maria Anna Leydel auf, darüber hinaus ist für das Jahr 1813 ein weiteres Mädchenpensionat belegt. Es ist jedoch fraglich, ob es sich dabei in allen Fällen um höhere Mädchenschulen handelte und wie lange sich die zwei Letztgenannten in Bonn halten konnten: vgl. dazu Anton Müller, *Geschichte des Bonner Trivial- und Volksschulwesens vom Mittelalter bis zur Gegenwart nebst einer Übersicht über die sämtlichen Privatlehranstalten, Töchterpensionate usw. im 19. Jahrhundert*, Bonn 1925, S. 236; Rutz, *Mädchenschulwesen* (wie Anm. 3), S. 262.

Universität. Für Bonn lässt sich im Vergleich zu anderen preußischen Städten ein hoher materieller Wohlstand feststellen.⁵

Die 1925 publizierte *Übersicht über die Bonner Privatschulen und Töchterinstitute im 19. Jahrhundert* von Anton Müller vermittelt einen Überblick über die Gründungen von höheren Töchterschulen in Bonn, von denen viele jedoch nur wenige Jahre oder gar Monate bestanden. Erst seit den 1840er und dann besonders in den 1850er Jahren kam es zu zahlreichen Neugründungen, die sich für teils mehrere Jahrzehnte in der Stadt etablieren konnten. Die Aufsicht der Schulen oblag den Schulvorständen, ab 1875 dann der städtischen Schulkommission.⁶ Private Schulen wurden ebenfalls kontrolliert, jedoch ist anzunehmen, dass insbesondere private Mädchenschulen einer nicht allzu strengen Bewertung unterlagen. Geprüfte Lehrerinnen und Lehrer konnten eine Schule eröffnen, jedoch bestand in der Rheinprovinz noch kein Lehrerinnenseminar. So musste sich etwa Wilhelmine Ritter, die Schwester des späteren Historikers Moritz Ritter und Tochter des seit 1833 in Bonn als außerordentlicher Professor für klassische Philologie lehrenden Franz Ritter, anderweitig auf die Lehrerinnenprüfung vorbereiten. Nach dem Besuch der höheren Töchterschule der Geschwister Flamm bis zum Jahr 1849 nahm sie Privatunterricht, unter anderem bei dem Geschichtspräsidenten Joseph Aschbach. Darüber hinaus besuchte sie öffentliche Vorträge von Professoren der Universität. Ein Lehrkurs für angehende Lehrerinnen wurde in Bonn schließlich 1852 ins Leben gerufen.⁷

Im Zuge der Frauenbewegung setzten sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Frauenrechtlerinnen wie Hedwig Kettler, die Autorin Fanny Lewald oder die Lehrerin Helene Lange für eine Verbesserung der Bildungsmöglichkeiten von Mädchen und schließlich eine Anpassung an die Lehrinhalte des Gymnasiums ein. Ausgehend von der Vorstellung, dass Mann und Frau unterschiedliche gesellschaftliche Rollen zugeordnet sind, forderte die Frauenbewegung die rechtliche, nicht jedoch die soziale Gleichstellung: »Gleichberechtigung bei betonter Andersartigkeit – darum ging es«.⁸ Die Interessen von

5 Dietrich Höroldt, Bonn als Universitäts-, Rentner und Garnisonstadt, in: Dietrich Höroldt/Manfred van Rey (Hg.), Bonn in der Kaiserzeit 1871–1914. Festschrift zum 100jährigen Jubiläum des Bonner Heimat- und Geschichtsvereins, Bonn 1986, S. 105–118; Ders.: Die Sozialstruktur der Stadt Bonn vom ausgehenden 18. bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Edith Ennen/Dietrich Höroldt (Hg.), Aus Geschichte und Volkskunde von Stadt und Raum Bonn. Festschrift Josef Dietz zum 80. Geburtstag am 8. April 1973, Bonn 1973, S. 282–331.

6 Müller, Geschichte (wie Anm. 4), S. 232–249, 217–223.

7 Angela Berlis, Frauen im Prozeß der Kirchwerdung. Eine historisch-theologische Studie zur Anfangsphase des deutschen Altkatholizismus (1850–1890) (Beiträge zur Kirchen- und Kulturgeschichte 6), Frankfurt am Main 1998, S. 444–448, 483.

8 Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918. Erster Band: Arbeitswelt und Bürgergeist, München 1990, S. 75. Zur Debatte über Mädchenbildung innerhalb der Frauenbewegung vgl. Elke Kleinau, Gleichheit oder Differenz? Theorien zur höheren Mädchenbildung, in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 2: Vom

Frauen wurden zunehmend organisiert vertreten. Mit der Gründung des *Allgemeiner Deutschen Frauenvereins* (ADF) 1865 in Leipzig durch die Schriftstellerin Luise Otto-Peters und die Lehrerin Auguste Schmidt entstand eine Organisation, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, »für die erhöhte Bildung des weiblichen Geschlechts und die Befreiung der weiblichen Arbeit von allen ihrer Entfaltung entgegenstehenden Hindernissen«⁹ einzutreten. Weitere Vereinsgründungen folgten – viele von ihnen organisierten sich 1894 im Dachverband *Bund Deutscher Frauenvereine* (BDF).

Im Jahr 1887 richtete Helene Lange gemeinsam mit fünf weiteren Frauen eine Petition an das preußische Kultusministerium und Abgeordnetenhaus. Darin kritisierten sie die bisherige Form der Lehrerinnenausbildung, forderten eine Verbesserung der Ausbildungsmöglichkeiten und den verstärkten Einsatz von Lehrerinnen in den höheren Klassen. Der Petition war die von Lange verfasste Begleitschrift *Die höheren Mädchenschulen und ihre Bestimmung*, welche als »Gelbe Broschüre« bekannt wurde, beigelegt. In dieser konstatierte sie eine mangelhafte Mädchenbildung in Deutschland, deren Ursache in der »falschen Ansicht über die Bestimmung der Frau« begründet liege. Diese strebe das Dasein als Ehefrau an und nicht die Bildung um ihrer selbst willen, »als Mensch und zum Menschen schlechtweg«.¹⁰ Die Petition schaffte es zwar nicht bis in den Landtag, löste jedoch eine gesellschaftliche Debatte über die Frauenbildung aus. Prominente Unterstützung erhielt das Engagement der Frauen durch die Kronprinzessin und spätere Kaiserin Victoria, Gattin des 99-Tage-Kaisers Friedrich III. Die Tochter der englischen Königin setzte sich für die Verbesserung von Ausbildungsmöglichkeiten von Frauen ein und unterstützte Helene Lange in ihrer Arbeit.¹¹ Ab 1869 wurden im Victoria-Lyzeum in Berlin Vorlesungen für weibliche Hörerinnen gehalten, ähnliche Einrichtungen fanden sich vereinzelt auch in anderen Städten. Höhere Lehranstalten für die akademische Aus- und Weiterbildung waren weiterhin die Ausnahme, sodass zunehmend Forderungen nach der Zulassung von Frauen zur Abiturprüfung sowie zu einem anschlie-

Vormärz bis zur Gegenwart, Frankfurt am Main 1996, S. 113–128. Zur Frauenbewegung im Kaiserreich vgl. darüber hinaus auch Christina Klausmann, *Die bürgerliche Frauenbewegung im Kaiserreich – eine Elite?*, in: Günther Schulz (Hg.), *Frauen auf dem Weg zur Elite* (Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit 23), München 2000, S. 61–77.

- 9 Statuten des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (1865), http://ghdi.ghi-dc.org/sub_document.cfm?document_id=450&language=german (abgerufen am 20.3.2018).
- 10 Helene Lange, *Die höheren Mädchenschulen und ihre Bestimmung*. Begleitschrift einer Petition an das preußische Unterrichtsministerium und das preußische Abgeordnetenhaus, Berlin 1887, S. 18f. http://www.deutschestextarchiv.de/book/show/lange_maedchenschule_1887 (abgerufen am 20.3.2018).
- 11 Vgl. hier das Kapitel England und die Kaiserin Friedrich in: Helene Lange, *Lebenserinnerungen*, Berlin 1922, S. 161–172. Darüber hinaus auch: Albisetti, *Frauenbildung* (wie Anm. 2), S. 171–179.

ßenden Hochschulstudium aufkamen. Helene Lange richtete 1889 in Berlin zweijährige Realkurse ein, die 1893 zu vierjährigen Gymnasialkursen ausgeweitet wurden. In diesen erhielten die Schülerinnen nun auch Unterricht in alten Sprachen und Mathematik. Im Jahr 1895 erteilte das preußische Kultusministerium schließlich die Genehmigung, dass junge Frauen mit der entsprechenden Vorbildung an den Abiturprüfungen der Gymnasien als externe Prüflinge teilnehmen konnten. Mit der preußischen Mädchenschulreform des Jahres 1908 wurde dieser Entwicklung auch institutionell Rechnung getragen und das Mädchenschulsystem neu und einheitlich geregelt. Die Abschlüsse berechtigten nun zur weiteren Ausbildung. Die Reform des Mädchenschulwesens kam nicht nur den wenigen Absolventinnen, die ein Universitätsstudium anstrebten, sondern der Allgemeinheit der Schülerinnen zugute.¹²

Nach Hans-Jürgen Apel gab es in Bonn zur Zeit des Kaiserreichs vier bedeutende Töchter Schulen. Im Zuge der Reform des Mädchenschulwesens hatten sich alle vier um die Errichtung von realgymnasialen Kursen, die zum Ablegen des Abiturs berechtigten, beworben, jedoch ohne Erfolg. Stattdessen hatte der *Verein zur Förderung realgymnasialer und gymnasialer Kurse für Mädchen in Bonn* wesentliche Bedeutung für die weitere Entwicklung. Für die Ziele des Vereins setzten sich insbesondere Georg Loeschcke, seit 1889 Professor für Archäologie in Bonn, und die Vorsitzende des Bonner Lehrerinnenvereins Johanna Gottschalk ein. 1905 richtete der Verein realgymnasiale Kurse ein, an denen drei Jahre später bereits insgesamt 62 Schülerinnen teilnahmen. Im Jahr 1909 folgte die Erlaubnis zur Errichtung einer Studienanstalt mit abiturvorbereitenden Kursen, aus welcher sich das erste Bonner Mädchengymnasium entwickelte, das spätere Clara-Schumann-Gymnasium.¹³

Bildung konnte jedoch auch abseits der Schulen erfolgen, wie das Beispiel des *Kreuzeskränzchens* veranschaulicht. Bei diesem handelte es sich um ein Mädchenkränzchen, das sich wohl aus der Firmgruppe des Jahres 1850 um den Pfarrer von St. Remigius, Wilhelm Reinkens, bildete. Der Kreis, der als »vertiefter Christenlehrcurs«¹⁴ mit sonntäglichen Vorträgen begonnen hatte, kam in den Jahren zwischen 1850 und 1856 regelmäßig zusammen. Ihm gehörten etwa 18 Frauen aus bürgerlichen, zumeist katholisch geprägten Elternhäusern an. Unter den Mitgliedern befanden sich neben der bereits erwähnten Wilhelmine

12 Jacobi, *Frauenbildung* (wie Anm. 2), S. 271–278, 289–307; Albisetti, *Frauenbildung* (wie Anm. 2), S. 140–145, 180–188, 229–246, 282–300; Kraul, *Töchter Schule* (wie Anm. 2), S. 181–189.

13 Hans-Jürgen Apel, *Die Schulen in Bonn*, in: Dietrich Höroldt/Manfred van Rey (Hg.), *Bonn in der Kaiserzeit 1871–1914. Festschrift zum 100jährigen Jubiläum des Bonner Heimat- und Geschichtsvereins*, Bonn 1986, S. 309–329, hier S. 322–325; Hans-Jürgen Apel, *Bonner Schulgeschichte im 19. Jahrhundert* (Historische Meile, 5. Station), Köln 1989, S. 36–41.

14 Berlis, *Kirchwerdung* (wie Anm. 7), S. 395.

Ritter und ihrer Schwester Anna auch weitere Professorentöchter. Dorothea und Elisabeth van Calker, deren Vater Friedrich van Calker Philosophieprofessor in Bonn war, besuchten die Treffen des Kreuzeskränzchens ebenso wie die Töchter des ersten Professors für Germanistik Karl Simrock, Agnes und Dorothea. Wie ihre Cousinen Marie Simrock sowie Odilia und Elisabeth Fabricius – ebenfalls Teil des Kränzchens – waren sie Enkeltöchter des bekannten Bonner Musikverlegers Nikolaus Simrock.¹⁵ Wilhelm Reinkens, der seit 1840 auch am Bonner Gymnasium Religion unterrichtete, vertrat die Einstellung, dass seine Schüler nicht lediglich auswendig lernen sollten, sondern er bestärkte sie darin, Fragen zu stellen und selbst zu möglichen Antworten zu gelangen.¹⁶ Die Schule Reinkens scheint für diese jungen Frauen prägend gewesen zu sein und viele von ihnen gingen selbst in den Lehrbetrieb. So gründete Wilhelmine Ritter 1858 eine höhere Töchterschule in enger Zusammenarbeit mit Wilhelm Reinkens, der den Religionsunterricht an der neuen Schule erteilte. Auch Marie Simrock und Wilhelmine Dietzer, Freundinnen aus Tagen des Kreuzeskränzchens, erhielten dort jeweils eine Anstellung als Lehrerin. Nach dem Tod von Wilhelmine Ritter übernahmen sie die Leitung der Schule und führten sie bis zum Jahr 1891 weiter. Viele junge Frauen wurden hier wiederum erfolgreich auf die Lehrerinnenprüfung vorbereitet. Mit bis zu 120 Schülerinnen, die vornehmlich aus dem wohlhabenderen Teil des Bürgertums stammten, konnte sich die Einrichtung innerhalb der Bonner Schullandschaft etablieren.¹⁷

Gesellschaftliche Stellung und Aufgaben von Frauen im Umfeld der Universität

Frauen waren im »langen 19. Jahrhundert« von politischer Teilhabe weitgehend ausgeschlossen. Erst mit Inkrafttreten des Reichsvereinsgesetzes im Jahr 1908 war es ihnen gestattet, Mitglied in einer Partei zu werden – das neu gewonnene Wahlrecht durften sie 1919 zu Beginn der Weimarer Republik erstmalig ausüben. Mit dem im Jahr 1900 eingeführten Bürgerlichen Gesetzbuch, welches das Privatrecht im Reich einheitlich regelte, besaßen Frauen im Bereich des Ehe- und Familienrechts weiterhin einen untergeordneten Status.¹⁸ Gesellschaftlich nah-

15 Zur Familie Simrock: Das Haus Simrock: Beiträge zur Geschichte einer kulturtragenden Familie des Rheinlandes, bearb. u. neu hrsg. v. Ingrid Bodsch, Bonn 2003.

16 Berlis, Kirchwerdung (wie Anm. 7.), S. 385–397. Zu den Mitgliedern des Kreuzeskränzchens vgl. auch ebd., S. 398–440.

17 Berlis, Kirchwerdung (wie Anm. 7.), S. 477–493, 513.

18 Zur Kritik der Frauenbewegung am BGB vgl. beispielsweise Stephan Buchholz, Das Bürgerliche Gesetzbuch und die Frauen: zur Kritik des Ehegüterrechts, in: Ute Gerhard (Hg.), Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, München

men Frauen jedoch seit dem 18. Jahrhundert als »aktive Bürgerinnen« eine nicht zu unterschätzende Rolle ein. Mit der Ausweitung des Begriffs des Bürgers auf die soziale und kulturelle Dimension, erhielten sie »neue Handlungsmöglichkeiten [...] in der sich verändernden bürgerlichen Gesellschaft.«¹⁹

Die Gattinnen der Professoren waren Teil des Universitätsgefüges – ihnen kamen in diesem Rahmen vielfältige gesellschaftliche Aufgaben zu.²⁰ Bis zum Anwachsen der Universitäten im ausgehenden 19. Jahrhundert waren die Hochschulen meist überschaubar und teils recht familiär geprägt. So lehrten 1880 an der Universität Bonn 52 ordentliche und 25 außerordentliche Professoren, 24 Privatdozenten sowie fünf Lehrer und Lektoren. Neben dem Kurator und dem Universitätsrichter waren zudem einige Beamte in der Verwaltung sowie Mitarbeiter in der Bibliothek und in den Instituten tätig.²¹

Zu den Gepflogenheiten an Universitäten gehörte es, dass sich neu berufene Professoren gemeinsam mit der Gattin dem Kollegium vorstellten und Antrittsbesuche abstatteten. Der Geograph Alfred Philippson schildert rückblickend in seinen Memoiren, welch enorme Zeit hierzu bei seinem Eintritt als Privatdozent in die Bonner Universität im Jahr 1891 aufgewendet werden musste:

»Waren die Besuche erfolgt, so musste man eine Reihe von Gegenbesuchen erwarten [...]. Bald war man auch selbst wieder Gegenstand von Antrittsbesuchen neuer Universitätskollegen, die man erwidern musste, und man konnte unter diesen die Auswahl treffen, welche man einladen wolle. Kurz, viele Sonntage gingen auf diese Formalitäten hin und viele Abende wurden der Geselligkeit gewidmet.«²²

Auch der Physiker Heinrich Hertz, der im Jahr 1889 mit Frau und Tochter in Bonn eintraf, berichtete von etwa einhundert Besuchen, die er mit seiner Gattin Elisabeth ableistete. Diese bildeten jedoch nur den Auftakt zu den nachfolgenden Gegeneinladungen, sodass das Ehepaar Hertz sogar die Notlüge eines Ausflugs nach Koblenz erfand, um sich dem gesellschaftlichen Leben in Bonn entziehen zu können.²³ Erst im Zuge des beträchtlichen Anwachsens des Lehrkörpers – allein in der Amtszeit des Hochschulreferenten und Ministerialdirektors im

1997, S. 670–682 sowie Beatrix Geisel, Patriarchale Rechtsnormen »unterlaufen«. Die Rechtsschutzvereine der ersten deutschen Frauenbewegung, in: ebd., S. 683–697.

19 Manfred Hettling, Bürger, Bürgertum, Bürgerlichkeit, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 4.9.2015, http://docupedia.de/zg/Hettling_buerger_v1_de_2015 (abgerufen am 13.9.2017).

20 Vgl. die Beiträge von Michaela Hoffmann-Ruf und Monica Klaus in diesem Band.

21 Zahlen aus: Hartmut Titze, Wachstum und Differenzierung der deutschen Universitäten 1830–1945 (Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte, Bd. I: Hochschulen, Teil 2), Göttingen 1995, S. 66.

22 Alfred Philippson, Wie ich zum Geographen wurde. Aufgezeichnet im Konzentrationslager Theresienstadt zwischen 1942 und 1945, hrsg. v. Hans Böhm/Astrid Mehmel, Bonn 1996, S. 457f.

23 Albrecht Fölsing, Heinrich Hertz. Eine Biografie, Hamburg 1997, S. 410–412.

Berliner Kultusministerium Friedrich Althoff von 1882 bis 1907 stieg die Anzahl der Professoren an den Hochschulen um durchschnittlich 42,2 %, die der unbesoldeten Privatdozenten um 188,5 %²⁴ – wurden diese Besuche auf die jeweilige Fakultät beschränkt. Philippson folgend, fanden auch über diese Antritts- und Gegenbesuche hinaus häufig Treffen zwischen den Kollegenfamilien statt, sodass sich viele Verbindungen privater Natur aufbauten. Professorengattinnen trafen sich zudem gelegentlich zu eigenen Damenkaffees.

Bei besonderen Anlässen konnten weitere gesellschaftliche Aufgaben hinzukommen. So war es Tradition, dass der Rektor der Universität in seiner einjährigen Amtszeit die Dozentenschaft zum Essen einlud. Bei diesem festlichen Anlass, so berichtet Philippson in seinen Erinnerungen, war die Gattin des Rektors die einzige Dame im Saal.²⁵ Neben der Gattin des Rektors kam auch der Ehefrau des Kurators eine wichtige gesellschaftliche Funktion zu. So bemerkte der geheime Regierungsrat Dr. von Böttinger 1907 in einem Schreiben an Friedrich Althoff im Kontext der Neubesetzung der Stelle des Kurators an der Bonner Universität, es sei wünschenswert, dass der zukünftige Stelleninhaber verheiratet ist, da die Ehefrau »eine gesellschaftliche Stellung mit einnehme.«²⁶ Der vorherige Kurator der Bonner Universität, Franz Johannes von Rottenburg, war seit dem Jahr 1900 geschieden – offenbar ein Manko, auf dessen Vermeidung beim Nachfolger geachtet werden sollte. So hatte die Gattin von Wilhelm Hartwig Beseler, Kurator der Universität von 1860 bis 1884, gesellschaftliche Aufgaben wahrgenommen, wie der Sohn rückblickend berichtet:

»Eine recht mühsame Pflicht des Kurators war es, alljährlich einige große Gesellschaften zu geben, auf denen häufig Fürstensöhne, u. a. auch Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm II., mit ihren Begleitern erschienen; dabei kam der Frau Kurator ihr Talent für ungewundene Unterhaltung oder sagen wir ihr »Esprit« ganz besonders zu statten.«²⁷

Anlässlich der Festlichkeiten zum 50-jährigen Jubiläum der Universität im Jahr 1868 wohnte der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm bei der Familie Beseler – Frau Beseler fungierte als Wirtin und erhielt zum Dank und als Erinnerung an den Aufenthalt eine Vase mit dem Bildnis des Kronprinzen geschenkt.²⁸

24 Bernhard vom Brocke, Berufungspolitik und Berufungspraxis im Deutschen Kaiserreich, in: Christian Hesse/Rainer Christoph Schwinges (Hg.), Professorinnen und Professoren gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas, Basel 2012, S. 55–103, hier S. 58.

25 Philippson, Geographen (wie Anm. 22), S. 463 f.

26 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz [GStA PK] VI. HA, N1 Althoff, F. T., Nr. 138, Bl. 64–65.

27 Wilhelm Hartwig Beseler, Ein Lebensbild seines Vaters, gezeichnet von Otto Beseler, Braunschweig 1914, S. 103.

28 Ebd., S. 100.

Regelmäßige gesellschaftliche Zusammenkünfte fanden im 19. Jahrhundert häufig in Form sogenannter *Kränzchen*, wie dem bereits genannten Kreuzeskränzchen, statt. In diesen traf man sich, meist nach Geschlecht und sozialem Status getrennt, zur eher informell gehaltenen Kontaktpflege.²⁹ Auch an der Bonner Universität entstanden viele akademische Kränzchen, bei denen sich die Professoren zu Gesprächen oder wissenschaftlichen Vorträgen im kleinen Kreis trafen. So wurden etwa in den 1840er Jahren das *Bonner Freundeskränzchen* und der *Schwanen-Orden* sowie 1851 der *Bonner Kreis* gegründet. Das im Jahr 1877 ins Leben gerufene *Wissenschaftliche Kränzchen* besteht bis heute.³⁰ Üblicherweise versammelte man sich abwechselnd im Hause eines jeden Mitglieds, das für Essen und Bewirtung zuständig war. Diese Aufgabe oblag dann meist der Gattin, die der Tischgesellschaft als einzige Frau beiwohnte.³¹ Der ehemalige Bonner Professor Eberhard Gothein schrieb nach seinem Wechsel an die Universität Heidelberg im Jahr 1904 über dortige Zusammenkünfte von Professoren:

»Frauen sind nicht dabei, und – es ist zwar eine Schande, daß man es sagen muß – das hebt das ganze geistige Niveau der Unterhaltung. Wenn Frauen dabei sind, werden die meisten Männer entweder glatt oder gelangweilt, oder was noch schlimmer ist, forciert süß und falsch lebhaft – kurz unverdaulich. Liegt es an den Frauen oder an den Männern? Ich nehme lieber an, an den letzteren, sie könnten die Frauen anders fassen.«³²

Seine Frau Marie Luise Gothein hingegen bedauerte es oft, »*kein Mann zu sein*«³³, da sie den Vorträgen des Heidelberger wissenschaftlichen Kränzchens *Eranos* gerne beigewohnt hätte. Reges Interesse an den Vorträgen der Professoren zeigte auch Katharina Brandis, deren Mann, der Botaniker Dietrich Brandis, 1884 Mitglied des Bonner Freundeskränzchens wurde. Bei den Vorträgen im Hause

29 Zu Damenkränzchen vgl. Gunilla-Friederike Budde, *Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840–1914* (Bürgertum 6), Göttingen 1994, S. 182f., 321f.

30 Thomas Becker, *Professorenzirkel und akademische Freundeskränzchen an der Universität Bonn*, in: Matthias Asche/Dietmar Klenke (Hg.), *Von Professorenzirkeln, Studentenkneipen und akademischem Networking. Universitäre Geselligkeiten von der Aufklärung bis zur Gegenwart* (Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen 19), Köln/Weimar/Wien 2017, S. 85–101; Max Braubach, *Wissenschaftliche Freundeskränzchen im Bonn des 19. und 20. Jahrhunderts*, in: Edith Ennen/Dietrich Höroldt (Hg.), *Aus Geschichte und Volkskunde von Stadt und Raum Bonn. Festschrift Josef Dietz zum 80. Geburtstag am 8. April 1973*, Bonn 1973, S. 418–438; *Das Bonner Wissenschaftliche Kränzchen. Reden zur Übergabe des Kränzchenbuches an das Archiv der Universität Bonn zu Händen des Rektors am 6. Januar 2010* (Bonner Akademische Reden 93), Bonn 2010.

31 So beispielsweise beim Bonner Freundeskränzchen: Braubach, *Freundeskränzchen* (wie Anm. 30), S. 421f.

32 Marie Luise Gothein, Eberhard Gothein. Ein Lebensbild, seinen Briefen nacherzählt, Stuttgart 1931, S. 151.

33 Ebd., S. 151.

des Gastgebers war die Anwesenheit der Ehefrau nicht erwünscht. Ihrer Schwiegertochter berichtete Katharina Brandis jedoch später, sie habe jedes Mal hinter einem Vorhang gesessen und dem Vortrag gelauscht.³⁴

Professorengattinnen standen im Austausch miteinander – sie verband in vielen Fällen gar ein freundschaftliches Verhältnis.³⁵ Auch über gelegentliche Damenkaffees und gegenseitige Familienbesuche hinaus verbanden sie gemeinsame Aktivitäten innerhalb der Universität. Als beispielsweise Friederike und Wilhelm Hartwig Beseler 1883 ihre goldene Hochzeit begingen, wurde die feierliche Einsegnung von einem »Chor von Damen der Universität unter Leitung von Frau Professor Hüffer«³⁶, der Gattin des Juristen Hermann Hüffer, begleitet.

Die Hochschulen waren auf die finanzielle Absicherung der Familien ihrer Professoren bedacht. Im Todesfall des Mannes, der den Verdienstaustausch für die Hinterbliebenen bedeutete, waren viele auf Unterstützung angewiesen.³⁷ Die *Wittwen- und Waisen-Versorgungs-Anstalt für die Universität zu Bonn* wurde 1822 errichtet und stand allen besoldeten und hauptamtlich an der Universität beschäftigten Professoren sowie den Bibliothekaren und Beamten der Universität offen. Bei Eintritt in die Universität zahlte man ein Eintrittskapital und zudem einen jährlichen Beitrag. Im Todesfalle erhielten die Witwe und Kinder bis zum Alter von maximal 21 Jahren finanzielle Hilfe. Diese Zuwendung entfiel jedoch bei einer erneuten Heirat der Witwe.³⁸ Mit der Neufassung der Statuten im Jahr 1889 wurde der Zugang zur Versorgungsanstalt auf die Professorenschaft beschränkt, die nun ohne Beitragszahlungen bei Eintritt in die Universität aufgenommen waren.³⁹ Nach diesen erhielt die Witwe eines ordentlichen Professors monatlich 1650 Mark, diejenige eines außerordentlichen Professors hingegen 1350 Mark. Das Durchschnittsgehalt eines Bonner Ordinarius lag nach der Besoldungsbestimmung von 1876 bei etwa 5100 Mark – im Vergleich hierzu belief

34 Ingrid Bodsch (Hg.), *Lady Katharina Brandis (1841–1927). Das Leben einer außergewöhnlichen Bonner Bürgerin und Malerin*, Bonn 2010, S. 112.

35 Vgl. hier etwa die Briefe verschiedener Bonner Professorengattinnen an Lore Meissner, Frau des Germanisten Rudolf Meissner, häufig mit privatem Inhalt: *Universitäts- und Landesbibliothek Bonn*, Nl Meissner.

36 Beseler, *Lebensbild* (wie Anm. 27), S. 114.

37 Allgemein zur Hinterbliebenenversorgung an Universitäten: Christian Maus, *Der ordentliche Professor und sein Gehalt. Die Rechtsstellung der juristischen Ordinarien an den Universitäten Berlin und Bonn zwischen 1810 und 1945 unter besonderer Berücksichtigung der Einkommensverhältnisse* (Bonner Schriften zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 4), Göttingen 2013, S. 98–102.

38 *Universitätsarchiv Bonn (UAB) Slg. Statuten-109*.

39 *UAB Slg. Statuten-157*. Für diejenigen Beamten der Universität, welche der Professoren-Witwenkasse nicht beitreten konnten, stand die Allgemeine Witwen-Versorgungsanstalt offen: vgl. *UAB Kur 106-H41/H42*. Unterstützung fanden im Bedarfsfall auch die Angehörigen weiterer Mitarbeiter wie Heizer oder Hilfsförtrner seitens der Universität: *GStA PK I. HA Rep. 76 Kultusministerium, Va 10519*.

sich dasjenige eines Pfortners auf 960 Mark.⁴⁰ Bestand hatte die *Professoren-Witwen- und Waisen-Versorgungsanstalt* bis zum Ende des Jahres 1920, danach wurde sie aufgelöst und ihre Verpflichtungen von der allgemeinen Staatskasse übernommen.⁴¹

Frauen aus dem direkten Umfeld der Professoren erhielten zuweilen auch einen Einblick in die Wissenschaft. So war es nicht unüblich, dass Gattinnen oder auch Töchter durch die Betrauung mit Hilfstätigkeiten in gewisse Arbeiten einbezogen wurden. Agnes Simrock unterstützte gelegentlich ihren Vater Karl Simrock – sie und ihre Cousine Odilia Fabricius halfen Karl Simrock bei der Anfertigung eines Manuskripts über die Bonner Mundart.⁴² Bei mehrjährigen Aufenthalten in Indien begleitete Katharina Brandis ihren Ehemann Dietrich, der dort als Generalforstinspektor des indischen Staatsforstes in britischen Diensten stand. Sie fertigte Aquarelle der Pflanzen an und unterstützte ihren Mann bei dessen Arbeiten.⁴³ August Wilhelm Schlegel betraute gar seine Haushälterin Marie Löbel mit einigen kleineren Aufgaben. Sie lernte, »auf bescheidenem Niveau, auch mit wissenschaftlicher Literatur umzugehen [...] so dass sie Schlegel im Bedarfsfall auch Bücher nachsenden«⁴⁴ konnte. Diese Tätigkeiten bezogen sich meist jedoch auf kleinere Zuarbeiten. Den Eintritt in die Wissenschaft ermöglichte erst der Beginn des Frauenstudiums.

Von der GasthörerIn zur ordentlichen Studentin

Der Beginn des Frauenstudiums in Preußen im Jahr 1908 markierte einen Wendepunkt im akademischen und gesellschaftlichen Leben der Universität. Im internationalen Vergleich wurde im Deutschen Reich und hier insbesondere in Preußen die Immatrikulation von Frauen später als in vielen anderen Staaten ermöglicht. In Zürich konnten Frauen seit den 1860er Jahren studieren, sodass am Ende des 19. Jahrhunderts der Frauenanteil an Schweizer Universitäten be-

40 Maus, Professor (wie Anm. 37), S. 79, 163. Zu den Endgehältern der Professoren zwischen 1876 und der Neuregelung der Besoldung 1897: ebd., S. 160–170.

41 Chronik der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn für das Rechnungsjahr 1920, Neue Folge Jg. 35, S. 95. Diese Umstrukturierung konnte allerdings offenbar zu einigen finanziellen Problemen führen: So erhielt Elisabeth Hertz, deren Gatte Heinrich im Jahr 1894 gestorben war, eine solch geringe finanzielle Unterstützung, dass 1921 die Gründung einer Hertz-Stiftung zur Versorgung der Witwe in Erwägung gezogen wurde: GStA PK I. HA Rep. 76 Kultusministerium, Va 10517, Bl. 47–51.

42 Berlis, Kirchwerdung (wie Anm. 7), S. 411.

43 Bodsch, Lady (wie Anm. 34), S. 80.

44 Ralf Georg Czapla/Franca Victoria Schankweiler (Hg.), »Meine liebe Marie« – »Werthester Herr Professor« Der Briefwechsel zwischen August Wilhelm von Schlegel und seiner Bonner Haushälterin Marie Löbel, Bonn 2012, S. 18.

reits bei etwa 10 % lag. In den USA und Großbritannien boten eigens für weibliche Studierende eingerichtete Colleges die Möglichkeit eines Hochschulstudiums. Doch auch in diesen Ländern war der Prozess zur Institutionalisierung des Frauenstudiums, zur Anerkennung von Wissenschaftlerinnen und der Tätigkeit von Frauen in akademischen Berufen häufig langwierig und von Widerständen gekennzeichnet. So weist Trude Maurer darauf hin, dass mit der Einführung des Frauenstudiums in Deutschland auch die Zulassung zur Graduierung einherging – ein Prozess der in anderen Staaten teils länger dauerte.⁴⁵ Da in Deutschland zur Immatrikulation das Abitur notwendig war, fehlte Frauen lange Zeit schlicht die Voraussetzung zur Aufnahme eines Studiums. Die Beibehaltung dieser Praxis gilt als einer der wesentlichen Gründe für die späte Zulassung von Frauen an den Universitäten.⁴⁶

Gegen Ende des Jahrhunderts mehrten sich die Stimmen jener Frauen, die ein Studium anstrebten. Im August 1886 fasste das preußische Kultusministerium den Beschluss zur *Nichtzulassung von Personen weiblichen Geschlechts zu den Vorlesungen an den Universitäten*, welcher explizit auch Hospitantinnen ausschloss.⁴⁷ Einige Hochschulen ließen dennoch Gasthörerinnen zu, wobei aus Bonn lediglich der Fall der Marie von Schmidt bekannt ist, die beim Kaiser um die Zulassung zum Universitätsstudium bat. Der Ausgang ihres Gesuchs ist nicht bekannt.⁴⁸

Nur wenige Jahre nach der Ablehnung sah sich 1892 der Kultusminister Graf Robert zu Zedlitz-Trützschler, wohl aufgrund des zunehmenden Drucks der Frauenvereine, zu einer Umfrage an den Universitäten veranlasst. Sowohl im Senat als auch in den einzelnen Fakultäten sollte die Frage behandelt werden, ob die Bestimmungen von 1886 und damit der Ausschluss von Hospitantinnen abzuändern seien. Der Bonner Senat lehnte in seinem Gutachten mit zehn zu zwei Stimmen die Zulassung von Frauen an Universitäten ab, jedoch unterstützte man den Vorschlag des Rektors, Frauenakademien für das Medizinstudium

45 Trude Maurer, Einführung. Von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen: Das deutsche Frauenstudium im internationalen Kontext, in: Trude Maurer (Hg.), *Der Weg an die Universität. Höhere Frauenstudien vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert*, Göttingen 2010, S. 7–22, hier S. 14; Ilse Costas, Der Kampf um das Frauenstudium im internationalen Vergleich. Begünstigende und hemmende Faktoren für die Emanzipation der Frauen aus ihrer intellektuellen Unmündigkeit in unterschiedlichen bürgerlichen Gesellschaften, in: Anne Schlüter (Hg.), *Pionierinnen – Feministinnen – Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland* (Frauen in Geschichte und Gesellschaft 22), Pfaffenweiler 1992, S. 115–144.

46 Paul Schmidt, Vorgeschichte und Anfänge des Frauenstudiums in Bonn, in: Manfred van Rey/Norbert Schloßmacher (Hg.), *Bonn und das Rheinland. Beiträge zur Geschichte und Kultur einer Region. Festschrift zum 65. Geburtstag von Dietrich Höroldt* (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bonn 52), Bonn 1992, S. 545–569, hier S. 547.

47 *Centralblatt für die Unterrichts-Verwaltung in Preußen* 1886, Nr. 134, S. 620f.

48 Schmidt, *Vorgeschichte* (wie Anm. 46), S. 550.

einzurichten.⁴⁹ Beigefügt war dem Bonner Schreiben auch das Separatvotum der Medizinischen Fakultät, die sich hingegen für die Aufnahme von Studentinnen aussprach. Als Grund wurde angegeben, dass im Ausland bereits positive Erfahrungen gesammelt worden waren. Zudem müsse »die studierende Frau [...] im Allgemeinen immer als eine Ausnahmeerscheinung zu betrachten sein«.⁵⁰

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts bestanden verschiedene Befürchtungen bezüglich eines Studiums von Frauen. So hielt der Bonner Historiker Heinrich von Sybel im Jahr 1870 seinen Vortrag *Ueber die Emancipation der Frauen*, in welchem er die Bedeutung der Ehe und der Mutterrolle als natürliche Bestimmung für das weibliche Geschlecht hervorhob. Damen, die keinen Ehemann fänden, sollten die Möglichkeit zur Berufstätigkeit in einem dem weiblichen Wesen naheliegendem Felde erhalten. Wenn die Universitäten jedoch auch der Bildung von Frauen dienten, so wären sie nicht mehr geeignet für die Studenten, da Mann und Frau auf ihre unterschiedlichen Rollen in der Gesellschaft vorbereitet werden müssten. Für »nicht wahrscheinlich« hielt es Sybel, »daß wir demnächst weibliche Professoren und Regierungs-Präsidenten erleben werden, und wenn es geschähe, erschiene es uns als ein äußerst zweifelhafter Gewinn.«⁵¹ Der Berliner Journalist Arthur Kirchhoff stellte 1897 in seiner Umfrage unter mehr als hundert Universitätsprofessoren im Reich fest, dass die Anzahl der Befürworter eines Frauenstudiums in den vergangenen Jahren zugenommen habe. Das Hauptargument der Gegner sei im Kern jedoch weiterhin der Verstoß gegen »das traditionelle Frauenideal«.⁵² Unter den befragten Professoren befanden sich auch drei Bonner Ordinarien, die einem Frauenstudium grundsätzlich nicht ablehnend gegenüberstanden. Während der Pharmakologe Carl Binz ein Experiment im Kleinen vorschlug, sprach sich der Philosoph Jürgen Bona Meyer – unter Hervorhebung der Unterschiede zwischen den Geschlechtern – für das getrennte Studium von Männern und Frauen aus. Der Zoologe Hubert Ludwig betonte dagegen, er halte »die grundsätzliche Ausschließung von

49 Schmidt, *Vorgeschichte* (wie Anm. 46), S. 550f. Für einen Blick über die Bonner Verhältnisse hinaus: Marco Birn, *Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Das Streben nach Gleichberechtigung von 1869–1918*, dargestellt anhand politischer, statistischer und biographischer Zeugnisse (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte 3), Heidelberg 2015, S. 63–69; Albisetti, *Frauenbildung* (wie Anm. 2), S. 248–262.

50 Zit. n. Schmidt, *Vorgeschichte* (wie Anm. 46), S. 551f.

51 Heinrich von Sybel, *Ueber die Emancipation der Frauen*, Vortrag gehalten zu Bonn am 12. Februar 1870, Bonn 1870, hier S. 16.

52 Die Akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe, hrsg. v. Arthur Kirchhoff, Berlin 1897, S. XII. Ausführlich zu den Gründen für und gegen das Frauenstudium Birn, *Anfänge* (wie Anm. 49), S. 89–95.

*Frauen von den Universitäten für ein Unrecht, das schon viel zu lange gedauert hat.*⁵³

Zu einer Öffnung der Universitäten trug 1894 die Einführung der sogenannten *Oberlehrerinnenprüfung* unter dem preußischen Kultusminister Robert Bosse bei. Diese diente zur Qualifizierung von Lehrerinnen für den Unterricht in den höheren Klassen – ihnen sollte mit dem Besuch von Vorlesungen die Möglichkeit gegeben werden, sich wissenschaftlich weiterzubilden und auf die Prüfung zur Oberlehrerin vorzubereiten. Als Voraussetzung für die Teilnahme galt neben der notwendigen Vorbildung die Erlaubnis des jeweiligen Dozenten.⁵⁴ Der neuen Regelung folgte schließlich am 16. Juli 1896 die Zulassung von Gasthörerinnen.⁵⁵ Die Voraussetzungen für die Zulassung wurden beibehalten, die Töchter und Gattinnen der Dozentschaft genossen jedoch eine Sonderstellung, denn sie konnten nach dem Erwerb des Gasthörerscheins auch ohne besondere Prüfung an allen Vorlesungen teilnehmen.⁵⁶

In der Bonner Universitätschronik ist für das Akademische Jahr 1896/97 vermerkt, dass im ersten Wintersemester bereits 16 Hospitantinnen die Möglichkeit des Vorlesungsbesuchs nutzten. Von ihnen ist bekannt, dass sie mit Ausnahme einer Amerikanerin und einer Engländerin alle aus Preußen stammten. Besucht wurden von ihnen vornehmlich Vorlesungen in Literaturgeschichte und Sprachen, aber auch solche in Botanik und Volkswirtschaft.⁵⁷ Anfang November war auch im General-Anzeiger von dieser neuen Entwicklung zu lesen, die »*still und klanglos und doch bedeutungsvoll für die Zukunft*« über die rheinische Hochschule gekommen sei. »*Wie an so viele andere Berufszweige des Lebens hat die zarte Hand der Frau auch an die Pforte des Tempels ernster Wissenschaft angepocht, und so sehen wir heuer nach langem Feder- und Redestrauß die Frauen auch bei uns einziehen in die Hallen, in die Hörsäle der Universität*«. Welche Bedeutung das Studium von Frauen in der Zukunft haben werde, sei noch nicht absehbar, jedoch werde für die Studenten »*dies gemeinsame Streben nach Bildung zweifelsohne den Lerneifer noch mehr anfachen, um nicht zurückzustehen vor den wissenschaftlichen Erfolgen der Mitschülerin*«.«⁵⁸

Im Wintersemester 1896/97 waren in Preußen insgesamt 223 Studentinnen als Gasthörerinnen zugelassen worden. Wesentlich mehr Frauen als in Bonn nah-

53 Kirchhoff, Frau (wie Anm. 52), S. 57, 168f., 279.

54 Centralblatt für die Unterrichts-Verwaltung in Preußen 1895, Nr. 114, S. 450f.

55 Centralblatt für die Unterrichts-Verwaltung in Preußen 1896, Nr. 147, S. 567.

56 Vgl. hier das Schreiben des Rektors vom 2. 5. 1908, in dem darauf hingewiesen wird, dass diese Gewohnheit auch weiterhin beibehalten wird. Vgl. auch die Bestätigung des Rektors vom 6. 3. 1913: UAB NL Wilhelm Levison-159.

57 Chronik der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn für das Rechnungsjahr 1896/97, Neue Folge Jg. 11, S. 96.

58 General-Anzeiger, 5. 11. 1896, Nr. 2444, S. 7.

men in Berlin (95), Göttingen (40) und Breslau (35) an den Vorlesungen teil. Als Grund für die Einschreibung als Gasthörerinnen gaben 160 Frauen an, dass sie an einer Fortbildung im Allgemeinen interessiert seien, lediglich 35 planten die Lehrerinnenprüfung abzulegen.⁵⁹ An einigen Universitäten – darunter auch in Bonn – etablierten sich dennoch spezielle Kurse für Oberlehrerinnen. In einer Broschüre vom März 1902 ist zu lesen, dass diese *Wissenschaftlichen Fortbildungskurse für Lehrerinnen in Bonn* zwar in erster Linie den Zweck verfolgten, auf die Oberlehrerinnen-Prüfung vorzubereiten, darüber hinaus jedoch auch »begabten und strebsamen Lehrerinnen, die keine Prüfung abzulegen beabsichtigen, Gelegenheit geben, ihre Ausbildung wissenschaftlich zu vertiefen.«⁶⁰ Kurse fanden in den Fächern Religion, Deutsch, Geschichte, Französisch, Englisch, Erdkunde, Mathematik, Botanik, Zoologie, Physik, Chemie, Mineralogie und Philosophie als Hilfsfach statt. Die Teilnehmerinnen besuchten im Rahmen dieser Fortbildungskurse die regulären Vorlesungen, während Übungen meist gesondert für sie angeboten wurden. Die Organisation der Kurse oblag einem Ausschuss unter dem Vorsitz von Johanna Gottschalk und Professor Georg Loeschcke als ihrem Stellvertreter – beide setzten sich, wie bereits geschildert, zur gleichen Zeit auch für die Einrichtung gymnasialer Kurse für Mädchen in Bonn ein.

Einer von etwa 25 Professoren und Dozenten, die für die Oberlehrerinnenkurse gewonnen werden konnten, war der Geschichtswissenschaftler Wilhelm Levison. Die in seinem Nachlass enthaltenen Dokumente, darunter Semesterpläne und Schreiben von Johanna Gottschalk, geben einen Einblick in die Organisation und Frequentierung der Kurse. So wurden für das Jahr 1903 in Levisons Veranstaltung drei bis vier, für das Jahr 1904 bereits sechs Hörerinnen erwartet. Thematisch beschäftigten sich die Seminare mit frühmittelalterlicher Geschichte, zudem gab Levison Einführungen in die mittelalterliche Quellenkunde.⁶¹

Nach Erhalt der Möglichkeit, sich als Gasthörerinnen einzuschreiben, erfolgten um die Jahrhundertwende weitere Fortschritte: Für die Zulassung zur ärztlichen Prüfung konnten seit 1899 auch Gastsemester angerechnet werden, 1901 erhielten die ersten Medizinerinnen die Approbation, zur Einschreibung als Gasthörerinnen wurde das Lehrerinnenzeugnis anerkannt und vereinzelt konnten die ersten Studentinnen promovieren. Die Fakultät musste dazu das Promoti-

59 GStA PK, VI. HA, N1 Althoff, F. T., Nr. 148, Bl. 11.

60 UAB N1 Wilhelm Levison-224.

61 UAB N1 Wilhelm Levison-159 und 224. Zu Levisons Engagement für die Oberlehrerinnenkurse vgl. auch Letha Böhringer, ...glaube ich durch Schrift und Tat der deutschen Sache mehrfach genützt zu haben. Wilhelm Levison als politische Persönlichkeit, in: Matthias Becher/Yitzhak Hen (Hg.), Wilhelm Levison (1876–1947). Ein jüdisches Forscherleben zwischen wissenschaftlicher Anerkennung und politischem Exil (Bonner Historische Forschungen 63), Siegburg 2010, S. 251–317, hier S. 262f.

onsvorhaben einstimmig unterstützen und das Kultusministerium die Zustimmung erteilen. In Bonn erfolgten die ersten Promotionen von Frauen im Jahr 1903: Die Medizinstudentinnen Hermine Edenhuisen und Frida Busch erhielten jeweils den Dokortitel in Frauenheilkunde.⁶²

Die preußischen Universitäten standen seit Beginn des 20. Jahrhunderts zunehmend unter dem Druck, auch Frauen die Vollmatrikulation zu ermöglichen. Das Großherzogtum Baden hatte mit Beginn des Sommersemesters 1900 die ersten Frauen als ordentliche Studentinnen zugelassen, es folgten die Königreiche Bayern (1903), Württemberg (1904) und Sachsen (1906). Eine Gruppe von 42 Abiturientinnen wandte sich im Jahr 1902 mit der Bitte um die Vollmatrikulation an das preußische Kultusministerium. Einer ihrer Gründe war, dass sie mit dem Gasthörerinnenstatus weiterhin von dem Willen des jeweiligen Dozenten abhängig waren, die ihrer Teilnahme an den Kursen ausdrücklich zustimmen mussten. Zudem verfügten sie mit dem Abitur über die notwendige Voraussetzung für die Aufnahme eines ordentlichen Studiums. Auf das Gesuch hin erfolgte eine erneute Umfrage an den preußischen Universitäten, welche diesmal positiver ausfiel. Der Bonner Senat erklärte sich nun einverstanden, lediglich die Philosophische Fakultät stand der Öffnung des regulären Studiums für Frauen nach wie vor skeptisch gegenüber. Weitere ähnliche Anfragen erreichten das Ministerium in den folgenden Jahren. Insgesamt hatte sich im Zuge der Öffnung der Universitäten für Gasthörerinnen das Klima an den Hochschulen zugunsten der Frauen gewandelt. Im Rahmen der Reform des Mädchenschulwesens erfolgte am 18. August 1908 schließlich die Zulassung von Frauen zum ordentlichen Studium in Preußen.⁶³

Die ersten Studentinnen und Mitarbeiterinnen an der Universität Bonn

Bis zum Jahr 1908 war die Zahl der Gasthörerinnen deutlich angewachsen. So nahmen im Wintersemester 1907/8 an der Universität und der landwirtschaftlichen Akademie von insgesamt 3575 Studierenden 217 Frauen an den Vorle-

62 Schmidt, Vorgeschichte (wie Anm. 46), S. 553f.; Birn, Anfänge (wie Anm. 49), S. 74; Annette Kuhn/Valentine Rothe/Brigitte Mühlenbach (Hg.), 100 Jahre Frauenstudium. Frauen der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Dortmund 1996, S. 24.

63 Ausführlich hierzu: Schmidt, Vorgeschichte (wie Anm. 46), S. 554–561; Birn, Anfänge (wie Anm. 49), S. 74–78; Albisetti, Frauenbildung (wie Anm. 2), S. 267–274. In Preußen behielt man sich als einzigem deutschen Bundesstaat jedoch weiterhin die Möglichkeit offen, dass aus »besonderen Gründen« und »mit Genehmigung des Ministers Frauen von der Teilnahme an einzelnen Vorlesungen ausgeschlossen werden« können: Centralblatt für die Unterrichtsverwaltung in Preußen 1908, Nr. 125, S. 691f.

sungen teil.⁶⁴ Die Möglichkeit zur Aufnahme eines regulären Studiums nutzten im Wintersemester 1908/9 bereits 70 Studentinnen, die damit 2,14 % von der Gesamtstudierendenschaft ausmachten. Die überwiegende Mehrheit von ihnen war an der Philosophischen Fakultät eingeschrieben, sechs Studentinnen gehörten der Medizinischen Fakultät an, eine Studentin der Juristischen Fakultät. Darüber hinaus führt das Personalverzeichnis der Universität weitere 128 Gasthörerinnen auf.⁶⁵ Der Frauenanteil stieg in den folgenden Jahren weiter an – kurz vor Ausbruch des Krieges im Sommersemester 1914 fanden sich unter 4518 immatrikulierten Studierenden 399 Studentinnen, was einem Anteil von 8,8 % entspricht.⁶⁶ Damit lag die Anzahl der weiblichen Studierenden in Bonn bis zum Ersten Weltkrieg über dem Reichsdurchschnitt.⁶⁷ Ihre überwiegende Mehrheit war im Sommersemester 1914 weiterhin an der Philosophischen Fakultät eingeschrieben (334), an zweiter Stelle rangierte die Medizinische Fakultät (61). An der Juristischen (3) und der Evangelisch-Theologischen Fakultät (1) studierten nur sehr wenige Frauen, was auf die fehlenden Berufsmöglichkeiten nach dem Studium zurückzuführen ist. Für das Pfarramt waren Frauen nicht zugelassen, das zweite juristische Staatsexamen konnten sie erst in der Weimarer Republik ablegen.⁶⁸

Die typische Studentin in Preußen entstammte zu Beginn des 20. Jahrhunderts »höheren sozialen Schichten mit besserer Ausbildung«⁶⁹, meist dem Beamten- und Bildungsbürgertum. In Bonn kamen die Studentinnen im Vergleich zu anderen preußischen Universitätsstädten zudem nicht selten aus dem Wirtschaftsbürgertum. Lydia Becker konnte dies durch Auswertung der Bonner Immatrikulationsmanuale, welche auch den Beruf des Vaters aufführen, nachweisen. Becker führt den hohen Anteil an Studentinnen aus Kaufmannsfamilien

64 Amtliches Personal-Verzeichnis der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn und der landwirtschaftlichen Akademie Bonn-Poppelsdorf für das Sommer-Halbjahr 1908, S. 102. Zur Entwicklung des Frauenstudiums in Bonn vgl. auch: Lydia Becker, Die Anfänge des Frauenstudiums an der Universität Bonn (1908–1918), in: *Das Forum für junge Geschichtswissenschaft* 3 (2015), S. 75–103, hier S. 85–87.

65 Amtliches Personal-Verzeichnis der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn und der landwirtschaftlichen Akademie Bonn-Poppelsdorf für das Sommer-Halbjahr 1909, S. 106f.

66 Amtliches Personal-Verzeichnis der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn und der landwirtschaftlichen Akademie Bonn-Poppelsdorf für das Winter-Halbjahr 1914/15, S. 152f.

67 Schmidt, *Vorgesichte* (wie Anm. 46), S. 561. Ausführlich zur gesamtdeutschen Entwicklung: Birn, *Anfänge* (wie Anm. 49), S. 118–124.

68 Birn, *Anfänge* (wie Anm. 49), S. 126f.; Claudia Huerkamp, *Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900–1945* (Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte 10), Göttingen 1996, S. 109–112.

69 Birn, *Anfänge* (wie Anm. 49), S. 145. Vgl. darüber hinaus: ebd., S. 158f.

auf die Nähe zu der Handelsstadt Köln zurück.⁷⁰ Die Universität zu Köln war während der französischen Zeit geschlossen worden und sollte erst im Jahr 1919 unter Oberbürgermeister Konrad Adenauer wiedergegründet werden.

Im Kaiserreich, das von Bevölkerungs- und Wirtschaftswachstum geprägt war, expandierte auch das Bildungswesen enorm. Innerhalb des Zeitraums von 1880 bis 1910 stieg die Anzahl der Immatrikulationen in Preußen um 150,6 % an.⁷¹ Die Möglichkeit zu studieren eröffnete sich zunehmend auch für junge Menschen aus weniger privilegierten Gesellschaftsschichten. Im Akademischen Jahr 1911/12 waren in Preußen 4,8 % der Studenten Söhne von Angestellten, 0,5 % kamen aus Arbeiterfamilien. Bei den Studentinnen lässt sich das so nicht beobachten – hier machten die Töchter von Angestellten nur 1,8 % aus.⁷² Ein Studium war teuer – Hörgelder, Unterkunft und Verpflegung am Studienort sowie Arbeitsmaterialien mussten bezahlt werden. Eine Familie, welche dies nur schwer aufbringen konnte, ermöglichte ein Studium in der Regel eher dem Sohn, da dieser vielversprechendere Berufsperspektiven besaß. Ein Nebenerwerb zur Finanzierung des Studiums war zu jener Zeit noch unüblich.⁷³ Insbesondere für Studenten aus Elternhäusern mit mittleren Einkommen eröffnete häufig erst ein Stipendium den Weg an die Universität. Um 1900 wies Bonn ein vielfältiges Stipendienwesen zur Studienförderung auf – für das Jahr 1902 sind insgesamt 33 Stiftungen nachweisbar. Studentinnen waren in der Regel jedoch von einer Förderung durch diese ausgeschlossen.⁷⁴ Insbesondere vor der Einführung des Frauenstudiums gab es für Gasthörerinnen nur wenige Möglichkeiten, Gelder zur Finanzierung des Universitätsbesuches zu erhalten. So wandte sich der Kurator der Universität Bonn im November 1901 an den Kultusminister in Berlin mit der Frage, wie mit der Verleihung akademischer Benefizien an Hospitantinnen umzugehen sei. Bislang habe sich der Bonner Verwaltungsrat der akademischen Benefizien dagegen entschieden, Stipendien an Hospitantinnen und Hospitanten zu verleihen, da diesen mit der fehlenden Immatrikulation die in den Statuten geforderte Voraussetzung fehle. Die Beibehaltung dieser Praxis wurde vom Kultusministerium bestätigt.⁷⁵

Nur vereinzelt gab es Stipendienstiftungen, die sich explizit an Studentinnen

70 Becker, Anfänge (wie Anm. 64), S. 88.

71 Vom Brocke, Berufungspolitik (wie Anm. 24), S. 58.

72 Birn, Anfänge (wie Anm. 49), S. 145.

73 Vgl. den Beitrag von Michael Cöln in diesem Band.

74 Christian George, Stiftungen an der Universität Bonn im 20. Jahrhundert, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 75 (2011), S. 230–249, hier S. 235f., 242. Eine Übersicht über die Stipendienmöglichkeiten jener Zeit an der Universität Bonn bietet: Stipendien und andere Stiftungen für Studierende an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, Bonn 1913.

75 GStA PK I. HA Rep. 76 Kultusministerium, Va 10480, Bl. 261–263.

wandten.⁷⁶ Eine Besonderheit stellte in Bonn daher die Gründung der *Melanie von Mevissenstiftung* im Jahr 1906 dar. Diese wurde von Melanie von Mevissen, Tochter des Kölner Unternehmers und Politikers Gustav von Mevissen sowie Schwester der Frauenrechtlerin Mathilde von Mevissen, ins Leben gerufen. Letztere hatte sich seit den 1890er Jahren für die Ausweitung der Frauenbildung und die Gründung des ersten Mädchengymnasiums in Köln eingesetzt.⁷⁷ Melanie von Mevissen schenkte der Bonner Universität einen Teil ihres Vermögens zur Einrichtung einer Stipendienstiftung zwecks Unterstützung weiblicher Studierender, zu diesem Zeitpunkt also ausdrücklich der Gasthörerinnen. Bedürftige Studentinnen, welche das Reifezeugnis einer höheren Lehranstalt besaßen und mindestens ein Semester an der Universität Bonn studiert hatten, konnten sich gemäß der Satzung für die Unterstützung halbjährlich bewerben. Je nach eigenen finanziellen Mitteln erhielten die Studentinnen bis zu 300 Mark pro Semester. Bewerberinnen, die ihren Abschluss beim Kölner *Verein Mädchengymnasium* der Schwester Mathilde erworben hatten, sollten bei der Auswahl bevorzugt behandelt werden.⁷⁸ Im Sommersemester 1907 kam erstmals einer Bonner Gasthörerin ein Stipendium der Melanie von Mevissenstiftung zugute.⁷⁹

Zusätzlich zu den Stiftungen an den jeweiligen Universitätsstandorten war es möglich, finanzielle Unterstützung von Vereinen oder konfessionellen Stiftungen zu erhalten. So verwaltete beispielsweise der Allgemeine Deutsche Frauenverein seit 1885 die *Ferdinand- und Louise-Lenz-Stiftung* zur Förderung mittelloser Studentinnen.⁸⁰ Der *Hildegardis-Verein* ermöglichte ab 1908 begabten katholischen Frauen der höheren Semester den Abschluss des Studiums durch die Vergabe von zinslosen Darlehen.⁸¹

Eine bemerkenswerte Stiftung anderer Art geht auf das Testament des Rentners Otto Hölterhoff aus Honnef zurück. Im Jahr 1899 vererbte dieser der Uni-

76 Thomas Adam nennt für den Zeitraum von 1800 bis 1945 lediglich fünf Stipendienstiftungen für Studentinnen. Neben der Universität Bonn befanden sich jeweils eine Stiftung in Rostock und Tübingen sowie zwei in Heidelberg: Thomas Adam, Stipendienstiftungen und der Zugang zu höherer Bildung in Deutschland von 1800 bis 1960 (Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 28), Stuttgart 2008, S. 220.

77 Barbara Hohmann, Mathilde von Mevissen, in: Internetportal Rheinische Geschichte, abgerufen unter: <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/Personlichkeiten/mathilde-von-mevissen/DE-2086/lido/57c94e7cee8da8.76707020> (11.04.2018).

78 UAB Slg. Statuten-162.

79 Chronik der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn für das Rechnungsjahr 1907, Neue Folge Jg. 22, S. 75. Für die Jahre 1907 bis 1910 sowie für das WS 1916/17 lassen sich jeweils eine bis drei Studentinnen nachweisen, die eine Förderung erhielten: UAB MF 79-146; Historisches Archiv der Stadt Köln (HASTK) Best. 1073, NL Gustav von Mevissen, A 108.

80 Adam, Stipendienstiftungen (wie Anm. 76), S. 224f.

81 Hildegardis-Verein (Hg.), Bildung verleiht Flügel. 100 Jahre Hildegardis-Verein. Frauen – Studien – Fördern 1907–2007, Münster 2007, S. 86f.

versität Bonn sein Vermögen und legte fest, dass ein Teil davon zur Gründung der *Elly-Hölterhoff-Böcking-Stiftung* verwendet werden sollte. Diese diene dem Zweck, das Andenken seiner verstorbenen Gattin Elly Hölterhoff, einer Tochter des Professors Eduard Böcking, zu ehren. In Honnef sollten ein Damenstift für evangelische Frauen »aus den höheren Ständen« sowie eine Haushaltungsschule für »Mädchen aus dem Volke« errichtet werden. Darüber hinaus wünschte Otto Hölterhoff die Einrichtung einer Stiftung für katholische Damen aus dem Kreis der Universität, denen bei Bedürftigkeit eine finanzielle Unterstützung zuteilwerden sollte. Berechtigt waren hier laut Testament explizit nur Töchter von Professoren, Dozenten, Kuratoren oder Richtern der Bonner Universität.⁸² Die feierliche Eröffnung des Stiftes fand Ende 1906 in Honnef statt.⁸³

Die Frauen, die seit Ende des 19. Jahrhunderts an die Universitäten strebten, betraten eine von Männern dominierte Welt. Dass dies zu Spannungen führen konnte, weiß etwa die Ärztin Hermine Edenhuizen zu berichten. Als eine von zwei Gasthörerinnen hatte sie ihr Medizinstudium 1898 in Berlin aufgenommen, beide Frauen waren dort als »Eindringlinge« wahrgenommen worden: »Wir mischten uns ja nur mit Grausen unter sie, die bei unserem Eintritt in den Vorlesungsraum als Äußerung ihrer Mißbilligung regelmäßig mit den Füßen scharrrten und dazu pfffen.«⁸⁴ Die an den deutschen Universitäten stark vertretenen Studentenverbindungen⁸⁵ mit ihrem von Lebensbundprinzip, Ehrenkodex, Mensur und Trinkfreudigkeit geprägten Männlichkeitsideal begegneten den »Frauenzimmern« nicht selten mit Skepsis und Geringschätzung.⁸⁶ Jedoch sammelten die Studentinnen längst nicht überall schlechte Erfahrungen. So setzte Hermine Edenhuizen ihr Studium gemeinsam mit Frida Busch in Zürich, Halle und Bonn fort. An der Bonner Universität waren sie die ersten Medizinstudentinnen. Hier begegneten ihre männlichen Kommilitonen ihnen aufgeschlossener und wohlwollender: »Zu unserer Erleichterung bemerkten wir sodann, daß die Studentenschaft bessere Umgangsformen zeigte als die in Berlin und Halle. Wir sind in Bonn keinen Unhöflichkeiten begegnet.«⁸⁷

82 Chronik der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn für das Rechnungsjahr 1899/1900, Neue Folge Jg. 14, S. 88–99.

83 Chronik der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn für das Rechnungsjahr 1906, Neue Folge Jg. 21, S. 66–69.

84 Hermine Heusler-Edenhuizen, Die erste deutsche Frauenärztin. Lebenserinnerungen. Im Kampf um den ärztlichen Beruf der Frau, hrsg. v. Hayo Prahm, Opladen 1997, S. 51.

85 Zu Bonner Studentinnenverbindungen vgl. den Beitrag von Thomas Becker in diesem Band.

86 Ute Planert, Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 124), Göttingen 1998, S. 59–63. Darüber hinaus auch: ebd., S. 196–199; Birn, Anfänge (wie Anm. 49), S. 324–332.

87 Heusler-Edenhuizen, Lebenserinnerungen (wie Anm. 84), S. 60. Vgl. darüber hinaus Becker, Anfänge (wie Anm. 64), S. 95–99 zu den Erlebnissen von Klara Marie Faßbinder als Studentin in Bonn.

Studentinnen, die eine Karriere in Forschung und Lehre anstrebten, hatten Widerstände zu überwinden. Teils bis in die höchsten Spitzen des Staates hinein beherrschten traditionelle Rollenbilder das Denken – schien doch die Berufstätigkeit der Frau ihrer eigentlichen Bestimmung als Ehefrau und Mutter entgegenzustehen sowie eine unnötige Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt zu erzeugen. So geben die Memoiren des Bonner Staatsrechtlers Philipp Zorn, akademischer Lehrer des preußischen Kronprinzen Wilhelm, einen Einblick in die Haltung des von 1909 bis 1917 amtierenden preußischen Kultusministers August von Trott zu Solz. Zorn berichtet über seine Tochter, sie sei

»eifrige Gymnasiastin und weiterhin Studentin der Chemie, um zum Abschluß glückliche Gattin eines hervorragenden Professors der Chemie zu werden, was mein liebenswürdiger Minister Herr von Trott zu Solz glückwünschend als die einzig richtige Lösung der Frage des Frauenstudiums erklärte.«⁸⁸

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren Frauen nur vereinzelt an der Universität beschäftigt. Selbst die Arbeit der Sekretäre in der Verwaltung oder in den Bibliotheken wurde – im deutlichen Gegensatz zu heute – fast ausschließlich von Männern ausgeführt. Im Personalverzeichnis der Bonner Hochschule lässt sich für das Wintersemester 1906/07 die erste »Hilfsarbeiterin« in der Universitätsbibliothek nachweisen.⁸⁹ Bei jener Angestellten handelte es sich um Laura König, Witwe des Berliner Physikprofessors Arthur König. Ein Jahr später wurde mit Ilse Petersen die zweite Frau eingestellt. Sie und eine weitere Hilfsarbeiterin, Agnes Worzewska, bestanden im Jahr 1911 die Diplomprüfung für den mittleren Dienst⁹⁰ und wurden seither als Bibliothekssekretärinnen im Personalverzeichnis aufgeführt. Im Sommersemester 1915 arbeiteten bereits zwei weitere Sekretärinnen in der Bibliothek, damit waren vier von 23 Mitarbeitern Frauen.⁹¹ Erst zu Beginn der 1920er Jahre sollte der Frauenanteil im Bonner Bibliotheksdienst weiter ansteigen.⁹²

Der akademische Mittelbau wies im Jahr 1900 zwei wissenschaftliche Assistentinnen auf: Die freiwillige Assistentin am pharmakologischen Institut Tony

88 Philipp Zorn, *Aus einem deutschen Universitätsleben*, Bonn 1927, S. 114.

89 Amtliches Personal-Verzeichnis der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn für das Winter-Halbjahr 1906/7, S. 11.

90 Vgl. hier die Jahresberichte der Bibliothek: *Akten der Universitäts- und Landesbibliothek Bonn* Ib, 6.

91 Amtliches Personal-Verzeichnis der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn und der landwirtschaftlichen Akademie Bonn-Poppelsdorf für das Sommer-Halbjahr 1915, S. 11f.

92 Vgl. hier insbesondere die Memoiren von Lotte Schürfeld, die im Jahr 1922 als Praktikantin an die Bonner Universitätsbibliothek kam und später dort feste Mitarbeiterin wurde: Lotte Schürfeld, *Mein Leben im Dienste des Buches*, Bonn 1994 (Typoskript, Universitäts- und Landesbibliothek Bonn).

Fellmer sowie Maria Gräfin von Linden.⁹³ Möglich war dies, da Lehrstuhlinhaber ihre Assistentenstellen eigenständig besetzen konnten. Maria Gräfin von Linden war nach ihrem Studium an der Universität Tübingen im Jahr 1899 nach Bonn gekommen und hatte eine Assistentenstelle am Institut für Zoologische und Vergleichende Anatomie angenommen. 1906 wechselte Maria von Linden an das Anatomische Institut. Im selben Jahr reichte sie an der Bonner Universität ihren Antrag auf Zulassung zur Habilitation ein. Den ersten Habilitationsantrag hatte bereits fünf Jahre zuvor Adeline Rittershaus-Bjarnason für Alt- und Neuisländische Sprache und Literatur an der Bonner Universität eingereicht. Dieser war von der Philosophischen Fakultät mit 16 gegen 14 Stimmen abgelehnt worden. Das Gesuch Maria von Lindens dagegen wurde mit 17 zu 13 Stimmen angenommen. In diesem Fall schaltete sich nun das preußische Kultusministerium ein und ließ eine Umfrage an den preußischen Universitäten durchführen, in der die grundsätzliche Frage nach der Möglichkeit der Habilitation und damit auch der Erteilung der *Venia legendi*, der Befugnis zur Lehre an den Universitäten, erörtert werden sollte. In einem Ministerialerlass teilte das Ministerium 1908 mit, dass sich eine »*ganz überwiegende Mehrheit*«⁹⁴ gegen die Zulassung von Frauen zur Habilitation und damit gegen ihre Möglichkeit zu einer akademischen Laufbahn ausgesprochen habe. Maria von Linden blieb die Habilitation somit verwehrt, sie erhielt jedoch die Leitung der neu einzurichtenden Parasitologischen Abteilung am Hygienischen Institut der Universität. Zwei Jahre später wurde ihr als erster Frau in Bonn – allerdings lediglich nominell – der Titel *Professor* verliehen. Im Jahr 1920 erlangten Frauen schließlich offiziell die Zulassung zur Habilitation. Die erste Frau, die sich in Bonn habilitierte, war Wilhelmine Hagen.⁹⁵ Sie erwarb erst im Jahr 1943 die *Venia legendi* im Fach Numismatik.

93 Amtliches Personal-Verzeichnis der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn und der landwirtschaftlichen Akademie Bonn-Poppelsdorf für das Winter-Halbjahr 1900/01, S. 11, 14.

94 Zit. n. Eva Brinkschulte, Wissenschaftspolitik im Kaiserreich entlang der Trennungslinie Geschlecht. Die ministerielle Umfrage zur Habilitation von Frauen aus dem Jahre 1907, in: Elisabeth Dickmann/Eva Schöck-Quinteros (Hg.), Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland (Schriftenreihe des Hedwig-Hintze-Instituts 5), Berlin 2000, S. 177–192, hier S. 183. Vgl. hier und im Folgenden auch S. 179–192. Zu Maria von Linden darüber hinaus: Susanne Flecken, Maria Gräfin von Linden. Wissenschaftlerin an der Universität Bonn von 1899 bis 1933, in: ebd., S. 253–269.

95 Angela Koslowski, Wilhelmine Hagen. Die erste Habilitation einer Frau, in: 100 Jahre Frauenstudium (wie Anm. 62), S. 244f.

Fazit

Seit der Gründung der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität im Jahr 1818 gehörten Frauen aus dem familiären Umkreis der Professoren zum gesellschaftlichen Bonner Universitätsleben. Sie übernahmen gemäß dem traditionellen bürgerlichen Frauenbild soziale und gesellschaftliche Aufgaben, wozu in besonderem Maße die Rolle der Gastgeberin bei Gesellschaften und Kränzchen sowie die Koordinatorin des Haushaltes gehörten. Die Professorengattinnen unterstützten und begleiteten ihre Ehemänner bei deren vielfältigen gesellschaftlichen Verpflichtungen. Mit der sich seit den 1860er Jahren formierenden Frauenbewegung gingen auch politische Forderungen nach einer Ausweitung der Frauenbildung einher. Seit dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts konnten junge Frauen schließlich das Abitur ablegen, was ihnen potentiell den Zugang an die Hochschulen ermöglichte, jedoch zunächst nur im Status der Gasthörerin. Auch in Bonn etablierten sich die im Zuge der Frauenbewegung geschaffenen Bildungsmöglichkeiten mit Real- und Gymnasialkursen rasch. Diese standen zunächst vor allem den Töchtern wohlhabender Familien offen, da die höhere Schulausbildung und auch ein Universitätsstudium die nötigen finanziellen Mittel voraussetzten. Mit der Berechtigung zur Aufnahme eines Gasthörerstudiums seit dem Wintersemester 1896/97 begannen Frauen langsam aber stetig das Bild der Bonner Universität mitzuprägen. Im Vergleich zu anderen Ländern des Reiches eher spät, führte Preußen im Jahr 1908 schließlich das Frauenstudium offiziell ein – somit wurden aus Gasthörerinnen ordentliche Studentinnen. Diese Umbruchsphase war geprägt von Widerständen, mit denen sich die Frauen an der von Männern dominierten Universität konfrontiert sahen. Während sich das Frauenstudium zunehmend etablierte, blieb den Wissenschaftlerinnen der Weg zur Habilitation und damit zur eigenständigen Forschung und Lehre weiterhin verschlossen. Somit brachte das Jahr 1908 einerseits Anerkennung und Zulassung der Studentinnen, andererseits wurden dem Vordringen der Frauen in die Wissenschaft Grenzen gesetzt. Der 1914 ausbrechende Weltkrieg mit seinen tiefgreifenden Umwälzungen in allen Bereichen der Gesellschaft sollte schließlich ein neues Kapitel der Frauenemanzipation eröffnen.

»Eine geistreiche Frau« – Johanna Kinkel, geschiedene Mathieu, geb. Mockel (Bonn 1810–London 1858)

Am Anfang: der Gesangverein

Hannchen Mockel war ein aufgewecktes Kind, das die bürgerlichen Damen mit ihren lustigen Streichen und Ideen in Aufregung versetzte. Das änderte sich auch kaum, als sie heranwuchs. Nur wenn es um Musik ging, wurde das junge Mädchen ernsthaft und zielstrebig. Da sie wunderschön Klavier spielte, nahm man ihr ungestümes Wesen in Kauf. Franz Anton Ries, ehemaliger Kapellmeister und Musikdirektor der kurfürstlichen Kapelle in Bonn, der schon den jungen Beethoven unterrichtet hatte, erkannte ihr Talent und gab ihr Unterricht. Als die Fünfzehnjährige jedoch verkündete, sie wolle die Musik zu ihrem Beruf machen, da versuchten Mutter und Großmutter alles, um ihr die »Flausen« auszutreiben. Aber keine noch so schöne Handarbeit, kein noch so verlockendes Kochrezept konnten ihr die Beethovenschen Sonaten ersetzen. Ihrem Vater, Peter Joseph Mockel, verdankte sie, dass der Musikunterricht nicht völlig aufgegeben, sondern sogar »ein leidliches Tafelklavier mit 6 Oktaven«¹ angeschafft wurde. Auch Ries unterstützte und förderte sie, und übertrug ihr, als sie neunzehn Jahre alt war, die Leitung seines »Musikalischen Kränzchens«, in dem auch ihr Vater mitsang. Als Lehrer hatte Mockel Schulkindern bereits erfolgreich Gesangsunterricht erteilt und auch seine Tochter sehr früh am Klavichord unterrichtet. Nun oblag es seiner Tochter, für das »Musikalische Kränzchen« Musikstücke auszuwählen und zu dirigieren, und aus dem »Kränzchen« wurde sehr schnell ein angesehener Gesangverein. Johanna versuchte sich auch selbst als Textdichterin und setzte diese Texte auf bekannte Melodien. Aus ihren jungen Erfahrungen als Chorleiterin, mit falschen Tönen beim Singen und Streit um die führenden Stimmen, schrieb sie für die Karnevalsfeier 1829 die »Vogelkantate«, ihre erste Komposition. Der lustige Streit der Vögel endet in vollster Harmonie mit einem bezaubernden Schlusschor. Teilnehmer der zunächst lockeren wöchentlichen

1 Monica Klaus, Johanna Kinkel. Romantik und Revolution (Europäische Komponistinnen 7), Köln u. a. 2008, S. 5.

Zusammenkünfte waren Schülerinnen und Schüler von Franz Anton Ries und deren Eltern. Man traf sich reihum in den verschiedenen Häusern.



Abbildung 1: Johanna Mathieux (Kinkel), 1832, unbekannter Künstler, Stadtmuseum Bonn

Um den endlosen Bevormundungen im Elternhaus zu entgehen, heiratete Johanna Mockel 1832 den Kölner Buch- und Musikalienhändler Johann Paul Mathieux, den sie überschätzte und der sie und ihre Eltern zu täuschen wusste. Die Ehe wurde ein Fiasko. Mathieux verbot ihr das Klavierspiel, quälte sie physisch und psychisch, sodass der Vater sie nach nur fünf Monaten krank zurück nach Bonn holte. Mutig reichte sie die Scheidung ein und kehrte langsam wieder in das musikalische Gesellschaftsleben zurück. Aber nicht alle Bonner akzeptierten ihren Schritt. Freundschaftliche Bekanntschaften, wie die mit Annette von Droste-Hülshoff und Sibylle Mertens-Schaaffhausen, wurden aufgekündigt. Eine Katholikin ließ sich nicht scheiden, sondern ertrug ihr Los.

Während eines Besuchs in Frankfurt am Main lernte Johanna Mathieux Felix Mendelssohn Bartholdy und Georg von Brentano kennen. Mit beiden musizierte sie, und Mendelssohn riet ihr, sich in Berlin weiterzubilden. Da Mathieux nicht aufhörte, sie und ihre Familie auch in Bonn zu traktieren, kam die Reise nach Berlin im November 1836 einer Flucht gleich.

Neue Erfahrungen in Berlin

Mendelssohn und Brentano gaben Johanna Mathieux mehrere Empfehlungsbriefe mit, darunter auch an ihre in Berlin lebenden Schwestern, Fanny Hensel und Bettina von Arnim. Letztere war so begeistert von der jungen Künstlerin, dass sie resolut bestimmte, Johanna müsse bei ihr wohnen. Nebenbei erhoffte sich die Baronin von Arnim auch häusliche Unterstützung von ihrem Gast, was jedoch bereits in den Ansätzen kläglich scheiterte. Johanna glich es aber durch ihre musikalischen Fähigkeiten und kurzweilige Unterhaltung sehr gut aus. Sie selbst profitierte von Bettina von Arnims sprudelndem Geist und der Musikalität Fanny Hensels, begegnete in diesen Kreisen Gelehrten, Dichtern und Malern. Der Hofmaler Karl Joseph Begas, gebürtig aus Heinsberg und somit fast aus der Heimat, bat Johanna eines Tages, ihn ins königliche Schloss zu begleiten. Sie sollte Prinzessin Augusta, spätere Königin und Kaiserin, mit ihrem Klavierspiel unterhalten, während er die Prinzessin porträtierte.

Johanna bewunderte Fanny Hensel sehr und liebte besonders die Sonntagskonzerte im Mendelssohnschen Haus in der Leipziger Straße. Sie sang im Chor und spielte allein oder mit Fanny Hensel vierhändig Klavier. Johanna hatte zu Fanny und der jüngeren Schwester Rebecka ein sehr freundschaftliches Verhältnis. Rebeckas Ehemann, der Mathematikprofessor Johann Peter Gustav Dirichlet, war am Bonner Gymnasium Schüler von Johannas Vater gewesen, und schon daraus ergab sich eine spontane Sympathie, die über viele Jahre und schwierige Zeiten anhielt.

In Bettina von Arnims Salon traf sie den jungen Dichter Emanuel Geibel, der sein an der Universität Bonn begonnenes Theologie- und Philologiestudium in Berlin fortsetzte. Seine Gedichte begeisterten Johanna, und sie vertonte sie ebenso wie Gedichte von Goethe, Heinrich Heine, August Kopisch, Friedrich Rückert und ihre eigenen Gedichte.

Aber in erster Linie war sie nach Berlin gekommen, um sich musikalisch weiterzubilden. Bei Wilhelm Taubert, Pianist, Komponist und Dirigent des Berliner Hofkonzerts, lernte sie Klaviertechnik, bei Karl Böhmer, Komponist, Kammermusiker und Violinist der königlichen Opernkapelle, studierte sie Generalbass, Kontrapunkt und Fuge. Um ihren Unterricht zu finanzieren erteilte sie selbst Unterricht. An Schülern mangelte es ihr nicht, war sie doch durch ihr Klavierspiel in den Salons bekannt und geschätzt. Selbst adlige Damen nahmen bei ihr Unterricht. Nebenher dichtete und komponierte sie Stücke für den Familien- und Freundeskreis von Bettina von Arnim und deren Schwester, Kunitz von Savigny. Johanna wohnte kaum ein Vierteljahr bei Bettina, als diese ihren Gast bat, anlässlich des Geburtstages ihres Schwagers Friedrich Carl von Savigny, am 21. Februar 1837, ein Stück für die ganze Familie zu komponieren. Johanna entsann sich ihrer »Vogelkantate«, die dieser quirligen Familie wie auf

den Leib geschrieben schien. Da keine Zeit mehr war, die Partitur aus Bonn schicken zu lassen, rekonstruierte sie das Stück aus ihrem Gedächtnis und fügte noch einige Rollen hinzu, damit auch jedes Familienmitglied eine Solopartie bekam. Es wurde ein so großer Erfolg, dass sie es, erneut überarbeitet, 1838 als ihr op. 1 im Verlag Trautwein veröffentlichen lassen konnte. Das Stück erfreute sich über Jahrzehnte hinweg der größten Beliebtheit. So schrieb die Schriftstellerin Wilhelmine Bardua am 18. 11. 1850 in ihr Tagebuch: »Heute, [...] gibt's wieder Komödie: die Kinkelsche Vogelkantate, [...] Was war das für eine schöne Zeit, als wir Johanna Mathieux so oft bei Arnims und auch bei uns in der Französischen Straße sahen! Wie fröhlich haben wir mit ihr und Franz Savigny, [Adolf] Eckenbrecher und Ottilie [von Graefe] musiziert!«² Zwanzig Jahre nach Johannas Tod und dreißig Jahre nach der Revolution von 1848/49, die für Kaiser Wilhelm als »Kartätschenprinz« so unrühmlich verlaufen war und an dessen Ende er als Sieger den Ehemann der Komponistin, den aufrührerischen Republikaner Gottfried Kinkel, am liebsten zum Tode verurteilt hätte, wünschte der Kaiser im Oktober 1878 eben diese Komposition zu hören, als er mit seiner Gemahlin Augusta in Baden-Baden weilte. Maximiliane von Arnim, Bettinas Tochter und einst Johannas Schülerin, inzwischen verwitwete Gräfin Oriola, berichtete einem Freund der Familie über die Aufführung mit ihren Töchtern und Nichten: »[...] – die Vogelkantate glänzend gelungen – der Kaiser voll Entzücken darüber. Er schenkte den Mädchen dann eigenhändig wundervolle Schmuckstücke als Andenken.«³

So groß ihre Erfolge in den Berliner Salons auch waren, musste sie doch erfahren, wie schwierig es war, als Komponistin ernsthaft wahrgenommen zu werden. Selbst Robert Schumann, zunächst sehr begeistert von den Kompositionen »des unbekanntes J. Mathieux«, beschränkte nach Auflösung des Vornamens sein Lob auf die »weibliche« Art des Komponierens. Johanna schickte ihm zwar die gewünschte Komposition für sein Liederheft, ihr »wildestes Trinklied«⁴, aber auch das fand er »heiter und schönsinnig« und durchaus weiblich.⁵ Für Johanna gab es keine »männliche« oder »weibliche« Musik, und woran erkannte man sie, wenn nicht nur am Vornamen? So entstand kein weiterer Kontakt zu Schumann, obwohl sie seine Kompositionen schätzte und spielte.

2 Monica Klaus, »... die Nachtigall hat etwas detoniert!« Johanna Kinkels »Vogelkantate« – eine Komposition und ihre Geschichte, in: Bonner Geschichtsblätter 53/54 (2004), S. 295.

3 Ebd., S. 296.

4 »Laßt uns trinken, laßt uns singen,« in: Sammlung von Musikstücken alter und neuer Zeit als Zulage zur Neuen Zeitschrift für Musik, 3. H. ausgegeben im Sept. 1838, Leipzig: R. Frieze, S. 8–9.

5 Klaus, Johanna Kinkel (wie Anm. 1), S. 48f.

Neuanfang in Bonn

Aus diesem erfolgreichen und glücklichen Leben wurde sie herausgerissen, als der Vater ihr schrieb, Ehemann Mathieux sei nun, nach sieben Jahren, bereit, sich scheiden zu lassen, aber dafür müsse sie nach Bonn kommen. Sie war froh, dass nun die jahrelange Last endlich von ihr genommen werden würde, und sie war sicher, sehr bald nach Berlin zurückkehren zu können.

Da sich der unerfreuliche Scheidungsprozess mehr als ein Jahr hinzog, lebte sie ihren ehemaligen Gesangverein aufs Neue und gab auch wieder Klavier- und Gesangsunterricht in Bonn und Köln. Ihrem sozialen Empfinden entsprechend, staffelte sie die Unterrichtsgelder nach dem Einkommen der Eltern. Neben den Professorenkindern unterrichtete sie auch die in Bonn studierenden Adligen⁶ und Kinder der den »romantischen Rhein« bereisenden Engländer. Dafür erteilte sie mancher begabten Bauerntochter oder einem Handwerkersohn kostenlosen Unterricht.

Ihre Berliner Erfolge waren in Bonn nicht unbemerkt geblieben. Sehr schnell traf sich unter der Direktion der Frau Mathieux wieder der Kreis von Liebhabern klassischer Musik in den Häusern der Professoren und Universitätsangehörigen. Dazu gehörten neben Johannas Eltern die Familien Johann Christian und Charlotte Augusti, Christian August und Caroline Brandis, Christian Friedrich und Henriette Nasse, Johannes und Hilda von Noorden, Georg Benjamin und Rosamunde Mendelssohn, Moritz August und Auguste von Bethmann-Hollweg sowie Moritz und Henriette Naumann. Friedrich Gottlieb Welcker fand sich ebenso ein wie August Wilhelm von Schlegel und Ernst Moritz Arndt. Auch einige Maler der Düsseldorfer Kunstakademie, wie Wilhelm von Schadow, Theodor Hildebrand und Otto Mengelberg nahmen daran teil.

Unter den Kindern der genannten Professoren waren einige besonders begabt und wurden von Johanna ausgebildet und gefördert, wie Emil Naumann, späterer Komponist und Kirchenmusiker. Weitere Mitglieder waren (zeitweise) Friedrich Heimsoeth, die Schwestern Bertha und Johanna Forstheim und Mela und Adele Thormann, Leopold Kaufmann, Andreas Simons, Angela Oppenhoff und Barthel Peretti, kein Akademiker, aber offenbar ein hervorragender Tenor.

An manchen Sonntagen gab Johanna ihren Schülern und Schülerinnen Gelegenheit, Eltern und Freunden das Gelernte vorzuspielen. Begeistert schildert Charlotte Augusti in ihren Erinnerungen:

6 Einer ihrer Schüler war Prinz Georg von Preußen, Enkel von Friederike von Mecklenburg-Strelitz und Friedrich Ludwig Karl von Preußen, den Geschwistern des Königspaars Luise und Friedrich Wilhelm III.; Prinz Georg vermachte seinen Nachlass, darunter Noten von Johanna Kinkel, der Universitäts- und Landesbibliothek (ULB) Bonn, s. »Prinz-Georg-Bibliothek«.

»Ein besonders belebendes Element unseres Kreises war Frau Mathieux, nachherige Kinkel. Ihr Haus war der Sammelplatz alles [sic] geistigen Lebens, und sie wusste ihren Gesellschaften einen immer neuen, pikanten Reiz zu verleihen. Sie war eine Meisterin auf dem Klavier, ihr Vortrag klassischer Tonschöpfungen war ein hoher Genuss, und auch mit ihren eigenen Kompositionen verstand sie ihre Zuhörer zu fesseln. Von Zeit zu Zeit fanden bei Frau Mathieux kleine Morgenkonzerte statt, und noch lebt eines derselben in meiner Erinnerung, in welchem die sogenannte Vogelkantate, wohl die originellste ihrer Kompositionen, aufgeführt wurde. [...] Auch die originelle Art der talentvollen Frau, kleine Theatervorstellungen, lebende Bilder oder Charaden zu arrangieren, eroberte ihr die frohen Gemüter. Sie sang ebenso gewandt und in drastischer Weise Duette allein, wie sie in plattkölnischer Mundart das Hänn[e]schen höchst drollig zum Besten gab, und dann wieder war ihre ernste, von gediegenem Wissen zeugende Unterhaltung wahrhaft anziehend.«⁷

Unter den Gästen ihrer Konzerte war seit ihrer Rückkehr immer häufiger der junge Theologe Gottfried Kinkel (1815–1882). Sie hatten sich bei einer geselligen Veranstaltung im Hause des Theologieprofessors Augusti zufällig getroffen und waren sofort in ein so eifriges Gespräch vertieft, dass sie die Welt um sich vergaßen, bis die ausgelassenen jungen Leute sie unvermittelt als Brautpaar hochleben ließen. Völlig verschreckt ließen sie voneinander ab – Johanna lag doch in Scheidung und Gottfried war mit der Tochter eines Pfarrers in Mülheim verlobt. Beiden lag eine Verbindung fern und schien außerdem völlig unmöglich – sie war katholisch und er evangelischer Theologe.

Dennoch blieb Gottfried Kinkel nach den Sonntagskonzerten gern in der geselligen Runde junger Leute, und dies führte am 25. Juni 1840 zur Gründung der literarischen Gruppe »Der Maikäfer«. Johanna spendierte grünes Briefpapier, Andreas Simons zeichnete einen dicken *Maikäfer* auf das erste Blatt und Johanna schrieb im Halbkreis *Zeitschrift für Nichtphilister* darunter. Warum Maikäfer? Gottfried gibt in der Nummer 1 eine poetische Erklärung:

»Maikäfer sind kein unvernünftig Vieh, [...]
nein, Meister des Genießens nenn' ich sie.
In stättem Dusel von dem Rausch der Düfte
In unartikuliertem heiterm Brummen
Durchschwärmen sälig sie des Abends Schein.
So schwärmt aus diesen Blättern in die Lüfte
Ein Volk von Liedern, Späßen, grad' und krummen
Geistreichen Freude, den Filistern [sic] Pein!«

Es gab keine festen Statuten, aber man bekannte sich zur »Maikäfer-Republik«, zahlte als festes Mitglied einen kleinen Obolus, bekam einen besonderen »Maikäfernamen« und verpflichtete sich, Beiträge zu liefern. Der gefaltete Fo-

⁷ Klaus, Johanna Kinkel (wie Anm. 1), S. 63.

liobogen kreiste wöchentlich bei den Mitgliedern, jeder schrieb einen Beitrag hinein, ohne die anderen zu lesen. Das Vorlesen geschah dann am Vereinsabend, der in Johannas Elternhaus stattfand. Es war ein Sammelsurium von Fortsetzungsgeschichten, Gedichten, Anekdoten, Scherzen, Reimen, historischen und mundartlichen Erzählungen, Politisches und Kritisches, die Universität und die Gesellschaft betreffend. Die Nummern wurden mit Vignetten, kleinen Zeichnungen und Aquarellen geschmückt, die in einer von Johanna gegründeten »Malakademie« je nach Lust und Laune von den Mitgliedern, aber auch von Schülerinnen und Freundinnen Johannas, gemalt wurden. Mit der Vignette in Nr. 6 z. B., *Der Maikäfer in ernsten Studien über Luciani vera historia beschäftigt*, machte Johanna eine Anspielung auf den parodistischen Reisebericht des Sati-rikers Lukian (um 120 in Samosata geb.), und zeigte, wie selbstironisch-hu-morvoll sie das literarische Treiben der »Maikäfer« sah.



Abbildung 2: Johanna Mockel (Kinkel). *Der Maikäfer in ernsten Studien über Luciani vera historia beschäftigt*, in: *Der Maikäfer*, Nr. 6, 1840, ULB Bonn, NL Kinkel, S 2684<1>

Von den jungen Damen der »Malakademie«, die auch an den Festen und Ausflügen teilnahmen, wurde jedoch keine Mitglied des Vereins, Johanna blieb die einzige schreibende Frau und wurde darüber hinaus die Hauptperson, die alles organisierte und zusammenhielt und respektvoll den Titel »Direktrix« erhielt. Es ist schon erstaunlich, dass sie in einer von Männern dominierten Zeit und neben einem brillanten Mann wie Gottfried Kinkel, stillschweigend die Führungsrolle innehatte, ohne sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen. Mit Humor, Intelligenz und Einfühlungsvermögen erreichte sie Aufmerksamkeit und Verehrung, die andere Frauen durch Schönheit und Grazie gewannen, womit sie selbst nicht ausgezeichnet war. Nach Aussagen von Zeitgenossen vergaß man aber, wenn sie sprach, wenn ihre Augen vor Begeisterung leuchteten, wenn sie musizierte, dass sie im landläufigen Sinne nicht schön war. Durch ihren herben Charme und die gewinnende Persönlichkeit Gottfried Kinkels wuchs der Kreis der Studenten, die sich enthusiastisch an diesem literarischen Zirkel beteiligten. Doch auch ältere Herren, wie Universitätskurator Franz Joseph Rehfuës, ein Freund Kinkels, war

ein gern gesehener Gast. Dennoch war der Maikäferbund kein »Salon«, in dem sich geistreiche Männer zum Tee bei einer gebildeten und charmanten Dame trafen. Es waren auch keine Einladungen zu Geselligkeiten, wie bei Professorenfamilien üblich, vielmehr zog der Verein junge Männer an, die Lebensfreude mit eigenem Dichten und ernsthafter Diskussion verknüpfen wollten. Hier konnte jeder ohne Angst vor Zensur schreiben, es war ja eine private Zeitschrift. Hatte man zunächst nur dem leichten, unterhaltsamen Aspekt ein Forum gegeben, so entwickelte sich die Zeitschrift sehr bald zu einem Spiegel des Zeitgeschehens, das die Mitglieder in seinen verschiedenen Facetten bewegte und von ihnen in Poesie und Prosa niedergeschrieben wurde. Da zunächst überwiegend evangelische Theologen zu dem Dichterkreis gehörten, wurden aktuelle Themen zur preußisch-evangelischen und rheinisch-katholischen Problematik diskutiert, die auch die Philosophie der damaligen Strömungen beinhaltete, wie die von Georg Hermes, Georg Friedrich Wilhelm Hegel und Daniel Friedrich Strauß.

Natürlich spielte auch die Rheinromantik, der sich keiner entziehen konnte, eine große Rolle und die durch die vielen in- und ausländischen Touristen noch eine besondere Betonung bekam. Schriftsteller fanden in den geheimnisumwitterten Burgen den »Gothic Style«, wie Mary Wollstonecraft Shelley mit ihrem »Frankenstein«, und ließen die Sagen des Rheins in ihre Literatur einfließen – oder erfanden sie. Durch Lord Byrons Roman »Childe Harold Pilgrimage« wurde der Drachenfels zum Symbol des Rheins, ebenso wie die Geschichte der »Loreley« von Clemens von Brentano, die Heinrich Heine später in einem Gedicht verewigte. Es wurde von vielen Komponisten vertont, auch von Johanna Kinkel, aber in der Version von Friedrich Silcher wurde es zum Volkslied. Alexandre Dumas d. Ältere schrieb ein längeres Werk über seine Rheinreise, und Victor Hugo bezeichnete den Rhein gar als »Spiegelbild der Zivilisation«. 1832 erschien »Der Rhein« als Reiseführer bei Baedeker, und Karl Simrock nannte das Rheintal »die Hauptstraße der gebildeten Welt«. Der Fremdenverkehr nahm durch preußische und ausländische, vor allem englische Gäste einen ungeheuren Aufschwung. Zwischen Bonn und Königswinter entstanden luxuriöse Hotels, die stündlich abgehende Schnellpost und der rege Verkehr der Dampfschiffe machten Bonn zu einem »Sammelplatz aller Nationen«.⁸ Sicher haben auch die romantischen Bilder des englischen Malers William Turner die Reiselust der Briten ausgelöst. Davon profitierte auch Johanna Kinkel, die den Töchtern der länger in Bonn verweilenden Engländer Musikunterricht gab und sich dadurch die englische Sprache aneignete. So waren Rhein und Siebengebirge auch für die

8 Die letzten drei Zitate in: Irene Kleinschmidt-Altpeter, Rheinromantik und Biedermeier in einem Bonner Professorenhaus, Historische Meile, Station 6, Köln 1989, S. 26.

»Maikäfer« Stoff für zahlreiche Gedichte und Lieder, die im Sommer in Wanderungen und fröhlichen Kahnfahrten ihre Anregungen fanden.

1841 wurde das erste Stiftungsfest des »Maikäfer« gefeiert. Das Fest krönte ein Wettbewerb, zu dem jedes Mitglied einen Beitrag in beliebiger Form, aber zu einem bestimmten Thema, vortragen konnte. Das Thema war »Otto der Schütz«, nach einer rheinischen Sage. Johanna hatte natürlich ein Singspiel verfasst, von dem sie nur den Text vorlas, es aber im März 1842 mit dem Gesangverein aufführte. Den ersten Preis gewann Gottfried mit einem Epos. Auf Vermittlung des Kölner Schriftstellerehepaars August und Emilie von Binzer erschien es 1846 im Verlag Cotta – und es sollten viele weitere Auflagen folgen. Es war in euphorischer Stimmung entstanden: im Februar hatte Gottfried nach langem Ringen seine Verlobung gelöst und sich zu seiner Liebe zu Johanna bekannt. Dies drückte er nicht nur in dem Brief aus, den er ihr am Morgen des Festtages zukommen ließ, sondern auch in der ihr zugeeigneten Widmung des Werkes. Mit der zum geflügelten Wort gewordenen Zeile »Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann« bekräftigte er seinen Entschluss. Er ahnte noch nicht, wie hart sein nun gewähltes Schicksal werden würde.

Die »Maikäfer«

Unter den Mitgliedern des »Maikäfer« waren einige bemerkenswerte Persönlichkeiten: Gründungsmitglied Sebastian Longard (1817–1892), gebürtig aus Koblenz, studierte Jura und wurde Landgerichtsrat in Koblenz. 1888, bereits im Ruhestand, veröffentlichte er »Lieder und Balladen«, die Johanna Kinkel z. T. vertont hatte. – Auch der junge Andreas Simons (1823–1900) aus Rheinbach war Gründungsmitglied. Er wuchs in Johannas Elternhaus auf, studierte zunächst Jura und Philologie, dann Kunstgeschichte und Architektur in Düsseldorf. Er schrieb, gemeinsam mit Alexander Kaufmann, ein bemerkenswertes Buch über die Architektur der Doppelkirche in Schwarzhof, war am Bau mehrerer öffentlicher Gebäude beteiligt und beendete seine Laufbahn als Professor an der Technischen Hochschule in Darmstadt. Seinen Ruhestand verbrachte er in Bonn. – Alexander Kaufmann (1817–1893), aus alteingesessener Bonner Familie, wurde durch seinen jüngeren Bruder Leopold (1821–1898)⁹, hochgelobter und begeisterter Tenor in Johannas Gesangverein, auf die »Maikäfer« aufmerksam gemacht. Alexander hatte in Bonn und Berlin studiert und lebte 1841–1844 als Privatgelehrter in Bonn, bevor er Archivar des Fürsten von Löwenstein in Wertheim wurde. Eins seiner ersten historischen Werke ist die Erzählung »Caesarius von Heisterbach« (1844). Diese Legende ließ ihn nicht los, und so

9 Leopold Kaufmann, Jurist, war 1851–1875 Oberbürgermeister von Bonn.

übersetzte und kommentierte er 1888 und 1891 »Wunderbare und denkwürdige Geschichten aus den Werken des Caesarius von Heisterbach«. – Friedrich Carl Fresenius (1819–1876) kam aus Frankfurt, studierte bis 1841 in Bonn und wurde Lehrer. Er war bereits seit 1839 Mitglied in Johannes Gesangverein und blieb einige Jahre »auswärtiges Mitglied des Maikäfer«. – Willibald Beyschlag (1823–1900), ebenfalls aus Frankfurt, war einer der anhänglichsten und begeistertsten Mitglieder. Er studierte, mit kurzer Unterbrechung in Berlin, evangelische Theologie. Mit Johanna führte er lange und intensive Gespräche über die Suche nach dem »wahren Glauben«. Durch ihre Ehe mit dem religiös heuchlerischen Mathieux und dem schmerzlichen Bruch mit ihren katholischen Freundinnen wegen ihrer Scheidung, hatte sie sich von der Kirche abgewandt. Mit Gottfried hatte sie viel darüber diskutiert, aber mit dem geduldigeren und im Glauben gefestigteren Studenten Beyschlag wurden die Gespräche intensiver. Im Dezember 1842 konvertierte sie zum evangelischen Glauben. Böse Zungen behaupteten, sie tue es nur, um Kinkel heiraten zu können. 1843 kam es zwischen Beyschlag und Kinkel zu theologischen Streitigkeiten, da sich nun Kinkel durch seine negativen Erfahrungen mit der Evangelischen Fakultät und evangelischen Freunden, die sich wegen seiner Beziehung zu der katholischen und geschiedenen Künstlerin von ihm abgewandt hatten, mehr und mehr von der Theologie zurückzog. 1848 kam es schließlich zum Zerwürfnis mit dem Ehepaar, weniger aus politischen, als aus theologischen Gründen. Mit Freude und Wehmut zugleich berichtet Beyschlag in seinen Lebenserinnerungen über seine glückliche Bonner Zeit. Ab 1860 war er Professor in Halle/Sa. – Der Schweizer Jacob Burckhardt (1818–1897) war, auch über seine Bonner Zeit hinaus, ein enthusiastisches Mitglied des Vereins, was sich in einem regen und herzlichen Briefwechsel mit dem Ehepaar Kinkel widerspiegelt.¹⁰ Später distanzierte er sich vehement von seinen »Jugendproduktionen«, verwahrte sich gegen eine Publikation und erklärte: »Für diesen Fall [die Publikation] erkläre ich die von mir stammenden Beiträge öffentlich für *Schund* und protestiere auf alle Zeiten gegen die Veröffentlichung derselben.«¹¹ Zum Glück sind seine Beiträge aus der Gesamtausgabe der Maikäferzeitschrift nicht herausgenommen. Von der Theologie hatte Burckhardt zur Kunstgeschichte gewechselt und wahrscheinlich Kinkels Hinwendung zur Kunstgeschichte mit beeinflusst. – Auch Albrecht Wolters (1822–1877) aus Emmerich am Rhein war ein besonderes Mitglied. Er studierte Theologie und begann als Pfarrer in Wesel am Niederrhein. Ab 1856 war er Superintendent in Bonn und unterrichtete an der Universität. In dieser Zeit

10 Rudolf Meyer-Kraemer (Hg.), Briefe Jacob Burckhardts an Gottfried (und Johanna) Kinkel, Basel 1921.

11 Der Maikäfer. Zeitschrift für Nichtphilister, hrsg. v. Ulrike Brandt/Astrid Kramer u. a., 4 Bde. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bonn 30–33), Bonn 1982–1985, hier Bd. 1, S. 48*.

gründete er den »Groschenverein«, um zum Bau der Kreuzkirche beizutragen. Zuletzt war er, wie sein Freund Willibald Beyschlag, Professor in Halle/Sa., wo er verstarb. Sein Grab ist jedoch auf dem Alten Friedhof in Bonn. – Hermann Behn-Eschenburg aus Stralsund (1814–1873), begann sein Studium in Greifswald, geriet wegen »demagogischer Umtriebe« in mehrjährige Festungshaft und setzte 1841 sein Studium der Philologie und Philosophie in Bonn fort. Nach einer kurzen Zeit in London gründete er 1844 in Dresden ein Erziehungsinstitut für junge Engländer. Da er sich 1848 an der Revolution beteiligt hatte, emigrierte er in die Schweiz und wurde Professor in Zürich. 1882 hielt er für Gottfried Kinkel in Zürich¹² die Grabrede. – Albrecht Julius Schöler (1819–1863) aus Winnigen an der Mosel, blieb auch als Pfarrer und liberaler Theologe literarisch tätig. Er bemühte sich sehr um die innere Mission und verwehrte Jugendliche im Hunsrück. – Ein besonderes Mitglied war auch Karl Simrock (1802–1876), Sohn des Bonner Musikverlegers Nikolaus Simrock. Mit Gründung der Bonner Universität hatte er 1818 sein Jurastudium begonnen, aber auch Geschichte bei E. M. Arndt und Literatur bei August Wilhelm Schlegel gehört. In Berlin setzte er seine Studien fort und legte die juristische Prüfung ab. Als Referendar am Berliner Kammergericht ließ er sich dazu hinreißen, 1830 anlässlich der Juli-Revolution in Frankreich (»Les Trois Glorieuses«) begeistert das Gedicht »Drei Tage und drei Farben« zu schreiben. Es führte zum Ausschluss aus dem Staatsdienst, und Simrock kehrte nach Bonn zurück. Von da an widmete er sich germanistischen und volkskundlichen Studien, schrieb und dichtete. In den Jahren seiner Mitgliedschaft verfasste er etliche Beiträge für den »Maikäfer« und brachte seinen langjährigen Freund Jacob Grimm mit in den Kreis. Grimm wurde zwar Mitglied, schrieb jedoch keine Beiträge. 1850 folgte Simrock auf Kinkels Stelle als a. o. Professor, 1852 als o. Professor für Deutsche Sprache und Literatur. – Auch Simrocks enger Freund Ferdinand Freiligrath (1810–1876), der 1839/40 in Unkel und später in St. Goar lebte, nahm an Stiftungsfesten teil und wurde als »Freund des Maikäferbundes« bezeichnet, ebenso die Dichter Emanuel Geibel (1815–1884), Laurentius Lersch (1811–1849), Christian Joseph Matzerath (1815–1876), Wolfgang Müller von Königswinter (1816–1873) und Ludwig Braunfels (1810–1885). – Wilhelm Junkmann aus Münster/W. (1811–1886), ebenfalls ein Freund Simrocks, war ab 1845 ein vielbeachtetes Mitglied. Der Historiker promovierte 1847 in Bonn, wurde 1848 als Westfälischer Abgeordneter in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt und war danach Professor in Breslau. – Einige Mitglieder veröffentlichten später ihre Beiträge aus dem »Maikäfer«. Allerdings ist festzustellen, dass sie oft überarbeitet und verkürzt erschienen sind. Im Original sind außer der Handschrift jedes einzelnen

12 Gottfried Kinkel erhielt 1866 eine Professur am Polytechnikum in Zürich.

Mitglieds auch Orthographie und Grammatik interessant – beides war noch nicht reglementiert und ist somit sehr unterschiedlich.

Die meisten Beiträge der Zeitschrift, die sieben Jahren regelmäßig geführt wurde, stammen jedoch von Gottfried und Johanna Kinkel. Viele Betrachtungen und Dichtungen Kinkels haben hier ihren Ursprung, und er wusste sehr wohl, wem er sein neues Lebensgefühl und die Möglichkeit, seine Dichterfreude endlich nicht mehr verstecken zu müssen, verdankte. Bereits im August 1840 bekannte er Johanna:

»Könnst' ich nur Einmal [sic] in einem gewaltigen Liede¹³ aussprechen, was ich alles Ihnen danke. Anerkennung, Selbstgefühl, Austausch geistiger Schöpferkraft, Erregung, musikalische Fortbildung der Form – und vor allem ein inneres stilles Gefühl voller Befriedigung. Aber dazu reicht nicht Sprache: Vers hin – Durcheinanderwogen von Gefühl drückt nur Musik aus. Sie sinds, die mir ein gleichgültiges Jahr (das wäre das letzte Jahr gewesen) zum sonnighellen mir machen. Bleiben Sie wie eine Sonne über meinem Leben stehen.«¹⁴

Aber auch Johanna entdeckte ihre Liebe zum Schreiben neu. Gottfried ermunterte sie, nicht nur Texte für Kompositionen zu schreiben, sondern ihren Humor und ihr Erzähltalent literarisch festzuhalten. Ihre große Begabung, Menschen zu beobachten, ließ sie Geschichten aus dem Alltagsleben humor- und liebevoll oder kritisch und spöttisch schildern. Sie war nicht nur eine Meisterin der Anekdoten, Sprüche und Scherze, sondern auch bemerkenswerter Gedichte und Novellen, darunter die »Musikalische Orthodoxie«¹⁵, ihr biografischer Wunschtraum, sozialkritische Erzählungen, wie »Geschichte eines ehrlichen Jungen«¹⁶, erste musikwissenschaftliche Abhandlungen (»Über die modernen Liederkomponisten«¹⁷ und »Das moderne Klavierspiel«¹⁸), und mundartliche Anekdoten, Gedichte und Erzählungen. Ihr Märchen »Dä Hond und dat Eechhorn«¹⁹ kannte in Bonn fast jedes Kind.

Daneben diente die Zeitschrift am Anfang Gottfried und Johanna auch als Forum für den Austausch von Liebesgedichten – im »Maikäfer« fielen sie unter den schwärmerischen Gedichten der Anderen nicht auf.

Die Bildung und Anregungen, die Johanna in Berlin begierig aufgesogen und

13 »Zwölf Sonette an Johanna«, in: Monica Klaus (Bearb.), *Liebe treue Johanna! Liebster Gottit! Der Briefwechsel zwischen Gottfried und Johanna Kinkel*, 3 Bde. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bonn 67–69) Bonn 2008, hier: Bd. 3, S. 1390–1394.

14 Klaus, Briefwechsel (wie Anm. 13), Bd. 1, Brief 25, S. 56f.

15 In: *Der Maikäfer* (wie Anm. 11), Bd. 3, 1844, Nr. 31–33; Bd. 4, 1846, Nr. 7–13.

16 Ebd. Bd. 3, 1843, Nr. 32–34, 43; 1844 Nr. 8–9, 11, 18, 20–22, 24–25.

17 Ebd., 1843, Nr. 31 u. 32.

18 Ebd., 1844, Nr. 4, 7, 9 u. 12.

19 *Dä Hond on dat Eechhorn – ä Verzellcher für Blahge*, in: *Der Maikäfer* (wie Anm. 11), 1840, Nr. 6–8.

vertieft hatte, kamen nun im Maikäferkreis zu voller Blüte. Willibald Beyschlag schrieb in seinen Erinnerungen: »Wollte man zwischen beiden vergleichen, so war er allerdings der reichbegabte, geistvolle Mann, aber im Grunde überragte sie ihn, ohne es zu wissen; es war etwas Geniales an ihr, was er nicht besaß.«²⁰ Und als Wolfgang Müller von Königswinter seine Studien in Berlin fortsetzte, schrieb er seinem Bonner Freund Alexander Kaufmann, wie sehr er ihre Gesellschaft vermisse, denn: »Sie ist ja in jeder Beziehung ein geniales Weib.«²¹ Überhaupt wurde Johanna ein »männlicher Verstand« attestiert, was nicht immer ein Kompliment sein sollte. Aber es zeigt, dass Johanna eine gefragte Gesprächspartnerin war, deren Meinung man schätzte und akzeptierte, was besonders Jacob Burckhardt, Wolfgang Müller von Königswinter, Willibald Beyschlag und Ferdinand Freiligrath in ihren Briefen und Erinnerungen betonten.

»Frau Professorin Kinkel«

Am 22. Mai 1843 wurde sie »Frau Professorin Kinkel« und zog in die Dienstwohnung ihres Mannes ins Poppelsdorfer Schloss. Welch eine Idylle, mitten im Botanischen Garten, mit Blick auf das Siebengebirge. Professor Georg August Goldfuß und seine große Familie waren Nachbarn im Schloss. Seine Frau Eleonora wurde eine mütterliche und hilfsbereite Freundin und Tochter Anna mit ihrem wunderbaren Sopran Star des Gesangvereins. Hatte Johanna schon vor ihrer Ehe größere Konzerte gegeben und ganze Opern von ihrem Gesangverein singen lassen, teils in ihrem beengten Elternhaus, teils zu wohltätigen Zwecken in größeren Häusern wie dem »Ermekeilschen Saal«, so stellte Professor Goldfuß ihr nun einen Hörsaal im unteren Teil des Schlosses zur Verfügung, und Gottfried vergrößerte durch einen Mauerdurchbruch den Salon der Wohnung. Johanna wiederholte oft ihre Konzerte am nächsten Tag für diejenigen, die keinen Platz mehr bekommen hatten und unten im Botanischen Garten durch die geöffneten Fenster nur die Chöre hören können. Für die Maikäferveranstaltungen war somit auch mehr Platz, vor allem für die vielen Gäste, die zu den Stiftungsfesten zusammenkamen.

Da nach der Heirat alles entsprechend bürgerlicher Normen verlief und man staunend und wohlwollend bemerkte, dass »die Künstlerin« auch eine ausgezeichnete Hausfrau und Gastgeberin war, beruhigten sich die skeptischen Gemüter – bis auf die Evangelische Fakultät. Professor Nitzsch hatte Kinkel ge-

20 Klaus, Johanna Kinkel (wie Anm. 1), S. 102.

21 Ebd., S. 103.

warn: »Eine geistreiche Frau hat sich in Sie vernarrt!«²² Er verurteilte Kinkel, da dieser eine unbescholtene Braut verlassen habe und das auch noch wegen einer geschiedenen Katholikin, und obendrein – einer Künstlerin. Eine solche Frau sei nicht geeignet, Gattin eines Theologen und Predigers zu werden. Professor Bleeking noch einen Schritt weiter und äußerte, ob Kinkel es aufgrund seines »unsittlichen Verhältnisses« mit seinem Gewissen vereinbaren könne, »den Jugendunterricht am Gymnasium noch fortzusetzen«.²³ Auch Karl Heinrich Sack, Gemeindepfarrer in Bonn und Schwiegervater des Kultusministers Friedrich Eichhorn in Berlin, schloss sich dieser Meinung an, und damit war man auch an höchster Stelle über Gottfried Kinkel gut unterrichtet. Er hatte die gesamte Spitze der Evangelischen Fakultät gegen sich, seit er sich offiziell zu Johanna bekannte. Als Konsequenz musste er alle Predigtämter in Bonn und der Umgebung aufgeben und verlor seine Lehrerstelle am »Thormannschen Töchterinstitut«; die Stelle am Gymnasium kündigte er wegen anhaltender Unstimmigkeiten selbst. Johanna wurde erschreckend bewusst, dass sie von einigen Familien nicht als normaler und gleichgestellter Mensch gesehen wurde, sondern als Künstlerin, deren »Dienste« man zwar sehr gern in Anspruch nahm, die aber außerhalb dieses gesellschaftlichen Kreises stand.

Sein nun karges Dozentengehalt besserte Gottfried Kinkel mit Artikeln zur Kunstgeschichte und Rezensionen für die »Neue Augsburger Allgemeine Zeitung« auf, in dessen Herausgeber Cotta er seit der Publikation seines Epos »Otto der Schütz« einen langjährigen Gönner gefunden hatte. Johanna trug mit ihrem Verdienst durch den Musikunterricht einen großen Teil zum Familienbudget bei. Allerdings verlor auch sie zeitweise etliche Schülerinnen und Schüler in Bonn, dafür weitete sie den Unterricht in Köln aus. Ihre englischen Bekannten störten die gesellschaftlichen Querelen in keiner Weise. Aber Johannas Schicksal war nun unwiederbringlich an das von Gottfried gekettet.

Kinkels Probleme waren nicht nur durch die Verbindung mit Johanna entstanden, sondern auch durch seine Hinwendung zum Pantheismus, zu Kunstgeschichte und Literatur. Vom Vater, dem evangelisch-reformierten Pfarrer Johann Gottfried Kinkel, zum Theologen bestimmt und von der Mutter, Sibylle Maria geb. Beckmann, streng pietistisch in der evangelischen Enklave Oberkassel erzogen, hatte Gottfried sein Studium mit Eifer, aber nicht mit großer Begeisterung absolviert. Sein Sinn stand ihm schon seit den Gymnasialtagen nach Literatur und Dichtung, Archäologie und Geschichte. Als er nach seinem erfolgreich abgeschlossenen theologischen Studium eine Reise nach Italien machte, galt sein Interesse der Architektur, Kunst und Geschichte der christlichen Völker. Ab 1839 lehrte er an der Bonner Universität Kirchengeschichte,

22 Ebd., S. 87.

23 Ebd., S. 88.

nach der Hochzeit 1843 verlagerte er seine Vorlesungen in den Themenkreis christliche Kunstgeschichte und Archäologie und konnte 1846 zur philosophischen Fakultät wechseln. Auf Reisen nach Belgien und in die Niederlande hatte er sein Wissen über die Malerei vertieft und hielt Vorträge über Kunstgeschichte. Er war einer der ersten, der auch Vorträge vor »gemischtem Publikum« hielt. Mädchen- und Frauenbildung lagen ihm genauso am Herzen wie Johanna. Sie hatte ja, wie so viele andere Frauen, selbst erfahren, dass ihr Bildung und Beruf nur deshalb vorenthalten wurden, weil sie eine Frau war. Als sie ihre ersten Liederhefte veröffentlichte, kürzte sie ihren Vornamen ab, wohl wissend, dass sich sonst niemand dafür interessieren würde. Erst nachdem sie erfolgreich verkauft und rezensiert worden waren, lüftete sie das Geheimnis.

Durch die Heirat mit Gottfried sollte sich das ändern, gemeinsam würden sie keine Probleme mit Veröffentlichungen haben. Gottfrieds Leidenschaft für die Bühne ergänzte Johannas Kompositionsfreude. Sie träumten von gemeinsamen Werken. Im Januar 1841, nachdem Gottfried ihr den Text seines Liederspiels *Die Assassinen* gegeben hatte, begann Johanna mit der Komposition dieses Stückes. Neben der neuen Ritterromantik erfuhr auch die Orientalistik großes Interesse. Sie steckte noch in ihren Anfängen und es gab auch hier romantische Vorstellungen, gepaart mit grausamer Phantasie. Goethes »Westöstlicher Diwan«, Friedrich Rückerts Übertragung der Gedichte des persischen Dichters Hafis und Marco Polos Asienreise wurden viel gelesen. Johann Philip Lorenz Withof, Professor für Geschichte und Philosophie, machte seine Forschungen auf diesem Gebiet in einer Veröffentlichung populär. Dieses Buch und der 1840 zu Ende gegangene türkisch-ägyptische Krieg, der auch in Deutschland die Gemüter bewegt hatte, war wohl mit ausschlaggebend für Gottfried Kinkel, ein Stück zu schreiben, das aufklären sollte, dass nie um den Glauben gekämpft wurde, sondern um Macht und Besitz. Er stellte innerhalb der Kreuzritter den Tempelorden und innerhalb des Islam die Assassinen gegeneinander. Auch das Problem, »wie es möglich sein konnte, aus Kindern und Heranwachsenden Meuchelmörder zu machen, [...] die Existenzvernichtung als Ziel in einem jugendlichen Geist einzuprägen«²⁴ beschäftigte ihn. Der Kern des Stückes ist natürlich eine Liebesgeschichte, die unmöglich und unerreichbar beginnt, doch ihr glückliches Ende findet und im Schlusschor zu Frieden und Versöhnung aufruft.

Ihre Begeisterung hinderte Johanna nicht, den Text gründlich zu bearbeiten. Gottfrieds erster Entwurf, seine Reinschrift und der Briefwechsel bezeugen das sehr deutlich. Gottfried war durchaus mit Johannas Korrekturen einverstanden, lobte ihre Stilsicherheit und Ausdrucksweise. Dann begab sie sich mit Feuereifer ans Komponieren und ärgerte sich über jede Pflicht und Ablenkung, der sie

24 Albrecht Blank (Hg.), *Das meuchelmörderische Reich der Assassinen* von J. P. L. Withof, Cleve 1765, Neuauffl. Norderstedt 2004, S. 4.

folgen musste. Man gewinnt fast den Eindruck, dass ihr die Komposition wichtiger war als ihre bevorstehende Hochzeit. Acht Wochen nach der Eheschließung war es endlich so weit, und mit großer Bescheidenheit erwähnt sie dies in ihren *Notizen den Gesangverein betreffend*: »Mit großer Güte und Bereitwilligkeit verschaffte der Verein Gelegenheit das von Gottfried gedichtete u. von mir komponierte [sic] Liederspiel: ›Die Assassinen‹ am 26. Juli [1843] zur Aufführung zu bringen.«²⁵ Sie zählt zwar die Rollen der Solisten auf, gibt aber leider keine weitere Schilderung dieser Aufführung. Johanna schuf eine hinreißende Musik, einfühlsam und zart, brausend und wild, die auch heute noch bezaubert und anrührt. Da Johanna ihre Komposition für großes Orchester und große Chöre angefangen hatte, sie aber nicht beenden konnte, beschränkte sie die Uraufführung auf die Solopartien und Chöre, die sie am Piano begleitete. Auch gab es zu ihrer Zeit in Bonn kein festes Orchester, nur selten konnte sie ein kleines Ensemble zusammenstellen oder auf Militärmusiker zurückgreifen, um so das eine oder andere Instrument neben ihrer Klavierbegleitung mitwirken zu lassen. Daher schrieb sie für die *Assassinen*²⁶ noch eine *Ouvertüre zu vier Händen*. Trotz aller Einschränkungen wurde die Aufführung im Schloss ein großer Erfolg.

Im Juli 1844 erblickte als erstes Kind des Ehepaares der kleine Gottfried jun. das Licht der Welt, am 8. August 1845 folgte die kleine Johanna jun. und damit verpasste die Mutter das legendäre erste Bonner Beethovenfest, das vom 10.–12. August stattfand. Jahrelang war das große Ereignis diskutiert und geplant worden. Ein Denkmal sollte errichtet werden, und kein geringerer als der Pianist Franz Liszt setzte sich bei den etwas trägen Bonnern dafür ein und spendierte eine größere Geldsumme. Er erwartete dafür ein Mitspracherecht für das Monument und die Feierlichkeiten, das die Bonner ihm jedoch nur in geringem Maße gewährten. Sie honorierten ihm die Spende mit der Bitte, eine Festkantate für die Enthüllungsfeierlichkeiten zu komponieren und zu dirigieren. Man erwartete als Gäste die gekrönten Häupter Preußens und Großbritanniens. Beethovens Werk sollte gebührend gewürdigt und aufgeführt werden, und dafür brauchte man große Chöre. Musikdirektor Breidenstein rief an die 150 Sänger aus den Bonner Vereinen zusammen, mit den geladenen Chorsängern aus Köln, Aachen, Düsseldorf, Koblenz, Elberfeld und Barmen sollen es sogar 343

25 Johanna Kinkel, *Notizen den Gesangverein betreffend*, Ms., o. D. [1852], S. 42, ULB Bonn, Nachlass Kinkel, S 2400.

26 Die Komposition ist unpubliziert. Text- und Notenmanuskripte befinden sich in Bonn, jeweils im Nachlass Kinkel, in der ULB, S 2408 und S 2686<1>, und im Stadtarchiv, SN 98/95, S. 113–217. Unter dem Titel »Melisande« wurde das Liederspiel, mit dem von mir überarbeiteten Text und musikalisch in der vermutlich zur Uraufführung gespielten Fassung, am 13. und 15. November 2015 im LVR-Landesmuseum Bonn unter der Einstudierung und dem Dirigat von Sibylle Wagner aufgeführt.

Personen gewesen sein.²⁷ Auch die Mitglieder von Johannas Verein sangen mit, Leopold Kaufmann und Letellier werden als Solisten erwähnt.²⁸ Wie schwer muss es Johanna gewesen sein, im Kindbett zu liegen, keine der Aufführungen besuchen zu können und all diese köstlichen Aufregungen, Tragödien und Skandale um das Fest nur aus den Erzählungen ihres Mannes, ihrer Schülerinnen und Freundinnen mitzubekommen. Immerhin hatte sie das Vergnügen, vom Besuch des umstrittenen ehemaligen Sekretärs Beethovens, Anton Schindler, überrascht zu werden. Belustigt schildert sie ihrem Mann in einem Brief, wie Schindler, seit 1840 Musikdirektor in Aachen, immer wieder unvermittelt in Bonn auftauche, die Proben störe und auch in der Presse für Unmut sorge.

Hatten sich nach Bekanntwerden von Gottfried und Johannas Verlobung einige der Bonner Familien aus dem Gesangverein zurückgezogen und ihre Kinder nicht mehr von Johanna unterrichten lassen, so kehrten die meisten nach der Eheschließung wieder zurück in den Kreis, und viele neue kamen dazu. In ihren *Notizen den Gesangverein betreffend*²⁹ gibt Johanna Kinkel einen Einblick in ihr umfangreiches Programm und nennt viele der Mitglieder mit Namen und ihren Solopartien. Auch Engländerinnen finden sich darunter. Die Mitglieder waren engagiert und begeistert, die Erfolge groß, durchreisende Künstler verweilten gern und ergänzten Johanna Kinkels Konzerte. Ihre Sängerinnen waren u. a. die Töchter von Professoren und Universitätsangehörigen, wie Anna und Auguste Goldfuß, Lida Freytag, Marie Mackeldey, Marie und Emilie von Salomon, Alwine Hasse, Linda Bernd, Angela Oppenhoff, sowie Bertha und Johanna Forstheim, Johanna Kinkels Jugendfreundin Auguste Heinrich und Karl Simrocks Ehefrau Gertrud. Von den Sängern erwähnt Johanna Kinkel die langjährigen Mitglieder Leopold Kaufmann, Andreas Simons, Reiner Henseler, »Herrn Klein« (ein katholischer Theologe aus Köln, der Pfarrer in Bonn wurde), Barthel Peretti (der Tenor hatte ein kleines Geschäft in der Wenzelgasse) und den späteren Arzt Letellier. »Maikäfer« Friedrich Carl Fresenius war bis 1841 im Gesangverein, 1847 traten noch Friedrich Althaus, Wilhelm Lübke und Albrecht Ritschl, ein Verwandter des Philologen Friedrich Ritschl, ein. Es sind viele bekannte, zum Teil illustre Namen, die sowohl im Gesangverein als auch im »Maikäfer« nach eigenen Aussagen eine sehr glückliche, erfüllte Zeit verbrachten und Johanna Kinkel in ihren späteren Lebenserinnerungen als außergewöhnliche Frau schildern, die das gesellschaftliche Leben entscheidend prägte. Der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke äußert sich ebenso hochachtungsvoll und begeistert, wie auch der Theologe Albrecht Ritschl den »einzigsten honneten Singecirkel bei der

27 Hans-Josef Irmen, Franz Liszt in Bonn oder Wie die erste Beethovenhalle entstand (Bonner Geschichtsblätter 29), Bonn 1977, S. 55.

28 Theodor Anton Henseler, Das musikalische Bonn im 19. Jahrhundert (Bonner Geschichtsblätter 13), Bonn 1959, S. 224f.

29 Wie Anm. 25.

Professorin Kinkel«³⁰ lobt. Friedrich Althaus schildert ebenfalls die fröhliche und harmonische Stimmung bei den Proben und Zusammenkünften im Hause Kinkel. Althaus hatte sein Philologiestudium 1847 in Bonn begonnen, es 1849 in Berlin fortgesetzt, und ging 1850 aus politischen Gründen ins Exil nach London, wo der Kontakt mit dem Ehepaar fortgeführt wurde. Johanna hatte ihrem Publikum nicht nur mit bekannten Opern Freude gemacht, sondern ihnen außer Bach, Händel und Beethoven auch mit Enthusiasmus die zeitgenössischen Komponisten Mendelssohn und Chopin nähergebracht.

1847 machte sich der »Vormärz« mit seinen politischen Unruhen zunehmend bemerkbar. Im Juli führte Johanna Kinkel Händels Oratorium »Israel in Ägypten« im Saal der Lesegesellschaft auf und erntete viel Lob. Es sollte jedoch die letzte Aufführung des Gesangsvereins sein.

Revolution und Exil

»Bis Mitte März [1848] kamen wir in gewohnter Weise zusammen,« schreibt Johanna in ihren *Notizen*, »sangen teils Chöre aus dem Salomon von Händel, teils aus Messen von Cherubini. Später überwucherten die Revolutionsgespräche alle musikalischen Interessen. Es wird mehr politisiert als gesungen [...] Ich beschloß also, [...] den Verein überhaupt dranzugeben, da die Resultate desselben ferner in gar keinem Verhältnis mehr zu den Opfern stehen, mit denen ich ihn bisher zu erhalten strebte.«³¹

Am 29. Juni 1847 wurde auch das letzte Stiftungsfest des »Maikäfer« gefeiert. Die Beiträge waren spärlicher geworden, die Mitglieder hatten sich zerstreut und waren zudem durch unterschiedliche politische Meinungen und Vorstellungen zerstritten.

Im Februar 1848 begann in Paris die Revolution, am 18. März ergriff sie Berlin, am 20. März ging man auch in Bonn auf die Straße. Bürger, Studenten und Professoren zogen vor das Rathaus, Gottfried Kinkel trug stolz die schwarz-rot-goldene Fahne und hielt auf der Rathauptreppe seine erste politische Rede. Johanna stand mit dem kleinen Gottfried auf dem Platz und gab ihm ersten Unterricht in Demokratie, denn sein Vater wurde Gründungsmitglied des »Demokratischen Vereins«. Johanna hoffte, wie auch andere Bonner Frauen, in der Politik Gehör zu finden und eine Stimme zu haben. Es wurde zwar auf Kinkels Anregung halbherzig darüber diskutiert, aber da die Mehrheit der Männer strikt dagegen war, dass Frauen an den Zusammenkünften auch nur teilnehmen sollten – außer im Freien – begnügten sich die Frauen mit einer Beteiligung, die die Männer ihnen gern überließen: dem Nähen und Sticken einer Fahne für die

30 Klaus, Johanna Kinkel (wie Anm. 1), S. 146.

31 Ebd., S. 146f.

Bürgerwehr. Dazu erging im Juni der Aufruf an die Bonner »Frauen und Jungfrauen«. Auch Sibylle Mertens-Schaaffhausen beteiligte sich, nicht aber Johanna Kinkel; sie tat es wenig später auf ihre Weise.

Zeitschriften wurden nun ein immer wichtigeres Mittel, um Meinungen zu artikulieren und zu verbreiten. Gottfried Kinkel übernahm am 6. August die Redaktion der »Bonner Zeitung«, des einzigen demokratischen Blattes in Bonn, und nannte sie 1849 in »Neue Bonner Zeitung« um. Mitredakteur wurde der Student Carl Schurz.³² Johanna beteiligte sich als Redakteurin des Feuilletonteils, dessen Artikel sie mit politischen Pointen würzte. Die Zeit der romantischen Lieder war für sie vorbei. Nachdem auch sie öffentliche Schmähungen und Diffamierungen erleiden musste, erwachte ihr Kampfgeist. Im Dezember 1848 verfasste sie ihr »Demokratenlied«.³³ Gottfried las es auf der Demokratenversammlung, zu der sie nicht zugelassen war, vor und erntete enthusiastischen Beifall. Am nächsten Tag war der Text in der »Bonner Zeitung« (Nr. 192 v. 06. 12. 1848) zu lesen, wenige Tage später waren Text und Noten im Verlag Sulzbach zu kaufen und rasch vergriffen. Im Sommer 1849 veröffentlichte Johanna ein Heft mit Kinderliedern. Eine Strophe des Liedes »Heut zieht der Vater auf die Wacht«³⁴ brachte sie besonders in Misskredit:

»[...] Jetzt sitz ich gern noch auf dem Schoos,
doch das wird anders, bin ich einmal groß,
dann schwing ich hoch die Fahne schwarzgoldroth,
und für die Freiheit geh ich in den Tod.«

Es avancierte sehr schnell zum »Lied von der Bürgerwache« und wurde zum Ärgernis der Königstreuen auf Bonns Straßen viel gesungen.

1849 überschlugen sich die Ereignisse. Nach der Wahl für die 2. Kammer des Preußischen Landtags zog Gottfried Kinkel für die Demokraten als Abgeordneter nach Berlin. Auf die inständigen Bitten ihres Mannes folgte ihm Johanna im April mit den inzwischen vier Kindern (sie waren knapp fünf, vier, drei Jahre und das jüngste acht Monate alt), aber bereits Anfang Mai mussten sie alle wieder zurück, da der wiedererstarke König die Nationalversammlung und den Landtag auflöste, die Verfassung außer Kraft setzte und seinem Volk eine neue oktroyierte. Zurück in Bonn, wurde Gottfried in den Strudel der Unruhen ge-

32 Carl Schurz (1829–1906), begann sein Studium im WS 1847/48, beteiligte sich als Bewunderer Kinkels an dessen politischen Aktivitäten und am badisch-pfälzischen Aufstand. Nach seinem Exil in London wanderte er 1852 in die USA aus, nahm als General am Bürgerkrieg teil und war von 1877–1881 Innenminister.

33 Unter den 32 Liedern auf der CD »Johanna Kinkel, An Imaginary Voyage through Europe«, 2006 von Ingrid Schmithüsen (Sopran) und Thomas Palm (Fortepiano) aufgenommen, befindet sich auch das »Demokratenlied«, allerdings nur drei der insgesamt fünf Strophen.

34 Die »Bläck Föös« nahmen dieses Lied 1988 in 2 Versionen in ihre CD »Was habst du in die Sack? Lieder zur Stadtgeschichte [Kölns]« auf.

rissen. Der am 5. Mai gescheiterte »Siegburger Zeughaussturm«, zu dem auch Kinkel aufgerufen hatte, und der eigentlich zur Inbesitznahme von Waffen zur Unterstützung des Elberfelder Aufstandes gedacht war, wurde ihm zum Verhängnis. Aus Scham und um einer Verhaftung zu entgehen, floh er noch in der Nacht zu den Aufständischen in die Pfalz, wurde Mitglied der provisorischen Regierung und nahm schließlich an einer Kampfhandlung teil, in der er leicht verwundet und vom preußischen Militär gefangen genommen wurde.

Inzwischen hatte Johanna in Bonn die Redaktion der Zeitung übernommen, wurde mit Anschuldigungen überhäuft und für die Aktivitäten ihres Mannes verantwortlich gemacht: sie habe den braven Theologen vom Glauben abgebracht und auf den politischen Irrweg gelockt. Auch Gottfried wurde unter Druck gesetzt: sein ehemaliger Freund, Carl Krafft, jetzt Pfarrer in Düsseldorf, legte ihm bei einem Besuch im Gefängnis nahe, seine Ehe für ungültig zu erklären, um wenigstens sein Seelenheil zu retten. Man versuchte, Johanna so viel wie möglich zu schaden, ihr durch Intrigen die letzte Einnahmequelle, ihre englischen Schülerinnen, zu nehmen. Aus Not zog sie mit ihren vier kleinen Kindern wieder in ihr Elternhaus.

Gottfrieds Gefangennahme traf Johanna unvermittelt. Sie gab die Zeitung auf, um ihm nicht durch etwaige Artikel zu schaden. Zu ihrem großen Erstaunen verfasste Ernst Moritz Arndt, durchaus nicht mit Kinkels Revolutionsbeteiligung einverstanden, ein Gnadengesuch, das über 1000 Bonner, darunter viele Professoren, unterzeichneten. Auch in Berlin wurden Johannas Freunde aktiv, unter ihnen Bettina von Arnim, die einen langen, aber fruchtlosen Briefwechsel mit dem König führte. Viele riefen nach dem Todesurteil, aber der »Dichterprofessor« war in Preußen zu bekannt und beliebt, als dass man ihn hätte hinrichten können. Nach einem langwierigen Prozess erhielt Gottfried »lebenslänglich Zuchthaus«. Johanna tat alles, um ihren Mann während des Prozesses zu besuchen, was ihr offiziell verwehrt wurde, ihr aber dennoch mit Tricks und Überredungskunst gelang. Kinkel wurde ins Zuchthaus nach Naugard in Pommern eingeliefert, weil man in der Heimat Befreiungsversuche durch seine Anhänger befürchtete. Dies war nicht abwegig, denn im Rheinland wurde er von den Bauern und Handwerkern wie ein Heiliger verehrt, sein Bild hing in den Wohnstuben und wurde immer wieder heimlich in Kirchen aufgestellt. Durch die Bauern und Handwerker erhielt Johanna in dieser schweren Zeit Unterstützung. Sie honorierten nun das soziale und freundliche Verhalten, das das Ehepaar Kinkel ihnen gegenüber gezeigt hatte. Mit kleinen Gefälligkeiten und Naturalien halfen sie, die Not zu lindern. Als Gottfried Kinkel wegen des Siegburger Zeughaussturms zum Verhör nach Köln gebracht wurde, kam es bei Sympathiebezeugungen im Gericht und auf den Straßen zu tumultartigen Szenen. Ein Befreiungsplan der Freunde scheiterte, weil Kinkel nicht per Zug zurück

nach Naugard gebracht wurde – denn dort hatte er sich mit dem Gefängnisdirektor angefreundet – sondern mit der Kutsche in das Zuchthaus nach Spandau.

Um nach der Inhaftierung das Schicksal ihres Mannes nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, bearbeitete Johanna »Gottfried Kinkel. Gedichte« und »Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel«. Der Verleger Cotta war wieder hilfreich, publizierte und zahlte gut, fanden die Bücher doch reißenden Absatz.

Aus dem insgesamt hochinteressanten Briefwechsel des Ehepaares erfahren wir aus der Zeit der Gefangenschaft erstaunlich viel, was eigentlich der Zensur zum Opfer hätte fallen müssen. Aber Johannas geschickte Formulierungen verhinderten eine Identifizierung. Ihre Berichte waren gut getarnt durch Ereignisse oder Personen aus der Mythologie der Antike, der Literatur und Geschichte oder Spitznamen aus dem Bekanntenkreis. Die Briefe zeigen Johannas großen Erfindungsreichtum und das ganze Spektrum ihrer Bildung. Nur Gottfried konnte erkennen, was sie meinte, als sie ihm z. B. schrieb, sie komponiere eine neue Fuge, aber nicht von Bach, und ihm auf diese Weise mitteilte, dass sie seine Flucht [lat. fuga] vorbereite. Die Briefe wurden nicht nur zensiert, also Stellen geschwärzt, sondern auch rationiert. Um öfter schreiben zu können, baute Johanna ein ganzes Netzwerk von Zwischenstationen und Wegen auf, zu dem sie ihre Freunde von Bonn bis Berlin und gar der Insel Rügen einbezog, ohne dass diese voneinander wussten, denn Johanna wollte niemanden in Gefahr bringen. Jeder kannte nur die Adresse zur Weiterleitung, den Adressaten aber nicht persönlich.

Die Gelder, die Johanna durch mehrfache Spenden zur »Unterstützung der Kinder Gottfried Kinkels« erhielt, wusste sie gut zu verwalten, hinzu kam ein besonders namhafter Betrag von der aus Livland stammenden Baronin Marie von Bruiningk, einer langjährigen Verehrerin Kinkels. Carl Schurz, wegen seiner Beteiligung an der Revolution steckbrieflich gesucht, war es gelungen, aus dem besetzten Rastatt in die Schweiz zu fliehen. Er tauchte eines Tages in Bonn auf, und es gelang ihm, Johanna heimlich zu treffen. Sie brauchte nicht viel Überredungskunst, um ihn für die Fluchthilfe zu gewinnen. Carl quartierte sich unter falschem Namen in Berlin ein, suchte vorsichtig nach Verbündeten und Helfern, und wartete auf eine günstige Gelegenheit. Währenddessen korrespondierte er mit einer Geheimtinte und auf Umwegen mit Johanna, sie wiederum teilte Gottfried den Stand der Befreiungspläne mit und auch verschlüsselt, wer sein Retter sein würde. In der Nacht vom 6. November 1850 gelang nach vielen Aufregungen die spektakuläre Befreiung. Johanna hatte dem jungen Freund ganz und gar vertraut, ihm all ihr Geld für Bestechung und Flucht über ihre Freundin Rebecka Dirichlet in Berlin zukommen lassen, und dem 21jährigen war das Meisterstück gelungen. Als die Flucht bekannt wurde, feierten die Menschen auf den Straßen in Bonn und Köln, ja bis in die Eifel, und selbst in Berlin gingen »die

Leute auf die Straßen [und] riefen: Kinkel lebe hoch! Und einige illuminierten ihre Fenster.«³⁵

Kinkel und Schurz waren zunächst über Rostock nach Schottland geflohen, gingen dann über London zurück auf den Kontinent, nach Paris. Dort traf Johanna ihren Mann endlich wieder und wählte als Exil für die Familie London. Hier sah sie die besten Möglichkeiten für eine neue Existenz, hier pulsierte das Musikleben, hier hatte sie Empfehlungen der Schriftstellerin Fanny Lewald, die sie in Bonn aufgesucht hatte und die seitdem zu ihren Freundinnen zählte, und von Rebecka Dirichlet, die Johanna Kinkel als Freundin ihres in London unvergessenen Bruders, Felix Mendelsohn Bartholdy, empfahl. Die spektakuläre Flucht hatte für viel Aufmerksamkeit gesorgt, und Gottfried wurde in London als »Lion of the Season« gefeiert. Das alles aber schuf keine neue Existenz als Johanna ihrem Mann mit den vier Kindern ins Exil folgte. Die Exilpartei unterstützte die Familie zunächst finanziell und Charles Dickens löste durch einen Artikel in den »Household Words« eine Spendenflut aus. Jedoch schon bald musste Johanna nicht nur allein für ihre Familie sorgen, sondern auch für andere Flüchtlinge und Freunde.

Trotz aller Empfehlungen und Einladungen war es sehr schwierig, Musikschüler zu bekommen, wimmelte es doch in London nur so vor arbeitssuchenden Exilanten, nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Frankreich, Italien, Polen, Ungarn und Russland. Sie alle waren Flüchtlinge der Revolutionen und hofften, von London aus, mit internationalen Kongressen und Zusammenschlüssen ihre nationalen Ziele einer neuen Revolution zu erreichen. Gottfried war ganz in seinem politischen Element, hielt revolutionäre Vorträge und versank in Parteiarbeit der demokratischen Bewegung. Schließlich schickte ihn die Partei auf eine »Agitationsreise«³⁶ in die USA. Johanna war verzweifelt. Wie sollte sie alles allein bewältigen? Den Unterricht für die eigenen Kinder, Musikunterricht zum Broterwerb, für den sie am Anfang ständig das Haus verlassen musste, Freunde, die bei ihr wohnten und Unterstützung erwarteten und Flüchtlinge, die die Partei ihr schickte und die ebenfalls um Hilfe baten. Sie speiste sie nicht mit Geld ab, das ohnehin knapp war, sondern versuchte, ihnen eine Arbeit zu verschaffen. Deutsche Geschäftsleute, bei denen sie Hauskonzerte gab, waren dabei ebenso hilfreich wie englische Freunde, die sie aus Bonn kannte oder neu hinzugewann. Johanna opferte dafür viel Zeit und engagierte sich, bis sie merkte, dass all das Geld, das die Frauen mühselig durch Unterricht oder Handarbeiten verdienten, von den Ehemännern in die Wirtshäuser getragen wurde, wo sie ihre

35 Tagebücher von Karl August Varnhagen von Ense, Leipzig u. a. 1861–1905, hier Bd. 7, S. 404.

36 »Glühende Toaste auf die Freiheit aller Welt ...« Gottfried Kinkels Agitationsreise nach Amerika 1850/51. Nach den Quellen dargestellt., beschr. u. erl. von Monica Klaus, hrsg. v. Ingrid Bodsch, Bonn 2015.

Zeit mit nutzlosen Plänen für eine irrealer Revolution und Postenverteilung verbrachten. Als schließlich, während Kinkels Amerikareise, in Frankreich durch einen Staatsstreich die Monarchie wiederhergestellt wurde, begrub sie alle Hoffnungen, dass in ihrem Jahrhundert eine deutsche Republik noch möglich werden würde. Während Gottfrieds Abwesenheit war auch Carl Schurz bei ihr eingezogen und hauste in Gottfrieds Studierstube. Noch mehr Parteifreunde gingen nun aus und ein und erwarteten Bewirtung, es war ein Diskutieren ohne Ende. Aus Deutschland kamen schlimme Nachrichten über Verhaftungen der Fluchthelfer und Unterstützer Gottfrieds, nicht alle konnten fliehen. Eines Tages stand die Brieffreundin Malwida von Meysenbug vor der Tür und bat um Unterkunft. Johanna musste Schulden machen, die Intrigen der Partei gegen Gottfried und sie nahmen zu, und zu allen Problemen und aller Arbeit kam die Sorge um die Zukunft ihrer vier Kinder und die Angst um Gottfrieds Leben im fernen Amerika.

Als er endlich zurückkehrte, der pekuniäre Erfolg war gering und sollte ihm über Jahre nur noch Ärger bereiten, versuchte Johanna ihm zu erklären, dass die Zeit der Revolutionspläne nun zu Ende sei und er seinen politischen Freunden den Rücken kehren solle.

Das Leben wurde für das Ehepaar erst ruhiger, als viele der Flüchtlinge, ebenfalls ernüchtert und auf der Suche nach einer neuen, sicheren Existenz, 1852 nach Amerika auswanderten, unter ihnen auch Carl Schurz mit seiner jungen Frau und seiner Familie aus Bonn. Noch einmal schöpfte Johanna Hoffnung auf eine gute Zukunft. Ihr Gesangsverein und ihr Unterricht waren einträglich, der Flüchtlingsstrom war vorbei, ihre Kinder konnten inzwischen englische Schulen besuchen, und so hatte sie mehr Zeit für ihre musikwissenschaftlichen Studien. Gottfried trug nun durch Unterrichtsstunden in London und Vortragsreisen nach Manchester und Edinburgh zum Familienbudget bei. Aus religiösen Gründen wurde ihm eine Hochschulprofessur verwehrt, 1854 erhielt er jedoch einen Lehrauftrag am »Bedford College for Women« und hatte damit endlich ein geregelter Einkommen.

Schon im »Maikäfer« hatte Johanna Kinkel Abhandlungen zur Musik geschrieben, nun veröffentlichte sie zwischen 1852 und 1855 weitere Aufsätze über Klavier- und Gesangsunterricht, das Erziehungswesen, Harmonielehre, Ästhetik und Geschichte der Musik und die interessanten »musikalischen Zustände in London«. Sie hielt eindrucksvolle Vorträge in englischer Sprache über Mozart, Beethoven, Chopin und Mendelssohn Bartholdy. Einiges wurde später von Ihrem Sohn Gottfried und ihrer Tochter Adelheid, verheiratete von Asten, übersetzt und in deutschen Zeitschriften, meist als Fortsetzungen und teilweise verändert, veröffentlicht. Daneben schrieb Johanna Kinkel Erzählungen in englischer Sprache und Gedichte, gab Hauskonzerte und beendete kurz vor ihrem Tod den Roman »Hans Ibeles in London«, der die Erfahrungen des Exi-

lantensleben in einer Familiengeschichte zusammenfasst, und den Gottfried Kinkel 1860 veröffentlichte.

Johanna Kinkels Gesundheit war in den letzten Jahren erheblich angegriffen. Als sie am 15. November 1858 aus dem Fenster stürzte, waren ihre Freunde in Deutschland und England gleichermaßen betroffen. Die Anteilnahme an ihrem Tod war so groß, dass Gottfried Kinkel einen Sonderzug bestellte, der die Trauergäste aus London zum »Brookwood Cemetery«, einem Waldfriedhof in Woking brachte, denn Johanna Kinkel sollte in der Natur, die sie so sehr geliebt hatte, bestattet werden.

Der Nobelpreisträger Paul Heyse, welcher 1852 in Bonn promoviert worden war, urteilte in den 1870er Jahren als Herausgeber der Reihe »Deutscher Novellenschatz« über Johanna Kinkel: »Sie hat als Komponistin, Klavierspielerin, Sängerin und Musiklehrerin [...] gleich Glänzendes geleistet. Aber auch als Erzählerin ist sie ihren musikalischen Verdiensten durchaus ebenbürtig in dem Roman ›Hans Ibeles in London‹, [...] Die Sicherheit, Kraft und Anmut dieser Charakterzeichnung, der Wechsel von ernster Lebensanschauung und drolligstem Humor, die Darstellung des Londoner Lebens selbst, sodann aber vorzüglich des Flüchtlingslebens in London, endlich die Bilder aus Deutschland, welche die deutschen politischen Flüchtlinge miteinander austauschen, dies alles zusammen stellt das Werk nicht bloß den besten Lebensbildern der Engländer zur Seite, sondern weist ihm auch in dem Kreis der erlesensten deutschen Romane eine sehr hervorragende Stelle an.«³⁷

37 <http://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/johanna-kinkel/> 18.03.2015; der Roman erschien 1991 im Ulrike Helmer-Verlag, leider in überarbeiteter Form und mit falschem Porträt von Johanna Kinkel.

Frau »außerordentliche Professorin« Hanne Gildemeister (1831–1909): bürgerliches Leben in Marburg und Bonn

Am 28. März 1887 schrieb Johann Gustav Gildemeister (1812–1890), Professor für orientalische Sprachen an der Universität Bonn, an seine Ehefrau Hanne: *»Morgen wirst Du wohl an unsern Verlobungstag denken; daran brauche ich wohl nicht zu erinnern. Das war so ungefähr, als ob Du außerordentliche Professorin geworden wärest.«*¹ Im Zentrum der folgenden Darstellung steht Hanne Gildemeister (1831–1909) und ihr Leben in der bürgerlichen Gesellschaft von Marburg und Bonn.

Grundlage der Ausführungen bilden im Wesentlichen die Briefe ihres Ehemannes Johann Gustav.² Selbstzeugnisse³, d.h. Briefe oder andere Texte von Hannes eigener Hand liegen nur in sehr begrenzter Anzahl vor.⁴ Jedoch enthalten viele Briefe Johann Gustavs Passagen aus Hannes Feder, mit denen sie die Ausführungen ihres Ehemannes ergänzte oder gelegentlich auch korrigierte. Hanne unterhielt selbst auch eine regelmäßige Korrespondenz mit ihrer Familie; diese Schreiben sind jedoch nicht erhalten.⁵ Erhalten geblieben sind hingegen private Aufzeichnungen Hannes über ihren Vater und dessen Geschwister; außerdem

1 Johann Gustav Gildemeister, Briefe 1831–1888. Die Bonner Zeit (1860–1888), hrsg. v. Michaela Hoffmann-Ruf (Bonner Islamstudien 35/III), Berlin 2016, S. 639.

2 Diese schrieb er an verschiedene Mitglieder der Familie, insbesondere an seine Mutter und den Bruder Edu. Ab der Eheschließung mit Hanne 1852 richten sich auch zahlreiche Briefe an deren Eltern. Sie liegen seit 2016 in einer vollständigen Edition vor.

3 Der Begriff Selbstzeugnisse bezeichnet Texte, die »selbst verfaßt, in der Regel auch selbst geschrieben (zumindest diktiert) sowie aus eigenem Antrieb entstanden sind«, d.h. Briefe, Tagebücher, Memoiren etc. Benigna von Krusenstjern, Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie 2 (1994), S. 462–471, hier S. 470.

4 Aus dem Zeitraum zwischen der Abreise aus Bremen am 10. September und der Ankunft in Marburg am 17. Oktober stammt ein wesentlicher Teil von Hannes schriftlichen Mitteilungen. Insgesamt liegen 11 sehr ausführliche Berichte über den Verlauf der Reise vor, davon vier vollständig aus Hannes Feder. Bei den anderen handelt es sich um Briefe ihres Mannes, denen Hanne längere ergänzende Passagen hinzugefügt hat.

5 Die Briefe ihres Mannes enthalten zahlreiche Hinweise auf diese Korrespondenz.

Berichte über zwei der insgesamt sieben Kinder, sowie die letzten Lebenswochen ihres Ehemannes.⁶

Über die persönlichen Ein- und Ansichten Hannes ist daher nur wenig zu erfahren. Gleiches gilt für ihre Beurteilung der Geschehnisse ihrer Zeit. Dennoch erlaubt das vorhandene Quellenmaterial einen interessanten Einblick in das Leben einer Bremer Bürgertochter und Professorengattin, die eine Zeit erlebte, in welcher die deutschsprachigen Länder eine Phase bedeutender innen- und außenpolitischer Veränderungen durchliefen, die in der Gründung des deutschen Kaiserreichs 1871 einen Höhepunkt erreichten.

Charakteristisch für jene Zeit war eine zunehmende »Trennung von öffentlicher Sphäre, der die Männer in ihrer Berufswelt angehörten und privater häuslicher Sphäre, auf die die Frauen angewiesen« waren.⁷ Diese Entwicklung hatte um die Mitte des 18. Jahrhunderts begonnen und wurde durch die Industrialisierung ab 1840 verstärkt spürbar.

Häntzschel spricht von einem »Dichotomisierungsprozeß«, der zu einer »Entfremdung zwischen männlicher und weiblicher Welt« führte, die zunehmend als Gegensätze empfunden wurden. »Die Frau verliert den Anschluß an die männliche Erfahrungs- und Arbeitswelt; der Mann findet Übereinstimmungen mit der weiblichen Daseinsweise nur noch auf Teilgebieten, in seinem privatpersönlichen Bereich.«⁸ Diese Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit wurde gerade für den oberen Mittelstand typisch. Männer waren außerhalb des Hauses in Ökonomie und Politik tätig. Vorrangig weibliche Aufgaben waren die Organisation des Hauswesens, die Aufsicht über die Dienstboten und die Erziehung der Kinder. Die Hausarbeit war dabei komplex, da sie in der Regel noch Eigenproduktion und -verarbeitung, sowie Vorratswirtschaft umfasste.⁹

Hanne gehörte – durch die Herkunft aus einer Bremer Bürgerfamilie wie auch die Ehe mit einem Universitätsprofessor – zum akademisch gebildeten Bürgertum, wie es sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in vielen deutschen Städten herausbildete. Das Leben der Familie Gildemeister entsprach in vielen Bereichen geradezu idealtypisch dem einer wohlhabenden, akademisch gebildeten, bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts.

Auch im Hause Gildemeister gab es eine klare Rollen- und Aufgabenverteilung. Johann Gustav war Ernährer der Familie und vertrat diese nach außen; er

6 Diese befinden sich im Besitz von Hans-H. Gildemeister, der mir freundlicherweise Abschriften davon zur Verfügung gestellt hat.

7 Günter Häntzschel (Hg.), *Bildung und Kultur bürgerlicher Frauen 1850–1918 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 15)*, Tübingen 1986, S. 6.

8 Häntzschel, *Bildung und Kultur* (wie Anm. 7), S. 8.

9 Häntzschel, *Bildung und Kultur* (wie Anm. 7), S. 6.

verwaltete zudem das Vermögen aller Familienmitglieder.¹⁰ Hanne hingegen fielen genau jene Aufgaben zu, die einer bürgerlichen Ehe- und Hausfrau entsprachen: die Versorgung des Haushaltes und der Kinder zum einen und – dies nicht weniger wichtig – die Organisation privater Geselligkeit zum anderen. Dabei wird deutlich, dass ein bürgerlicher Haushalt nur dann voll funktionsfähig war, wenn die Ehefrau ihren Teil dazu beitrug.

Vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, weshalb Johann Gustav Gildemeister bis zur Hochzeit in gemieteten Zimmern mit »Aufwartung« lebte und das Mittagessen im Gasthaus im Kreise seiner unverheirateten Kollegen einnahm. Ihm zufolge geschah dies allein »der Gesellschaft wegen«.¹¹ Es ist jedoch anzunehmen, dass ihm durchaus bewusst war, dass erst seine Ehefrau ihn gesellschaftlich voll aktionsfähig machen würde.

Familie, Kindheit, Jugend

Hanne war eine geborene Gildemeister und damit Angehörige einer Familie, deren Geschicke eng verbunden sind mit jenen der Stadt Bremen, wo sie im 19. Jahrhundert zur städtischen Elite zählte.¹² Ihr entstammen eine Reihe bedeutender Personen des politischen, ökonomischen und kulturellen Lebens, darunter Ratsherren und Bürgermeister, welche die Entwicklung der Stadt mitbestimmten. Der Kaufmannsberuf hat in dieser Familie eine lange Tradition.

Der Großvater Johann Gildemeister (1753–1837) übernahm 1776 die väterliche Tuchhandlung. Zugleich war er äußerst aktiv im politischen und sozialen Leben der Stadt. Von 1788 bis zu seinem Tod übte er das Amt eines Senators aus und engagierte sich stark im Bereich des Wasser- und Deichbaus. Aus seiner Ehe mit Gebeta Wilckens (1763–1808) gingen sechs Söhne und vier Töchter hervor.¹³

Der älteste Sohn hieß der Familientradition entsprechend Johann (1784–1844) und war als »der Chronist« bekannt, da er eine Chronik der Familie verfasste.¹⁴ Ihm folgten Martin (1787–1871), August Wilhelm (1791–1866), Georg Eduard (1793–1856), Friedrich August (1797–1870) und Carl Hermann

10 Hanne besaß ebenso wie jedes einzelne Kind ein eigenes Vermögen, das unterschiedlich angelegt war.

11 Brief an die Eltern, 18.–20.08.1845. Johann Gustav Gildemeister, Briefe 1831–1888. Studium, Reisen und der »Hl. Rock zu Trier« (1831–1845), hrsg. v. Michaela Hoffmann-Ruf (Bonner Islamstudien 35/I), Berlin 2016, S. 876.

12 Michaela Hoffmann-Ruf, »Einer der geschiedsten Männer, die ich je habe kennen lernen.« Johann Gustav Gildemeister und die orientalischen Studien im 19. Jahrhundert (Bonner Islamstudien 35/IV), Berlin 2016, S. 17–20.

13 Gildemeister-Stammtafel 1905, S. 64.

14 Johann Gildemeister, Gildemeister-Chronik, hrsg. v. Sabina G. Cournoyer, Amherst 1991. Diese Chronik wurde später zum Teil von seiner Schwiegertochter Hanne fortgeführt.

(1801–1875). Die vier Töchter waren Margarete (1786–1810), Friederike (1788–1870), Charlotte Wilhelmine (1789–1790) und Charlotte Marianne (1795–1849).

Hanne war die Tochter von August Wilhelm Gildemeister und Johanne Henriette, geb. Nettmann (1807–1831). August Wilhelm Gildemeister hatte – wie seine Tochter später über ihn berichtete – »von seinen Brüdern [...] das bewegteste Leben geführt«. Während der französischen Besatzung Bremens (1806–1814) wurde er zur französischen »Ehrengarde«¹⁵ zwangsrekrutiert und im Rahmen dessen nach Frankreich verschleppt. Nach seiner Flucht im Februar 1814 und der Rückkehr nach Bremen trat er dem Lützowschen Freikorps bei. Als Mitglied dieses Verbandes von Freiwilligen innerhalb der Preußischen Armee während der Zeit der Befreiungskriege 1813–1814 nahm er aktiv am Kampf gegen Napoleon Bonaparte teil.¹⁶ Während seiner Zeit beim Lützowschen Freikorps lernte A.W. Gildemeister seinen späteren Geschäftspartner Ludwig Ries kennen, mit dem er später in St. Francisville / Louisiana eine Handelsfirma namens »Gildemeister & Ries« gründete.¹⁷ Nach ihrer Rückkehr führten die beiden das Geschäft in Bremen weiter, wobei sie eine eigene Segelflotte betrieben.

Am 27. Mai 1828 heirateten August Wilhelm Gildemeister und Johanne Henriette Nettmann in Bremen und am 6. Mai 1831 wurde ihr einziges Kind, die Tochter Anna Martha Johanna, genannt Hanne, geboren. Die Mutter starb rund zwei Monate nach ihrer Geburt im Alter von nur 23 Jahren.¹⁸

Im Februar 1834 ehelichte August Wilhelm Gildemeister die Schwester seiner verstorbenen Frau, Auguste Gesine (1805–1890).¹⁹ Mit ihr hatte er acht Kinder, von denen zwei bereits als Kleinkinder und ein drittes im Jugendalter starben.²⁰ Die Familie wohnte in einem Haus an der Contrescarpe (am Rosenplatz).²¹

15 Die sogenannte Ehrengarde bestand aus Söhnen der angesehensten Einwohner Bremens, die als Geiseln dienten, mit denen man die Familien unter Druck setzen konnte. Gildemeister, Chronik (wie Anm. 14), S. 128.

16 Es ist benannt nach Adolf Wilhelm von Lützow (1782–1834) einem preußischen Generalmajor. Gildemeister, Chronik (wie Anm. 14), S. 150.

17 A.W. Gildemeister war im Herbst 1816 als Supercargo mit einer Ladung deutscher Waren nach New Orleans gereist. Von dort ging er später nach St. Francisville.

18 Hanne wurde am 6. Mai 1831 geboren; ihre Mutter starb am 12. Juli desselben Jahres.

19 Eine ähnlich pragmatische Entscheidung traf auch Johann Carl Friedrich (Fritz) Gildemeister (1779–1849), der nach dem frühen Tod seiner ersten Ehefrau Marie Christine Adelheid (1791–1817), geb. Stolz, deren jüngere Schwester Verena Tibetha (Betty) (1795–1841) ehelichte. »Du bist in jedem Brief mir neu!« Braut- und Ehebriefe aus der bremischen Familie Gildemeister 1815–1819, hrsg. v. Elisabeth Klatte, Bremen 2003, S. 25.

20 Hannes Halbgeschwister waren Gebeta Friederike (1835–1919), genannt Betty, die Zwillinge Anna Martha (1836–1920) und Anna Maria Catharine (22.02.–29.12.1836), Johann Wilhelm (1837–1881), Charlotte Marie Anna (1839–1855), Carl Hermann Gottfried (1842–1911), später bekannt als »Hermann Manchester«, Heinrich Eduard (23.08.1844–04.05.1845) und Gebecca Wilhelmine Auguste (1851–1923).

21 Gildemeister-Stammtafel 1905, S. 69.



Abbildung 1: Hanne im Kreis ihrer Familie mit ihrem Verlobten Johann Gustav, Herbst 1851 [Privatbesitz Hans-H. Gildemeister]

Hanne hatte zeitlebens ein sehr enges Verhältnis zu ihrer Stiefmutter und ihren Halbgeschwistern. Dies gilt insbesondere für ihre (Halb-) Schwester Betty, die ein regelmäßiger Gast in Hannes Haushalt war. Von der Hochzeitsreise schrieb Hanne am 13. September 1852:

»Euch geliebte Eltern sage ich noch meinen herzlichsten wärmsten Dank für alle Eure Liebe für die schöne Aussteuer u. die viele Mühe die Ihr nun noch von Hochzeit gehabt [sic]. Ich bin sehr, sehr glücklich mit meinem lieben Gustav, aber Eure Liebe werde ich auch nie vergessen.«²²

Über Hannes Kindheit und Schulzeit ist weiter nichts bekannt. Es kann aber wohl als sicher gelten, dass sie die für ihre gesellschaftlichen Kreise übliche Schulausbildung erhielt. Desgleichen, dass sie sich alle Kenntnisse und Fähigkeiten aneignete, wie sie von der Tochter einer angesehenen Bremer Bürgerfamilie erwartet wurden, die später selbst die Organisation und Leitung eines Haushaltes übernehmen sollte, darunter das Verwalten des Haushaltsbudgets, die Vorratshaltung und die Anleitung von Diensthöfen.

22 Johann Gustav Gildemeister, Briefe 1831–1888. Die Marburger Jahre (1845–1859), hrsg. v. Michaela Hoffmann-Ruf (Bonner Islamstudien 35/II), Berlin 2016, S. 300. Hanne nannte ihren Ehemann meist Gustav, obwohl dieser den Namen Johannes bevorzugte.

Verlobung, Hochzeit, Hochzeitsreise

Am 10. September 1852 fand in Bremen die Hochzeit von Hanne und ihrem Cousin Johann Gustav statt. Dieser war der Sohn des »Chronisten« Johann Gildemeister (1784–1844) und seiner Frau Marianne (1786–1856), der ältesten Tochter des bekannten Bremer Arztes Arnold Wienholt (1749–1804). Nach dem Studium in Göttingen und Bonn war er seit dem Winter 1844/45 ordentlicher Professor für Theologie und orientalische Sprachen in Marburg.

Die Verlobung war rund eineinhalb Jahre zuvor erfolgt, am 29. März 1851, während Gildemeisters mehrwöchigen Aufenthalts in Bremen. Auch die folgenden Semesterferien verbrachte Johann Gustav in seiner Heimatstadt Bremen. Die Zeit dazwischen überbrückten die Verlobten durch einen regen Briefwechsel, der in Teilen noch erhalten ist.²³ Angesichts von Gildemeisters sonstiger Zurückhaltung in emotionalen Dingen ist es bemerkenswert, mit welchem Überschwang er an seine Verlobte, seine »*liebe, liebe, dreimal und tausendmal liebe Hanne*« schrieb und mit welcher Vehemenz er seiner Mutter widersprach, die ihm offenbar geraten hatte, mit der Hochzeit noch ein wenig länger zu warten.²⁴ Wie im Bremer Bürgertum üblich fand im Vorfeld der Hochzeit das sogenannte Kranzbinden statt, eine Art von Hochzeits-Vorfeier, die den Polterabend ersetzt.²⁵ Noch am Tage der Trauung brachen die Neuvermählten zur Hochzeitsreise auf. Diese führte zunächst über Köln nach Bonn und von dort am Rhein entlang (via Mainz, Mannheim, Baden-Baden) weiter bis in die Schweiz.

In Bonn hielten sich die Neuvermählten etwas länger auf, um die dortigen Sehenswürdigkeiten zu besuchen. Offenbar war es Johann Gustav wichtig, seiner jungen Frau, die Stadt zu zeigen, in der er studiert und erste Berufserfahrung gesammelt hatte. Besuche bei alten Freunden und Bekannten waren nicht möglich, da er »*Bonn von [s]einen Bekannten ziemlich leer*« fand.²⁶ Ein Ausflug nach Rolandseck stand jedoch auf dem Programm. Hanne, die nicht wissen konnte, dass Bonn einmal ihre Heimat werden sollte, schrieb von dort an ihre

23 Erhalten sind die Briefe Johann Gustavs an Hanne, nicht jedoch deren Antworten. Diese Briefe sind auch nur in Abschrift erhalten und ohne Gewissheit, ob sie vollständig sind. Ob die Originale noch existieren und falls ja, in wessen Besitz, ist nicht bekannt.

24 Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 282. Später entwickelte sich dies zu eher scherzhaften Varianten wie z. B. »*Liebe Madam Obermadam Gnä*«.

25 Wenige Tage vor der Hochzeit veranstaltete die beste Freundin der Braut bei sich zuhause ein Fest, zu dem sie die Braut mit ihren Freundinnen sowie den Bräutigam mit seinen Freunden einlud. Im Rahmen des Festes wurde von den unverheirateten Mädchen für die Braut ein Kranz aus Myrtenzweigen gewunden; weitere Programmpunkte bildeten ein kleines szenisches Spiel sowie ein kleiner Ball. Hans H. Meyer, Kranzbinden, in: Hans Kloft (Hg.), Feste und Bräuche in Bremen. Beiträge zur Kultur- und Sozialgeschichte der Hansestadt. Festschrift zum hundertsten Geburtstag des Focke-Museums (Jahrbuch der Wittheit zu Bremen 1999/2000), Bremen 2000, S. 188–189.

26 Brief an Hannes Eltern, 13.09.1852. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 301.

Eltern: »Glücklich und vergnügt sind wir gestern Abend um 9 Uhr hier angelangt. [...] das Wetter war zum Reisen ganz angenehm, die Luft warm, daß es regnete hinderte uns nicht, die Berge waren freilich nicht so deutlich, aber die Wolken so an den Bergen hängend machten sich auch sehr schön. Ich war ganz entzückt als ich die ersten Berge wiedersah, es ist doch was Köstliches u. nun wird's noch immer schöner. [...] Heute Morgen hat Gustav mich erst an einen Platz geführt wo man das Siebengebirge sieht, dann in die Universitäts-Gebäude, auf die Bibliothek, zu einer großen Sammlung von Gypsabgüssen [sic].«²⁷

Ähnlich enthusiastisch klingen auch die Briefe von der weiteren Reise, wie beispielsweise jener aus Basel: »Augenblicklich macht Gustav einen Besuch bei einem Collegen Prof. Stähelin, belegt Plätze für die Post u. d. gl., dann begeben wir uns zusammen auf die Wanderung, die Luft ist sehr angenehm, aber es regnet noch immer, hoffentlich folgt bald Sonnenschein. Morgen früh geht es mit der Post weiter nach Bern, o wie freue ich mich auf die Alpen, vom Rhein bin ich auch ganz entzückt. Wie es Menschen giebt die nicht reisen mögen. [...] wir sind beide wohl auf u. freuen uns alle Tage, daß wir nun unzertrennlich einander angehören.«²⁸

Gesellschaftliches Leben in Marburg und Bonn

Innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts legten die Männer – qua ihres Berufes – »den Grundriß [...] für die familialen Gesellschaftskreise fest«. Den Bürgerfrauen ihrerseits oblag die Pflege (und Selektion) des geselligen Verkehrs.²⁹ »Neben den in der Regel eher informellen Verwandntreffen, [...] gehörte es zum guten bürgerlichen Ton, auch darüberhinaus eine generell nach anaologer Gesellschaftsstellung und Weltanschauung ausgewählte Runde zu bewirten und zu besuchen.«³⁰

Grundsätzlich unterschied man zwischen »öffentlicher« und »häuslicher« Geselligkeit. Die öffentliche Geselligkeit fand in Vereinen statt und war eine Domäne der Männer. In der häuslichen Geselligkeit hingegen nahmen die Frauen eine zentrale Position ein und »standen als Gastgeberin häufig im Mittelpunkt der geselligen Zusammenkünfte.«³¹ Indem sie ihre Rolle als Gastgeberin

27 Brief von Hanne an ihre Eltern, 13.09.1852. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 299f.

28 Brief von Hanne an ihre Eltern, 18.09.1852. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 307.

29 Gunilla-Friederike Budde, Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840–1914, Göttingen 1994, S. 317.

30 Budde, Bürgerleben (wie Anm. 29), S. 317.

31 Gisela Mettele, Der private Raum als öffentlicher Ort. Geselligkeit im bürgerlichen Haus, in: Dieter Hein/Andreas Schulz (Hg.), Bürgerkultur im 19. Jahrhundert. Bildung, Kunst und Lebenswelt, München 1996, S. 155–169, hier S. 156.

Lamm d. 13. Sept.
1852.

Liebe Eltern

Ihre Briefe sind mir gestern Abend
9 Uhr für angekommen. Bei diesem
Lesen wird mir ein sehr angenehmes
Gefühl sein. Sie sind mit der
ganz bescheiden zurückgekehrt, in
Kommen mir zu Mittag, um in
den Tagen zu bleiben, das Beste was
Reisen ganz angenehm die Luft war,
dabei recht frische und nicht die Lage
waren frischer nicht so dicklich, aber die
Kun so an den Tagen fängend war, sie
auf sehr schön. Ich war ganz recht
ist die rechte Lage, nicht so
und rechtlich. Ich will mich
schon. Bis wollten gestern Morgen
6 1/2 Uhr von Duisburg fahren, aber der
Kauf sollte abgebrochen werden
nicht mehr zum Markt nach Lübeck, sondern
erst um 1 Uhr, da sind wir dem
früher mit dem in den Tagen
insgesamt, auf nach dem
den Anfang eines Frühlings, lassen die
von Glatz, aber das
Auf dem Wege nach wieder Markt, da

Abbildung 2: Brief (Ausschnitt) von Hanne aus Bonn an ihre Eltern in Bremen, 13.09.1852
[Universitätsarchiv Bonn, Briefnachlass Johann G. Gildemeister]

und Hausherrin gemäß der an sie gerichteten Erwartungen erfüllte, trug eine Bürgerfrau wesentlich zum Ansehen ihres Mannes und damit zur Sicherung der sozialen Stellung der gesamten Familie bei.³²

Im Unterschied zu den Vereinen und ihren geregelten Aufnahmeverfahren bot das Haus einen »vergleichsweise informellen Rahmen« und ermöglichte eine gewisse (gesellschaftliche) Offenheit.³³ Die Auswahl der ins Haus Geladenen orientierte sich nicht allein an der Profession des Ehemannes. »Ebenso viel Gewicht besaßen die soziale Provenienz und Prominenz des Ehepaares, seine kulturellen Präferenzen und seine Perfektion im gesellschaftlichen Protokoll.«³⁴

Durch ihre Ehe mit einem Universitätsprofessor gehörte Hanne der gesellschaftlichen Elite ihres jeweiligen Wohnortes an. Die sehr unterschiedlichen demographischen, ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen spiegelten sich auch im gesellschaftlichen Leben beider Städte. Dennoch waren sich die gesellschaftlichen Gepflogenheiten in einigen grundlegenden Punkten sehr ähnlich.

Marburg

Marburg war im 19. Jahrhundert keine wohlhabende, geschweige denn eine reiche Stadt.³⁵ Um die Mitte des Jahrhunderts lebten dort knapp 8000 Menschen. Die Marburger Philipps-Universität war unter den deutschen Universitäten eine der kleinsten.³⁶ Zu Beginn von Gildemeisters Lehrtätigkeit im Winter 1845/46 lag die Zahl der Studierenden meist zwischen 220 und 250. Ende der 1840er- bis Anfang der 1850er-Jahre kam es zu einem leichten Anstieg der Studentenzahlen; die 300er-Grenze wurde aber niemals überschritten. Ab Sommer 1853 sank die Zahl erneut und pendelte sich zwischen 220 und 250 ein. Der Bibliothekar Otto Hartwig spricht von einer »*honnetten Pauvreté*«, die sowohl bei der Bürgerschaft Marburgs wie auch bei der Studentenschaft herrschte.³⁷ Handel und Handwerk lagen danieder und die Industrialisierung befand sich in bescheidenen Anfängen.

32 Budde, Bürgerleben (wie Anm. 29), S. 318.

33 Mettele, Der private Raum (wie Anm. 31), S. 159.

34 Mettele, Der private Raum (wie Anm. 31), S. 159.

35 Zur ökonomischen Situation Marburgs im 19. Jh. siehe Walter Kürschner, Geschichte der Stadt Marburg, Marburg 1934, S. 242–252.

36 Ein Vergleich der Studentenzahlen der deutschen Hochschulen von 1830 bis in die 1860er-Jahre findet sich in Franz Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart (Abhandlungen der Philologisch-Historischen Klasse der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 24), Leipzig 1904, S. 302–305.

37 Otto Hartwig, Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars. Erinnerungen und biographische Aufsätze von Otto Hartwig, Marburg 1906.

Die wirtschaftlich desolante Situation machte sich in vielen Bereichen bemerkbar, unter anderem auch in der städtischen Infrastruktur. Die Wege und Straßen waren schlecht gepflastert, die Wasserversorgung erfolgte durch Brunnen und war vielfach schwierig, für die Straßenbeleuchtung gab es bis 1863 an eisernen Ketten hängende Öllaternen, die erst danach durch Gaslaternen ersetzt wurden. Auch die politische Situation in Kurhessen war schwierig, da sie geprägt war durch den Dauerkonflikt zwischen Kurfürst und Landtag.³⁸

Hanne kam am 17. Oktober 1852 in Marburg an, nachdem sie und ihr Ehemann in Frankfurt noch einige Besorgungen erledigt hatten. Sie kannte die Stadt bis dahin nur aus den Schilderungen ihres Mannes, die offenbar wenig positiv ausgefallen waren. Zahlreiche Reisende äußerten sich zwar positiv über die Lage Marburgs und die landschaftlich schöne Umgebung; die Stadt selbst jedoch wurde von den meisten Besuchern völlig anders beurteilt. Gildemeister selbst berichtete im August 1845 an seine Mutter:

»Die erste Entrée in Marburg war sehr entmuthigend; der Weg von der Post nach dem Wirthshause [...] führte unter der Stadt durch an der Lahn hin, hier standen gräßliche Baracken, wie sie in dem schlechtesten Dorfe nicht abscheulicher sein können« und dass die »Häuser [...] alle schlecht, winkelig gebaut, die Entréen sämtlich abscheulich« seien.³⁹

Noch deutlicher äußerten sich Gildemeisters Kollege und enger Freund Eduard Zeller und seine Frau, die im Herbst 1849 nach Marburg kamen.⁴⁰ Nicht ohne eine gewisse Ironie bemerkte Zeller: »Das Haus ist noch in einem Stil, wie die Menschen vor der Sintflut gebaut haben mögen, ehe Noah von unserm Herrgott das Zimmerhandwerk erlernt hatte.« Zellers Frau beklagte insbesondere die schlechte, zugige Bauweise, die kleinen Fenster und die unzureichenden Öfen.⁴¹

Entgegen dieser »Vorwarnungen« war Hannes erster Eindruck eher positiv, denn sie schrieb an die Eltern: »*Gestern bin ich hier nun im schönsten Sonnenlicht recht froh eingezogen. Die Stadt ist doch nicht fürchterlich heßlich [sic] als sie beschrieben wurde, unsere Wohnung ist sehr angenehm, sehr freundlich die Wohnstube [...]*«. ⁴²

Die Wohnung der Gildemeisters lag in der Untergasse, in unmittelbarer

38 Hierzu beispielsweise Rüdiger Ham, Monarchisches Prinzip vs. bürgerliche Freiheit. Das Kurfürstentum Hessen in der Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Michaela Hoffmann-Ruf (Hg.), »Es war einfach nothwendig, so und nicht anders zu schreiben« (Bonner Schriften zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 6), Göttingen 2014, S. 113–132. Dort auch weiterführende Literatur.

39 Brief an die Familie, 18.–20.08.1845. Gildemeister, Studium (wie Anm. 11), S. 875.

40 Kürschner, Geschichte (wie Anm. 35), S. 236 f.

41 Eduard Zeller zitiert nach Kürschner, Geschichte (wie Anm. 35), S. 236.

42 Brief an Hannes Eltern, 15.–18.10.1852. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 339.

Nachbarschaft der Familie von Sybel. Dort lebten sie, bis Heinrich von Sybel im Winter 1856/57 einem Ruf nach München folgte und die Gildemeisters im Frühjahr 1857 dessen Haus erwarben. Nach umfangreichen Umbauten bezog die inzwischen auf fünf Personen angewachsene Familie Gildemeister im August 1857 das ehemalige Sybel'sche Haus in der Untergasse, am Plan 3, in Marburg.

Bei der Einführung in die Marburger Gesellschaft und der Etablierung sozialer Kontakte spielten »Antrittsbesuche« eine wichtige Rolle. Gildemeister zufolge waren sie »n \ddot{o} thig« der »gesellschaftlichen Stellung wegen«. Sie »ziehen Einladungen nach sich und diese fordern Revanche. Dann haben wir es in unserer Hand selbst zu beschr \ddot{a} nken«. ⁴³

Mettele zufolge wurde es im 19. Jahrhundert »gewissermaßen eine Pflicht, sich bei Familien ähnlicher gesellschaftlicher Stellung einzuführen, und der Ablauf der Visite formalisierte sich. Die erste Visite durfte nicht länger als zwanzig Minuten dauern und mußte von den Gastgebern innerhalb von acht Tagen erwidert werden.« ⁴⁴

In Marburg folgte man offenbar diesem Schema, denn zwischen Sonntag dem 31. Oktober und Mittwoch dem 3. November 1852 absolvierten die Gildemeisters stolze 38 solcher Besuche. ⁴⁵

Und bis zum 21. Dezember hatten die Eheleute insgesamt »45 Besuche gemacht, und [sich] vorgenommen, die erfolgenden Einladungen einmal anzunehmen und zu erwidern und dann die abzubereiten wo dies gegeben ist.« ⁴⁶

Bei den privaten Abendgesellschaften unterschied man zwischen zwei Arten. Den eher einfachen, informellen Einladungen, von Gildemeister »Butterbrotsgesellschaften« genannt, bei denen nur kalte Speisen serviert wurden. ⁴⁷ Denen standen die deutlich formelleren, großen »Gastereien« gegenüber, bei denen ein aufwändig zubereitetes Menü gereicht wurde und die meist nur ein- bis zweimal jährlich stattfanden.

Ob Hanne zu Anfang ihrer Ehe und zu Beginn ihrer Marburger Zeit möglicherweise Befürchtungen hatte, den an sie gestellten Erwartungen nicht zu genügen und ob sie sich gelegentlich Rat bei einer älteren, erfahrenen Frau holte, wie beispielsweise Betty Henke, Ehefrau von Gildemeisters älterem Kollegen Ernst Theodor Henke (1804–1872), ist aus den Briefen ihres Mannes nicht zu erfahren. Immerhin war sie erst 21 Jahre als sie die Leitung eines Professorenhaushalts übernahm. An dieser Stelle wäre ein Blick in ihre eigenen Korrespondenzen sicherlich aufschlussreich. Die erste größere Gesellschaft hatten die Gildemeisters im Januar 1853:

43 Brief an die Mutter, 27.02.1853. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 362.

44 Mettele, Der private Raum (wie Anm. 31), S. 165.

45 Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 345.

46 Brief an Hannes Eltern, 21.12.1852. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 354f.

47 Hierzu auch Mettele, Der private Raum (wie Anm. 31), S. 166.

»Vor 8 Tagen hatten wir die erste Eßgesellschaft, die ganz gut ablief, 12 Personen. [...] Hanne hat mit ihren Gerichten Ehre eingelegt, ein Mürbebraten war so roth und zart wie er nur in Bremen sein kann, [...]. Die Soya die dabei herumgegeben wurde erregte ebenfalls als etwas Wildfremdes Interesse. Item war ein Plumpudding etwas ganz neues. Ich hatte ein Gebräu aus weißem und rothem Wein, Teneriffa, Arrak, Pomeranzen, Bischofessenz und Wasser gemacht, welches so gut gerieth, daß es für einen fremden Wein, Capwein oder drgl. getrunken ward.«⁴⁸

Abendgesellschaften von 60 oder mehr Personen, wie sie bei den Familien von Sybel oder auch Henke vorkamen, scheinen bei den Gildemeisters nicht üblich gewesen zu sein. Das Haus der Familie von Sybel bildete in Marburg einen »Mittelpunkt des kulturellen Lebens«, in dem ein aufgeschlossener, kulturell und politisch interessierter Geist herrschte und in welchem daher auch Auswärtige gerne einkehrten.⁴⁹

Die gesellschaftlichen Kontakte der Familie Gildemeister hingegen konzentrierten sich stärker auf den Kreis von Gildemeisters Universitäts- und Bibliothekskollegen und deren Familien, darunter der Historiker Heinrich von Sybel (1817–1895), der Philologe Carl Julius Caesar (1816–1886) sowie die Theologen Eduard Zeller (1814–1908) und Ernst Theodor Henke (1804–1872).

Hanne Gildemeister profitierte davon, dass ihr Mann schon sieben Jahre in Marburg wohnte und dort einen festen Freundeskreis besaß; wobei auch ihr Ehemann froh darüber war, »daß gerade die Frauen [s]einer näheren Collegen Hanne [zusagten] und ihr sehr freundlich entgegen [kamen]«. ⁵⁰

Am Morgen nach dem Einzug in ihre Wohnung, im Oktober 1852, fanden die Neuvermählten vor ihrer Tür Geschenke begleitet von einem Gedicht folgenden Inhalts:

»Das Glück eines freundlichen Angedenkens
Erbitten in aller Treue sich Henkens.
Diesem Hause vom Giebel zum Keller
Das Beste wünschen die Zeller;
Und daß ihm nahe kein Übel
Caroline und Heinrich von Sybel.«⁵¹

Gildemeisters Bericht über die Taufe des Erstgeborenen, Johann Wilhelm, im August 1853 gibt ein gutes Bild vom Freundes- und Bekanntenkreis:

48 Brief an die Mutter, 23.01.1853. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 358.

49 Heinrich von Sybel/Eduard Zeller, Briefwechsel (1849–1895), hrsg. v. Margret Lemberg, Marburg/Lahn 2004, S. 33, 36, 47.

50 Brief an Hannes Eltern, 21.12.1852. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 355.

51 Brief an die Familien, 11.–19.10.1852. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 338f.

»Eingeladen oder vielmehr gekommen waren 17 Personen so daß wir im Ganzen 20 waren. Ries⁵² hatten es sehr wohlgenommen eingeladen zu sein und bedankten sich angelegentlichst daß wir an sie gedacht hätten. Auch der Haller Hupfeld⁵³ war da; der andere⁵⁴ kam nicht. Außerdem Sybels⁵⁵, Zellers⁵⁶, Henkes⁵⁷ mit Tochter, Scheffers⁵⁸ (diese wegen besonders bezeugter Theilnahme der Frau), Kohlrauschens⁵⁹, wo die Frau, die auch in Wochen gewesen ist, ihren ersten Ausgang zu uns machte, Waitz⁶⁰ und Roser⁶¹. Dr. Möller⁶² u seine Frau, die wir eingeladen hatten, waren verhindert u so noch ein oder anderer.«⁶³

Die Mühe, die auf die Ausstattung des Haushaltes verwandt wurde, ebenso wie die Berichte über gelungene Abendgesellschaften zeigen deutlich, dass das Ehepaar Gildemeister sich seiner Stellung innerhalb der Marburger Gesellschaft bewusst war und die damit verbundenen Erwartungen erfüllte:

»Freitag hatten wir selbst eine [Gesellschaft] von den nähern Freunden, 16 Personen, die Hanne vorzog warm zu bewirthen. Damit legte sie große Ehre ein weil alles so schön war und die Leute hier ein anständiges Arrangement nicht gewohnt sind, wie denn schon unser breiter Eßtisch auf sie einen erhabenden Eindruck machte. Wenn es Dich interessirt zu wissen wie Hanne sich herausgebissen hat, so melde ich, daß sie zuerst Hecht aufsetzte, der von Ries gefangen war. Dann Hasen und Kapaunen mit frischem Blumenkohl und angesetzten Erbsen, dazu Kartoffelsalat, halbe Äpfel mit Apfelgelee und Essigpflaumen als Compott. Vier kleine Schüsseln mit Brunellen, Birnen in Schnaps, grüne Pflaumen in Schnaps und Kirschen. Dann Citronencreme und endlich Torte, Apfel Weintrauben und Feigen und Käse. Alles war sehr gut ausgefallen, die Gäste lobten pflichtschuldigt und aßen bescheiden.«⁶⁴

52 Ein Bruder von Ludwig Ries, dem Geschäftspartner von A.W. Gildemeister; Mitbegründer der Firma Gildemeister & Ries.

53 Der Theologe und Orientalist Hermann Hupfeld (1796–1866).

54 (Johann Christian) Wilhelm Hupfeld (geb. 1814); Bruder des Hermann Hupfeld. Er war zunächst Gymnasiallehrer in Rinteln und wurde Ende 1845 nach Marburg versetzt. Er war verheiratet mit Meta Mallet (1825–1853), einer Tochter des Bremer Pfarrers Friedrich Ludwig Mallet (1792–1865).

55 Heinrich von Sybel (1817–1895) und seine Frau Karoline (1817–1884), geb. Eckhardt.

56 Eduard Zeller (1814–1908) und seine Frau Emilie (1823–1904), geb. Baur.

57 Ernst Ludwig Henke (1804–1872) und seine Frau Betty, geb. Fries.

58 Wilhelm Scheffer (1803–1883).

59 Friedrich Kohlrausch (1809–1858).

60 Franz Theodor Waitz (1821–1864).

61 Wilhelm Roser (1817–1888).

62 Der praktische Arzt Carl (Karl) Möller.

63 Brief an die Mutter, 29.–30.08.1853. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 389.

64 Brief an die Mutter, 27.11.1853. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 397.

Bonn

Am 4. Juni 1859 wurde Johannes Gildemeister zum ordentlichen Professor der orientalischen Sprachen an der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn ernannt. Der Umzug der Familie erfolgte im September. Die Eheleute Gildemeister und ihre vier Kinder bezogen ein Haus »Hinter dem Hofgarten 132 $\frac{1}{4}$ «, wo sie die nächsten Jahrzehnte verbringen sollten.



Abbildung 3: Das Wohnhaus in Bonn, 1880 [Schmidt, Erinnerungen (wie Anm. 78)]

Stadt und Universität Bonn waren für Johann Gildemeister keine Unbekannten; beide kannte er aus seiner Zeit als Student und später als junger Dozent. Für seine Ehefrau Hanne hingegen bedeutete dies den Wechsel aus dem eher kleinstädtischen Ambiente Marburgs in die demographisch und ökonomisch aufstrebende Metropole Bonn. Wie sie diese Veränderung bewertete, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Für ihren Mann bedeutete es, nun endlich der Theologie Valet sagen und sich ganz den orientalischen Studien widmen zu können. Für die Kinder boten sich in der neuen Umgebung bessere Möglichkeiten zur Ausbildung und zum

späteren Fortkommen, denn die politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen in Bonn waren günstiger als jene in Kurhessen. Zugleich musste die Familie Abschied nehmen von ihrer gewohnten Umgebung und ihren Freunden, was beispielsweise von der Familie Zeller sehr bedauert wurde. Eduard Zeller schrieb an Heinrich von Sybel: »Wir persönlich verlieren an Gil[demeister] doch sehr viel, [...]. Für Albert [Zeller] besonders ist Wilhelm [Gildemeister], der vollkommen wie ein Bruder mit ihm zusammen lebt u. jetzt auch zusammen lernt, schlechthin unersetzlich.«⁶⁵

Nach der Ankunft in Bonn begann sich das Ehepaar Gildemeister in der Bonner bürgerlichen Gesellschaft zu etablieren. Den Briefen zufolge war dies aber mit größeren Schwierigkeiten verbunden als in Marburg, da die »geselligen Kreise [...] hier [...] sehr auseinander« fielen und »gesellschaftliche Verbindungen [...] nicht so leicht angeknüpft« waren. Hinzu kam, dass die Bonner »Art der Geselligkeit, geputzte Gesellschaften, worin gehörig aufgewichst wird«⁶⁶, gar nicht nach dem Geschmack der Gildemeisters war.

Für das »Auseinanderfallen« der geselligen Kreise war im Wesentlichen das demographische Wachstum Bonns, genauer das Anwachsen der oberen Mittelschicht, verantwortlich. Hierbei spielte die wachsende Zahl der sogenannten Rentner eine bedeutende Rolle. Höroldt spricht von einer ab 1860 verstärkt auftretenden Zersplitterung oder auch »Abkapselung« der verschiedenen sozialen Gruppen. Hinzu kam ab den 1870er-Jahren der Umstand, dass die konfessionelle Zugehörigkeit den gesellschaftlichen Umgang bestimmte, wodurch der Kontakt zwischen Protestanten und Katholiken unterbrochen wurde.⁶⁷

Bei Gildemeisters Rückkehr nach Bonn, im Herbst 1859, lag die Einwohnerzahl bei 20 600 Personen. In den folgenden drei Jahrzehnten bis zu Gildemeisters Tod verdoppelte sich diese Zahl auf mehr als 40 000 Einwohner.⁶⁸ Mit diesem beeindruckenden demographischen Anstieg ging eine bedeutende ökonomische Entwicklung einher. Der wesentliche Faktor dieses Aufschwungs war die zunehmende Zahl der in Bonn ansässigen Rentner, die Bonn zu einer der reichsten Städte Preußens machten. Getreu der Maxime, den Ruf der Hochschule wie auch die »Annehmlichkeiten des Lebens, welche die reizende Lage und die geistigen Genüsse der Kunst- und Wissenschaft bieten«, als Quelle des Wohlstandes zu nutzen und weiterzuentwickeln, hatte es der ab 1851 amtierende Bürgermeister

65 Sybel-Zeller, Briefwechsel (wie Anm. 49), S. 241.

66 Brief an Hannes Vater, 24.03.1860. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 32.

67 Dietrich Höroldt, Die Bedeutung der Universität für die Stadt, in: Dietrich Höroldt (Hg.), Stadt und Universität. Rückblick aus Anlass der 150-Jahr-Feier der Universität Bonn (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bonn 6), Bonn 1969, S. 267–298, hier S. 288 f.

68 Diese Angaben basieren auf Paul Metzger, Die Studenten- und Einwohnerzahlen, 1821–1968, in: Dietrich Höroldt (Hg.), Stadt und Universität. Rückblick aus Anlass der 150-Jahr-Feier der Universität Bonn (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bonn 6), Bonn 1969, S. 346–350.

Leopold Kaufmann als seine »Hauptaufgabe angesehen, den Zuzug wohlhabender Familien« zu fördern.⁶⁹

Im Winter 1859/60 waren 801 Studenten immatrikuliert. Während des folgenden Jahrzehntes kam es zu einem Anstieg der Studentenzahlen auf 850 bis 950. Nach einem Einbruch Anfang der 1870er-Jahre auf deutlich unter 800 erlebte die Universität bis zum Ende der Dekade einen bemerkenswerten Aufschwung. Regelmäßig überstieg die Zahl der Studierenden die Zahl von 1 000 und erreichte im Sommersemester 1889, d. h. kurz vor Gildemeisters Emeritierung, die bis dahin nie erreichte Zahl von knapp 1 400. Auch die Zahl der Dozenten stieg von 80 im Jahr 1860 auf 93 innerhalb eines Jahrzehnts.⁷⁰

Die Punkte, die Gildemeister wiederholt kritisierte, waren der bei Abendgesellschaften zur Schau gestellte Luxus und die Üppigkeit der Bewirtung.

»Wir sind jetzt sehr mit Gesellschaften geplagt, alle Woche mindesten drei. Es ist schreckliche Vornehmthueri, alles Silber u Silber u schone [sic] Möbeln, Spiegel Teppiche Gemälde, wogegen wir sehr wegfallen werden; u das bei Leuten, wo man es nicht vermuthen sollte. Dabei einige mal ganz absurde Sitten, z. B. daß selbst d Damen beim Thee herumstehen; die Hausfrau läuft unter die Herren und unterhält sie nach Vermögen. Überall Lohnbedienter oder gar zwei, u [...] durchgängig warmes Essen.«⁷¹

Dennoch beugte er sich dem gesellschaftlichen Zwang, Einladungen durch Gegeneinladungen zu erwidern: »*Neulich hatten wir mit Ach u Krach Gesellschaft so daß wir nun fast alle, denen wir Einladungen schuldig geworden, abgefüttert. Da ziemlich viele absagten und man doch den Tisch voll haben muß, so wurde die Gesellschaft aus ziemlich verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt.*«⁷²

Ähnlich kritisch wie Gildemeister äußerte sich übrigens sein Kollege, der Kunsthistoriker Carl Justi. Auch er beklagte die in Bonn herrschende »*förmliche und luxuriöse Art der Geselligkeit*« und monierte die »*schwelgerischen Gaste-reien*«, welche bei Professoren wie bei Kaufleuten üblich waren, und das im Vergleich dazu stark gesunkene Niveau der Unterhaltung.⁷³ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde es in bürgerlichen Kreisen Bonns zunehmend üblich, sich die Mahlzeiten oder besser Menüs, die bei Abendgesellschaften gereicht wurden, von einem Traiteur ins Haus liefern zu lassen. Diese einesteils sehr

69 Höroldt, Bedeutung der Universität (wie Anm. 67), S. 273–274; Dietrich Höroldt, Bonn zwischen Revolution und Reichsgründung (1850–1870), in: Dietrich Höroldt (Hg.), Geschichte der Stadt Bonn in vier Bänden, Bd. 4: Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt 1794–1989, Bonn 1989, S. 187–266. 218, 251–256.

70 Hoffmann-Ruf, Johann Gustav Gildemeister (wie Anm. 12), S. 42, 196.

71 Brief an den Bruder, 12. 12. 1859. Gildemeister, Bonner Zeit (wie Anm. 1), S. 23.

72 Brief an den Bruder, 09. 11. 1860. Gildemeister, Bonner Zeit (wie Anm. 1), S. 48.

73 Auch wenn sich die Äußerungen Gildemeisters auf die frühen 1860er-Jahre beziehen, Justi hingegen erst 1873 nach Bonn kam, so scheint sich dort schon eine Entwicklung abzuzeichnen, die später das gesellschaftliche Leben prägte. Hoffmann-Ruf, Johann Gustav Gildemeister (wie Anm. 12), S. 216; Höroldt, Bedeutung (wie Anm. 64), S. 288.

praktische Lösung hatte den Nachteil, dass die Gesellschaften einander »zum Verwechseln« ähnelten und häufig übertoll waren. Hinzu kamen die keineswegs unbedeutenden Kosten.

Aufgrund ihrer »von steifen Konventionen geprägten Ausgestaltung«⁷⁴ wurden »Gastereien« dieser Art vielfach als »lästiges Muß« oder sogar »harte Strapaze« betrachtet und zudem als bedeutende finanzielle Belastung.⁷⁵ Die im Hause seiner Schwiegereltern mehrmals im Winter veranstalteten »*Diner mit mehreren Gängen*« verliefen dem Historiker Friedrich Meinecke (1862–1954) zufolge »fast wie eine Zeremonie«, und waren die »damals in der sogenannten »guten« Gesellschaft Berlins übliche, ebenso als Ehre wie als teure Last empfundene Form« bürgerlicher Geselligkeit.⁷⁶ Sicherlich nicht ohne Grund ließ Adolf Erman (1854–1937), Sohn eines Professors und später selbst Professor für Ägyptologie in Berlin, ein in der Jugend verfasstes Stück mit folgenden Worten beginnen: »*Jäger, schieße meine Frau tot, sie hat schon wieder Gäste eingeladen.*«⁷⁷

Wie Hanne Gildemeister zu üppigen und teuren Abendgesellschaften stand, geht aus den Quellen nicht hervor. Als sicher kann gelten, dass die Eheleute ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen erfüllten, sich dabei aber manchen Modeerscheinungen widersetzen. »Der große, breite Eßtisch sah bei uns immer besonders hübsch und feierlich aus. Acht silberne Leuchter und eine Anzahl Kristallschalen mit möglichst verschiedenem Kompott schmückten die Tafel,«⁷⁸ ist von der Tochter Marianne zu erfahren. Das Essen für die einzige Abendgesellschaft, die Gildemeisters jedes Jahr gaben, durfte hingegen »nicht nach dem gewöhnlichen Schema« erfolgen und auf keinen Fall von einem Koch zubereitet werden, sondern von der Bediensteten Kathrine im Haus.⁷⁹

Das Anmieten einer Köchin ebenso wie das Ausleihen von repräsentativen Gerätschaften, wie in vielen bürgerlichen Haushalten jener Zeit üblich, war undenkbar im Hause Gildemeister.⁸⁰ Entsprechend spöttisch schrieb Gildemeister im Winter 1862 an den Bruder: »*Heute ist der Kriegsminister*⁸¹ hier und

74 Budde, Bürgerleben (wie Anm. 29), S. 318.

75 Budde, Bürgerleben (wie Anm. 29), S. 318 f.

76 Friedrich Meinecke, Erlebtes 1862–1901, Leipzig 1941, S. 190.

77 Adolf Erman, Mein Werden und mein Wirken. Erinnerungen eines alten Berliner Gelehrten, Leipzig 1929, S. 49.

78 Paul Schmidt, Erinnerungen an Johann Gustav Gildemeister, in: Bonner Geschichtsblätter 29 (1977), S. 142–162, hier S. 156.

79 Schmidt, Erinnerungen (wie Anm. 78), S. 156.

80 Budde, Bürgerleben (wie Anm. 29), S. 319; Mettele, Der private Raum (wie Anm. 31), S. 162, 166.

81 Albrecht Theodor von Roon (1803–1879).

tafelt bei seinem Freunde Perthes⁸², wo Dinners etwas so ungewöhnliches sind, daß bei uns die Bratpfannen dazu geliehen werden.«⁸³

An dieser Stelle muss erwähnt werden, dass viele der Köstlichkeiten, welche Hanne ihren Gästen auftischte, aus Bremen geliefert wurden. Aufgrund der allgemeinen schlechten ökonomischen Lage in Kurhessen und der schlechten Verkehrsanbindung Marburgs, war das dortige Warenangebot begrenzt.⁸⁴ Aber auch später in Bonn hörten die Lebensmittellieferungen nicht auf. Zu den Waren, die aus Bremen bezogen wurden, zählten vor allem Zitrusfrüchte, Kaffee, eingelegte Fische (z. B. Anchovis, Neunaugen, Aal) und diverse alkoholische Getränke, darunter Madeira. Aber auch das sehr geschätzte Schwarz- bzw. Roggenbrot befand sich wiederholt in den Warensendungen, da dieses in Kurhessen [und in Bonn] nicht zu finden war und ganz offensichtlich nicht geschätzt wurde, denn »hier [essen] die Mädchen solches Brot bei Leibe nicht.«⁸⁵ Andere Dinge wiederum stammten aus der eigenen Vorratshaltung, die Hanne ihrem Mann zufolge sehr sorgsam betrieb.⁸⁶

Außerhalb des eigenen Haushalts existierten im Wesentlichen zwei verschiedene Möglichkeiten zur geselligen Unterhaltung. Dies waren zum einen private Zirkel, d. h. Gruppen von Personen, die sich in regelmäßigen Abständen zu Vorträgen, Konzerten oder auch Bällen trafen. Die zweite Möglichkeit waren gesellige Vereine. Vereine sind ein wesentliches strukturelles Element der bürgerlichen Gesellschaft. Während des gesamten 19. Jahrhunderts erlebten bürgerliche Assoziationen einen bedeutenden quantitativen Aufschwung und eine zunehmende inhaltliche, organisatorische und begriffliche Differenzierung, beeinflusst durch die sich verändernden sozialen, ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen.

In Bonn ebenso wie in Marburg stellten Vereinigungen, bei denen der Umgang und Austausch mit Gleichgesinnten im Zentrum standen, einen wichtigen Aspekt des gesellschaftlichen Lebens dar.⁸⁷ Für Männer war die Einführung in die bürgerliche Gesellschaft einer Stadt unmittelbar verbunden mit der Einführung in einen oder mehrere lokale Vereine. Der »führende allgemeine gesellige Verein eröffnete einem [Neuankömmling] binnen kurzem den Kontakt mit den wich-

82 Clemens Perthes (1809–1867).

83 Brief an den Bruder, 09. 11. 1862. *Gildemeister, Bonner Zeit* (wie Anm. 1), S. 75.

84 Zwischen 1848 und 1852 erfolgte der Bau der Main-Weser-Bahn von Kassel nach Frankfurt/Main, durch den u. a. Marburg an das Eisenbahnnetz angeschlossen wurde. *Hoffmann-Ruf, Johann Gustav Gildemeister* (wie Anm. 12), S. 111.

85 Brief an die Mutter, 27. 11. 1853. *Gildemeister, Marburger Jahre* (wie Anm. 22), S. 398.

86 Brief an die Mutter, 11.–13. 09. 1853. *Gildemeister, Marburger Jahre* (wie Anm. 22), S. 392.

87 Generell unterlagen diese Vereinigungen der Überwachung durch die Polizei, weshalb sie in den Akten gut dokumentiert sind. In Marburg waren die Gesellschaften verpflichtet, ihre Statuten und die Mitgliederlisten der Polizeidirektion einzuhandigen. Hierzu *Hoffmann-Ruf, Johann Gustav Gildemeister* (wie Anm. 12), S. 357.

tigste Persönlichkeiten einer Stadt und die Aufnahme in die städtische Elite«. ⁸⁸ Welche Bedeutung dies besaß und dass eine Nicht-Aufnahme einem Verstoß aus der »guten«, d. h. bürgerlichen Gesellschaft gleichkam, zeigt der »Fall Hassenpflug«, d. h. die Ablehnung von Daniel Hassenpflugs Aufnahmeantrag in das Marburger Casino Ende 1856. ⁸⁹

Johann Gustav Gildemeister war im Laufe seines Lebens Mitglied in einer Vielzahl sehr unterschiedlicher Vereinigungen. In Marburg gehörten hierzu das »Akademisches Lese-Museum« und das »Casino«, in Bonn spielten der »Akademische Leseverein« und die »Lese- und Erholungsgesellschaft«, kurz »Lese« genannt, eine wichtige Rolle in seinem Leben. ⁹⁰

Seine Frau Hanne war an diesen Aktivitäten zum überwiegenden Teil nicht beteiligt, denn eine aktive Mitgliedschaft in diesen Vereinigungen war Männern vorbehalten. ⁹¹ Die »Frauen und resp. Wittwen und unverheiratheten Töchter der Mitglieder« waren lediglich bei Tanzvergnügungen, Konzerten oder ähnlichen Veranstaltungen zugelassen. ⁹² An Vergnügungen dieser Art im Marburger »Casino« und später in der Bonner »Lese« nahm Hanne gerne teil.

»Wir haben hier ein kleines Vergnügen aufgethan, indem wir alle vierzehn Tage im Casino Musik machen lassen, zuweilen auch zum Tanz, wozu wir in dem neuen Hause und Garten gute Localitäten haben und dadurch die Gesellschaft blühender zu machen hoffen. Hanne macht es Spaß hinzugehen und ich muß geschäftshalber da sein.« ⁹³

Wohnkultur

Wie erwähnt, diente die häusliche Geselligkeit auch »der Außendarstellung der Familie«. ⁹⁴ Daher nahmen die Repräsentationsräume, d. h. die Räume in denen die Gäste empfangen und bewirtet wurden, innerhalb der bürgerlichen Wohnung eine wichtige Rolle ein. Eine »Wohnung von mindestens fünf Zimmern mit

88 Dieter Hein, Die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert, in: Michaela Hoffmann-Ruf (Hg.), »Es war einfach nothwendig, so und nicht anders zu schreiben« (Bonner Schriften zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 6), Göttingen 2014, S. 63–74, hier S. 69.

89 Zu dem Vorfall Hoffmann-Ruf, Johann Gustav Gildemeister (wie Anm. 12), S. 316–319.

90 Zu Gildemeisters Aktivitäten in den diversen Assoziationen Hoffmann-Ruf, Johann Gustav Gildemeister (wie Anm. 12), S. 294–347.

91 Die einzige Ausnahme bildete der Marburger »Armenverein«; ob Hanne Gildemeister dort aktiv war geht aus den Quellen nicht hervor.

92 Hoffmann-Ruf, Johann Gustav Gildemeister (wie Anm. 12), S. 314.

93 Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 456f.

94 Mettele, Der private Raum (wie Anm. 31), S. 162.

recht viel Plüschmöbeln und Portieren« war Meinecke zufolge notwendig, wenn man nicht »über die Achsel angesehen« werden wollte.⁹⁵

Aus den Briefen Gildemeisters ist klar ersichtlich, dass sich die Neuvermählten der Wichtigkeit von Repräsentation und Außenwirkung sehr bewusst waren und daher viel Geld und Überlegungen in die Ausstattung ihrer Wohnung steckten. Insbesondere bei der Ausstattung der Räume, in denen Besucher empfangen und Feste gefeiert werden sollten, Wohnstube, »Eßstube« und »beste Stube«, wurde ganz offensichtlich an nichts gespart. »Spiegel für die beste Stube zu 15 Thlr. Gold [...]. Für die Wohnstube zu 10; 2 längliche zwischen Fenster [...].«⁹⁶ Auch ein Nähtisch für Hanne und der im 19. Jahrhundert als Möbelstoff offenbar gern verwendete »Peluche« fanden sich im Gildemeister'schen Haushalt wieder.⁹⁷

Die Organisation und Leitung eines meist vielköpfigen Haushaltes war mit einer Vielzahl unterschiedlicher Obliegenheiten verbunden und erforderte von der bürgerlichen Hausfrau ein hohes Maß an Disziplin und Organisationsgeschick.

Im städtischen Bürgertum des 19. Jahrhunderts war es üblich, dass die Hausfrau bei der Erledigung ihrer Aufgaben von Bediensteten unterstützt wurde. Abhängig von Einkommen und sozialem Status schwankte deren Zahl beträchtlich zwischen »einem »Mädchen für alles« in den mittleren Beamtenfamilien« bis zu mehreren Dienstboten in den Haushalten des besitzenden Bürgertums.⁹⁸ Vergleichbar der Ausstattung des Haushaltes und der Gestaltung festlicher Abendeinladungen wurde das Vorhandensein von Dienstpersonal zunehmend zu einer Sache des Sozialprestiges.⁹⁹

Auch Hanne wurde bei der Erledigung der Aufgaben von Dienstpersonal unterstützt. Bei ihrer Ankunft in Marburg fand Hanne Gildemeister bereits ein »Mädchen« vor, das ihr beim Auspacken der Möbel und finalen Einrichten der Wohnung zur Hand ging. In den folgenden Jahren wuchs der Haushalt nicht nur um die Kinder, sondern auch die Zahl der Bediensteten nahm zu, beginnend im Jahr 1853 mit der Amme für das erstgeborene Kind. Im Dezember 1868 schließlich berichtete Johann Gustav seinem Bruder:

»Wir haben 2 Mädchen dazu 1 Mamsell u 1 Amme, die doch auch zu Zeiten Hand mit anlegen, u doch so gut wie täglich noch 1 fremde Person sei es zum Nähen oder Reinemachen u dgl. u am Ende hätte Hanne lieber noch 2.«¹⁰⁰

95 Meinecke, Erlebtes (wie Anm. 76), S. 193.

96 Brief an die Familien, 11.–19. 10. 1852. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 336.

97 Mettele, Der private Raum (wie Anm. 31), S. 167.

98 Häntzschel, Bildung und Kultur (wie Anm. 6), S. 8.

99 Mettele, Der private Raum (wie Anm. 31), S. 162.

100 Brief an den Bruder, 07. 12. 1868. Gildemeister, Bonner Zeit (wie Anm. 1) S. 247.

Bei den beiden Mädchen handelte es sich um »zwei Schwestern aus der Umgebung von Marburg«, Kathrine und Marie, die der Tochter zufolge »wie unserm Hause [...] ihrer hessischen Tracht stets treu geblieben« sind.¹⁰¹ Trotz der Verfügbarkeit von Personal legte Hanne in vielen Bereichen auch selbst mit Hand an, wie beispielsweise bei der Herstellung von »Grützwürste[n] und Pinkeln«¹⁰² oder auch bei der Konservierung von Lebensmitteln für den Winter.¹⁰³

Familienleben

Hanne schenkte sieben Kindern das Leben, von denen fünf das Erwachsenenalter erreichten.¹⁰⁴ Dies waren die fünf Söhne Johann Wilhelm (1853–1917), allgemein Wilhelm genannt, Johannes (1855–1856), Martin Wilhelm Eduard (1860–1938), genannt Edu, Johannes (1863–1880), genannt Mu und Hermann Heinrich (1868–1946), »der Löwe«, sowie die beiden Töchter Marianne (1857–1943), vom Vater meist Maan oder Mean genannt und Auguste Gebetha (1858–1899), in der Familie als Dusch bekannt.

Hanne und Johann Gustav Gildemeister waren ihren Kindern liebevolle und umsichtige Eltern. Angesichts der zahlreichen Krankheiten, denen Kinder zum Opfer fallen konnten, darunter Masern oder Pocken, war ihnen deren Gesundheit ein wichtiges Anliegen. Im Bürgertum war »die Sorge um die Überwindung der in der frühen Kindheit lauernenden Gefahren vorherrschend«.¹⁰⁵ Das Impfen der Kinder gegen Pocken war im Hause Gildemeister eine Selbstverständlichkeit und gut organisiert.¹⁰⁶ Ebenso machte man sich über die Lage des Kinderzimmers Gedanken: »Für das dringendste Bedürfnis, [...] halte ich eine Kinderstube nach Süden, die zur Gesundheit der Kinder unumgänglich ist.«¹⁰⁷

Zur Versorgung der Kinder engagierten die Eltern eine Amme oder »Kinderfrau«, was in Marburg offenbar keine Sitte und daher mit Schwierigkeiten verbunden war. Ganz gab Hanne die Kinderversorgung allerdings nicht aus der Hand, wie einem Brief vom September 1853 an ihre Schwiegermutter zu entnehmen: »Es macht mir eine unbeschreibliche Freude wenn ich ihn wasche u.

101 Schmidt, Erinnerungen (wie Anm. 78), S. 159.

102 Brief an die Mutter, 09.12.1853. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 400.

103 Brief an die Mutter, 11.–13.09.1853. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 392.

104 Zur Familie Gildemeister siehe Hoffmann-Ruf, Johann Gustav Gildemeister (wie Anm. 12), S. 18f.

105 Andreas Schulz, Lebenswelt und Kultur des Bürgertums im 19. und 20. Jahrhundert, München 2005, S. 6.

106 Die Pockenimpfung erfolgte mit »Lymphen«, welche Kuhpocken hervorriefen, was eine Immunisierung gegen »richtige« Pocken bewirkte.

107 Brief an Hannes Vater, 04.–05.12.1856. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 500.



Abbildung 4: Hanne und die Kinder, um 1869 [Schmidt, Erinnerungen (wie Anm. 78)]

anziehe, dies thun hier immer die Mütter selbst. Ich denke oft dabei wie ich früher so mit meinen Puppen kramte, aber eine lebendige ist doch viel schöner, welch eine Freude man doch an einem so süßen Kinde hat.»¹⁰⁸

Die Ausbildung der Kinder war den Eltern ebenfalls sehr wichtig, wobei sich diese nicht allein auf das Schulische beschränkte. Unterricht in Musik und Tanz gehörte ebenso dazu wie für die Jungen Reiten. Für die Töchter, vom Vater »Mausen« genannt, kaufte man 1865 ein Klavier und ließ ihnen Unterricht erteilen. Die Söhne Edu und Hermann Heinrich erhielten auf ihren Wunsch hin Geigenunterricht.

Dass die Eltern bei aller Liebe auch streng sein konnten, zeigt sich im Dezember 1871, als Johann Gustav an den Onkel Carl Hermann schrieb:

»Das wichtigste augenblickliche Ereigniß in unserem Leben ist, daß wir Eduard aus dem Hause thun müssen; es war schon immer Plan, aber die richtige Wahl eines

108 Zusatz Hannes zu einem Brief an die Mutter, 11.–13.09.1853. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 393.

Erziehers äußerst schwer, [...]. Hanne kündigte mir am ersten Weihnachtstage ihren Entschluß an und ich mußte nun los, überall Erkundigungen einzuziehn [...].¹⁰⁹

Großen Kummer bereitete dem Vater, dass »alle in der Schule schlecht lernten.«¹¹⁰ Den schulischen Problemen der Söhne, insbesondere was Fremdsprachen anbelangte, brachte er wenig Verständnis entgegen, was nicht verwundert angesichts seiner eigenen Sprachbegabung. Mit seinen Bemühungen, ihnen hierbei zu helfen, war er wenig erfolgreich, da seine »Erklärungen meist zu schwer« waren.¹¹¹ Die praktischen Interessen der Söhne Mu, Edu und Hermann, das »*ewige Buchbinden, Drucken, Zimmern, Mauern*«¹¹², hielt er lange für unnützes Zeug, für »*Klöttereien*«¹¹³, die es aus den Köpfen zu bringen galt. Erst allmählich gelang es ihm, deren völlig anders gelagerte Interessen und Fähigkeiten zu akzeptieren.

Alle überlebenden Söhne erhielten eine berufliche Ausbildung, die es ihnen ermöglichte später selbst eine Familie zu unterhalten.¹¹⁴ Der Älteste, Wilhelm, setzte die Familientradition fort und wurde Kaufmann. Edu und Hermann Heinrich hatten zunächst mit schulischen Problemen zu kämpfen, weshalb ihre Eltern sie für einige Zeit auf ein Internat schickten. Edu wurde später ein erfolgreicher Chemiker und Herrmann Heinrich schlug eine Laufbahn als Ingenieur ein.

Die beiden Töchter, Marianne und Auguste, erhielten ihre Schulausbildung in Bonn und blieben zeitlebens unverheiratet.¹¹⁵ Als die Töchter erwachsen waren, gingen die Eltern öfter mit ihnen aus, »auch auf einige ganz große Gesellschaften, Rektorfeste und in den Akademischen Verein zum Tanzen«, wobei diese immer »eine Qual« für den Vater waren.¹¹⁶ Eine Berufstätigkeit war für die Töchter nicht vorgesehen. Der Vater hatte vielmehr das »größte Mitleid [...] mit Mädchen besserer Stände, die ihr Brot verdienen mussten«, wusste die Tochter Marianne

109 Brief an Carl Herman Gildemeister, 30.12.1871. Gildemeister, Bonner Zeit (wie Anm. 1) S. 355. Der dritte Sohn Eduard war lange Zeit das Sorgenkind der Eltern. Zu schulischen Problemen kam ein heftiges Temperament, worunter insbesondere die Mutter und die Geschwister zu leiden hatten. Er blieb von Ende 1871 bis März 1875 im Internat und schloss dann seine schulische Ausbildung in Bremen ab.

110 Schmidt, Erinnerungen (wie Anm. 78), S. 151.

111 Schmidt, Erinnerungen (wie Anm. 78), S. 151.

112 Gildemeister über den jüngsten Sohn Hermann Heinrich. Brief an den Bruder, 04.10.1882. Gildemeister, Bonner Zeit (wie Anm. 1), S. 555.

113 Brief an den Bruder, 07.08.1888. Gildemeister, Bonner Zeit (wie Anm. 1), S. 653.

114 Johannes starb mit rund 9 Monaten an einer nicht näher bezeichneten Krankheit; Mu starb mit 16 Jahren an Diphterie.

115 Auguste war im Bonner Evangelischen Lesezirkel tätig, wo sie die Anschaffung neuer Bücher und deren Verteilung organisierte. Für ihre schon früh auftretenden körperlichen Beschwerden suchte sie Heilung in verschiedenen Kurorten; sie verstarb im Alter von 41 Jahren.

116 Schmidt, Erinnerungen (wie Anm. 78), S. 156.

zu berichten und »war aufgebracht über solche, die es nicht nötig hatten und doch Lehrerinnen wurden und somit den anderen ›armen Mädchen‹ den Verdienst wegnahmen.«¹¹⁷

An den Wochenenden und in den Ferien standen bei Familie Gildemeister häufig Ausflüge zum Drachenfels und nach Rolandseck auf dem Programm, wobei ein Ritt auf dem Esel zu den besonderen Vergnügen der Kinder zählte.

Größere Reisen mit der gesamten Familie unternahm man eher selten. »Ein paar Jahre lang fuhr er [der Vater] mit Mama und den Kindern, die gerade zu Hause waren, für drei bis vier Tage an einen der Nebenflüsse des Rhein«, berichtete die Tochter Marianne.¹¹⁸ Ende August 1881 fuhr die Familie beispielsweise für einige Tage an die Mosel. Anlässlich der Silbernen Hochzeit der Eltern im Jahr 1877 reiste »die achtköpfige Familie, [...] ins Hochgebirge über München nach Berchtesgaden« und von dort weiter bis Salzburg.¹¹⁹ Im Herbst 1888 war das 50-Jahr Doktorjubiläum von Johann Gustav Gildemeister. Um den Gratulationen zu entgehen, unternahm er gemeinsam mit der Familie eine Reise ins Elsass, an der auch sein Bruder Edu teilnahm.¹²⁰

Meist verreisten die Eheleute getrennt. Wenn es Zeit und Gesundheit zuließen besuchte Johann Gustav regelmäßig die »Philologenversammlungen«, die in verschiedenen Städten stattfanden. Im Jahr 1865 reiste er auch nochmals nach Paris, wo er bereits 1839, nach Beendigung des Studiums, einige Monate verbracht hatte. Hanne begleitete ihren Mann nie auf diese Reisen, erhielt aber ausführliche Berichte über seine Unternehmungen.

Stattdessen nutzte sie die vorlesungsfreie Zeit ihres Mannes regelmäßig für mehrwöchige Besuche in Bremen, was ihren Mann dazu veranlasste, seinem Freund und ehemaligen Marburger Kollegen Eduard Zeller scherzhaft mitzuteilen: »*Meine Frau, die die Ihrige bestens grüßt, schickt sich gerade an, meine Ferien in Bremen zuzubringen.*«¹²¹ Wiederholt verbrachte Hanne Gildemeister auch mehrere Wochen zur Erholung in diversen Kurorten, darunter Bad Harzburg, Wiesbaden und Baden-Baden. Offenbar waren dies ihre persönlichen Freiräume, die sie nach ihrem Wunsch und Geschmack gestaltete.

Die Kinder blieben in dieser Zeit meist in Bonn zurück unter der Aufsicht des Vaters und der Hausangestellten. Während Hannes Abwesenheit erfolgten die anfallenden Reparaturen am oder größeren Reinigungsarbeiten im Haus, sodass sie bei ihrer Rückkehr alles sauber und ordentlich vorfand. Ihr Ehemann emp-

117 Schmidt, *Erinnerungen* (wie Anm. 78), S. 160f.

118 Schmidt, *Erinnerungen* (wie Anm. 78), S. 158.

119 Schmidt, *Erinnerungen* (wie Anm. 78), S. 158. Von dieser Reise liegen zwei Berichte in Form von Briefen vor; einer von Hanne an ihre Mutter, einer von Johann Gustav an Bruder Edu.

120 Schmidt, *Erinnerungen* (wie Anm. 78), S. 158f.; Gildemeister, *Bonner Zeit* (wie Anm. 1), S. 652–655.

121 Brief Gildemeister an Zeller, 13.03.1865. Universitätsarchiv Tübingen, Sign. Md 747 239.

fand dies jährlich einmal stattfindende grundlegende Saubermachen als lästiges Eindringen und kommentierte es wenig höflich als »*Wüten der wilden Säue*«. ¹²²

Familienzusammenhalt und Familientraditionen waren den Gildemeisters äußerst wichtig. Die Geburtstage beging man feierlich im Familienkreis, mit Pudding und Bowle. Denjenigen von Gildemeisters Bruders Edu am 11. November, Taufpate des Sohnes Edu, mit einer Gans, dem sogenannten Pathevogel.

Ebenfalls wichtig war ihnen das Weihnachtsfest, wofür der Vater selbst den Baum herausputzte und sich viele Gedanken um passende Geschenke machte. Während der Zeit in Marburg bestellten die Eltern wiederholt Geschenke in Frankfurt, da ihnen das Marburger Angebot zu spärlich war.

»Mit den Weihnachtssachen haben wir es diesmal so gemacht, daß ich mir von einer großen Spielwarenhandlung in Frankfurt einen Catalog schicken ließ, und obschon solche Auswahl ohne Augenschein ihr Risiko hat, sind wir doch recht gut gefahren u haben schöne u nicht theure Sachen bekommen, die wir hier nie gekriegt hätten.« ¹²³

Als Weihnachtsbraten gab es gewöhnlich »ein Roundbeef, das die Kinder wegen seiner hier ungewohnten Größe Elephant taufte«. ¹²⁴ Die Verbundenheit mit der Heimatstadt Bremen und den dort lebenden Verwandten zeigte sich in vielen Dingen, nicht zuletzt im Festhalten an Bremer Traditionen wie der Herstellung von Pinkel-Würsten. Äußerst wichtig war dem Vater auch, dass Wilhelm, Edu und Hermann über längere Zeit in Bremen lebten, »um den Zusammenhang mit der Familie zu erhalten«. ¹²⁵

Neben der regelmäßigen Korrespondenz hielten zahlreiche Besuche den Kontakt lebendig. Über Hannes regelmäßige Besuche in Bremen wurde schon berichtet. Umgekehrt erhielten die Bonner Gildemeisters auch häufig Besuch von der »*Cunterschaft*«, wie Johann Gustav seine Schwiegerfamilie scherzhaft nannte. Ebenso waren Tante Friederike ¹²⁶ und Bruder Edu gern gesehene Gäste, die im Sommer oft wochenlang blieben. ¹²⁷ »Wir hatten ein schönes, großes Fremdenzimmer, das immer bereit sein mußte«, berichtete die Tochter Mari-
anne. ¹²⁸

122 Hoffmann-Ruf, Johann Gustav Gildemeister (wie Anm. 6), S. 291; Schmidt, Erinnerungen (wie Anm. 78), S. 154.

123 Brief an den Bruder, 20.–22. 12. 1857. Gildemeister, Marburger Jahre (wie Anm. 22), S. 520f.

124 Brief an den Bruder, 08.12.1864. Gildemeister, Bonner Zeit (wie Anm. 1), S. 103. Der Weihnachtsbraten hatte angeblich ein Gewicht von 15 kg. Schmidt, Erinnerungen (wie Anm. 78), S. 156.

125 Brief an den Bruder, 02.–03.04.1887. Gildemeister, Bonner Zeit (wie Anm. 1), S. 640.

126 Friederike Gildemeister (1788–1870).

127 Schmidt, Erinnerungen (wie Anm. 78), S. 157.

128 Schmidt, Erinnerungen (wie Anm. 78), S. 157.

Ob diese Verwandtenbesuche gelegentlich auch als Mühsal empfunden wurden, wie in anderen Familien, geht aus den vorhandenen Quellen nicht hervor.¹²⁹ Die »innerfamiliäre Kontaktpflege« mittels Briefen und Besuchen war ganz typisch für das 19. Jahrhundert, als verbesserte und ausgeweitete Verkehrswege die Mobilität erleichterten.¹³⁰

Der Tagesablauf im Hause Gildemeister war – der Tochter Marianne zufolge – »sehr regelmäßig« und – zumindest während des Semesters (!) – von den akademischen Pflichten des Vaters bestimmt. Die Abende verbrachten die Töchter meist »handarbeitend am Tisch in der Wohnstube« während ihnen die Mutter vorlas und dabei gelegentlich gerne ein Glas Ahrweiler trank.¹³¹ Im Unterschied zu ihrem Ehemann stand Hanne der Kirche sehr nahe. Der Tochter zufolge versäumte sie kaum einen Gottesdienst und betätigte sich »eifrig in der Gemeinde und Vereinen«.¹³² Zu diesen Aktivitäten liegen bedauerlicherweise keine weiteren Informationen vor.

In ihren späteren Lebensjahren widmete sich Hanne der Fortführung einer weiteren Familientradition, indem sie die Gildemeister-Stammtafel ergänzte und längere Berichte über Mitglieder ihrer engeren Familie (Kinder, Ehemann) niederschrieb. Außerdem oblag ihr die Verwaltung des »Gildemeister-Stipendiums«, einer von mehreren Familienstiftungen.¹³³

Leider geben die Quellen keine Auskunft, wie Hanne die letzten Jahre verbrachte. Es ist zu vermuten, dass sie weiterhin im Haus in der Clemensstraße lebte, vermutlich gemeinsam mit der Tochter Marianne. Vermutlich reiste sie auch weiterhin gelegentlich nach Bremen oder die Familie besuchte sie in Bonn. August Wilhelm Gildemeister, Sohn von Hannes Halbbruder Carl Hermann Gottfried (Hermann Manchester) hatte sie von einem Besuch in Bonn »als besonders liebenswerte Tante« in Erinnerung.¹³⁴

Hanne starb am 29. April 1909; ihr Grab befindet sich auf dem Alten Friedhof in Bonn gleich neben ihrem Ehemann Johann Gustav und den beiden Kindern Auguste Gebeta (Dusch) und Johannes (Mu).

129 Hierzu Budde, *Bürgerleben* (wie Anm. 29), S. 254f.

130 Budde, *Bürgerleben* (wie Anm. 29), S. 255.

131 Schmidt, *Erinnerungen* (wie Anm. 78), S. 154–156.

132 Schmidt, *Erinnerungen* (wie Anm. 78), S. 150.

133 Dies ist die älteste einer Reihe heute nicht mehr existierender Familienstiftungen, die aus dem Jahr 1754 stammt und auf Johann Friedrich Gildemeister (1680–1760) zurückgeht. Persönliche Mitteilung von Dr.-Ing. Hans-H. Gildemeister.

134 Persönliche Mitteilung von dessen Sohn, Dr.-Ing. Hans-H. Gildemeister.

Frauen an der Universität

»Drum singen wir den Lobgesang dem Studium der Frauen«. Die Bonner Studentinnenverbindungen

Die Universität Bonn war die erste deutsche Universität, an der 1899 eine regelrechte Damenverbindung gegründet wurde. Dabei ist das Studium von Frauen in Bonn oder anderswo in Preußen vergleichsweise spät eingeführt worden.¹ In der Schweiz, die in Europa eine Vorreiterrolle einnahm, und in Österreich konnten Frauen schon wesentlich früher als in Preußen ein reguläres Studium aufnehmen. Preußen ließ ab dem Wintersemester 1896/97 Frauen als Gasthörerinnen an seinen Universitäten zu, die meisten von ihnen besuchten Vorlesungen in Berlin. Man hätte also durchaus erwarten können, dass die ersten Studentinnenverbindungen in Zürich, Wien oder Berlin gegründet worden wären. Um zu verstehen, warum das nicht so war, lohnt es sich, einen Blick in die Entwicklung des Verbindungswesens an der Universität Bonn im 19. Jahrhundert zu werfen.

Als am 18. Oktober 1818 durch die Unterschrift des Königs unter die Stiftungsurkunde die Universität Bonn gegründet wurde, gab es in dieser Stadt keinerlei studentische Traditionen, insbesondere keine, die auf frühere Studentenverbindungen verwiesen. Zwar hatte es in Bonn von 1777 bis 1798 eine Akademie gegeben, die seit 1786 durch kaiserliches Privileg in den Rang einer Universität erhoben worden war, aber nach bisherigem Kenntnisstand hat es an dieser ersten Bonner Universität weder die angestammten Landsmannschaften noch die in der Aufklärungszeit verbreiteten geheimen studentischen Orden gegeben. Einer der ersten Studenten der neuen preußischen Universität, der spätere Dichter August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, hat uns in seinen Memoiren ein sehr genaues Bild von der Ahnungslosigkeit der Bonnerinnen und Bonner hinsichtlich der Erfahrungen mit dem studentischen Wesen hinterlassen:

1 Paul Schmidt, Vorgeschichte und Anfänge des Frauenstudiums in Bonn, in: Manfred van Rey/Norbert Schloßmacher (Hg.), Bonn und das Rheinland. Beiträge zur Geschichte und Kultur einer Region. Festschrift zum 65. Geburtstag von Dietrich Höroldt, Bonn 1992, S. 545–570, hier S. 547.

»Die Bürger wußten nicht, was aus ihnen und ihrer guten Stadt Bonn noch werden sollte. Sie hatten weder von einer deutschen Universität noch von deutschen Studenten die geringste Ahnung. Sie kannten nur die französischen Bildungsanstalten; was im Vaterlande bestand und vorging, war ihnen fremd geblieben. Sie wunderten sich nicht wenig, daß Professoren so hochangesehene Leute waren, bei ihnen hieß ja jeder Schulmeister (selbst unser Poppelsdorfer) Professor. Daß Studenten was ganz Besonderes waren, konnten sie nicht begreifen; waren sie doch selbst Studenten gewesen, denn wer eine Schule besuchte, besonders eine sogenannte Lateinische, war ein Student. Es dauerte eine Zeit, ehe sie an das freie muntere Wesen der Studenten und ihre Sitten und Gebräuche sich gewöhnten und sich darein fanden, mit ihnen die besuchtesten Vergnügungsorter zu teilen.«²

Nach der Ermordung des konservativen Schriftstellers August von Kotzebue durch den Burschenschafter und evangelischen Theologiestudenten Karl Ludwig Sand am 23. März 1819 wurden bekanntlich die »Karlsbader Beschlüsse« des Deutschen Bundes zur Grundlage für die jahrelange »Demagogenverfolgung«, die sich insbesondere gegen Studentenverbindungen richtete. Paradoxerweise wurde gerade durch das Vorgehen der Regierungen gegen die Burschenschaften die Gründung einer Burschenschaft in Bonn erst ermöglicht. Da der preußische Kultusminister Altenstein nämlich den preußischen Studenten verbot, weiterhin die Universität Jena zu besuchen, kamen zum Sommersemester 1819 fünf Studenten aus Jena nach Bonn, die alle Mitglieder der sogenannten »Urburschenschaft« waren, welche sich 1815 in Jena als Speerspitze der deutschen Einheitsbewegung gebildet hatte. Sie gründeten hier eine erste Bonner Burschenschaft mit dem Namen »Allgemeinheit«.³ Der zunehmende politische Druck auf die Burschenschaften führte 1820 zur Auflösung der Allgemeinheit. Dadurch war der Weg frei für die Gründung studentischer Corps. Das waren schlagende Verbindungen, die sich aus den alten Landsmannschaften des 17. und 18. Jahrhunderts entwickelt hatten. Anders als die politisch agierenden Burschenschaften hatten sie die Charakterbildung des Einzelnen zum Ziel, die durch das Bestehen von Säbelduellen nach festen Regeln (Mensuren) gefördert werden sollte. Beide Typen von Studentenverbindungen waren seit den Karlsbader Beschlüssen streng verboten, aber an der Universität Bonn nahm es die universitäre Obrigkeit mit diesen Verboten nicht sonderlich genau. Burschenschaften und Corps, gemeinsam von der akademischen Gerichtsbarkeit bedroht, hielten von Anfang an eine heftige Feindschaft aufrecht. So gab es etwa die »Schlacht von Endenich« am 8. Januar 1821, in der es zu einer Massenschlägerei zwischen Angehörigen der Burschenschaft Germania mit Studenten der Corps Rhenania

2 Heinrich von Hoffmann Fallersleben, An meine Freunde. Briefe von [Heinrich] Hoffmann v. Fallersleben, hrsg. v. Heinrich Gerstenberg, Berlin 1907, S. 161.

3 Thomas Becker, Studenten zwischen Restauration und Revolution, in: Das Band. Nachrichtenblatt der Bonner Westfalen 115 (2010), S. 7458–7462, hier S. 7459.

und Guesthälia kam. Eine abgeschlagene Nase und gebrochene Rippen waren die Folge.⁴

Der Umschwung für die öffentliche Wahrnehmung der Studentenverbindungen kam in Preußen mit dem Tod König Friedrich Wilhelms III., denn sein liberalerer Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. ließ die – immer noch verbotenen – Studentenverbindungen stillschweigend gewähren, auch wenn sie bis 1848 offiziell weiterhin von Strafen bedroht waren. Diese Situation nutzte eine Gruppe evangelischer Studenten an der Universität Bonn aus. 1841 versuchte sie, den Corps und Burschenschaften ein alternatives Angebot entgegenzusetzen, indem sie eine nichtschlagende Verbindung gründete, den Wingolf. Er war eine der ersten deutschen Verbindungen, die gänzlich auf Duell und Mensur verzichtete. 1844, im selben Jahr, in dem sich der Bonner Wingolf mit anderen evangelischen Studentenzirkeln zu einem Verband zusammenfand, gründeten einige katholische Theologen in ähnlicher Absicht wie die Wingolfiten die erste rein katholische Studentenverbindung in Deutschland, die heute zum katholischen Cartell-Verband gehörende »Bavaria«.

Obwohl die Studentenverbindungen bis 1848 offiziell verboten waren, stieg ihr Ansehen, vor allem das der Corps, ab 1849 in der preußischen und gesamtdeutschen Gesellschaft enorm an, weil die Vertreter des Hauses Hohenzollern, die seit diesem Jahr alle in Bonn studierten, Mitglied des Corps Borussia wurden. Der Dritte in der Thronfolge, Prinz Friedrich, der 1888 als Kaiser Friedrich III. den Thron für nur 99 Tage besteigen sollte, nahm sein Studium in Bonn am 9. November 1849 auf, sein Sohn und seine Enkel sollten ihm folgen.⁵ Vor allem unter seinem ältesten Sohn, dem späteren Kaiser Wilhelm II., erklomm das gesellschaftliche Ansehen der Studentenverbindungen in Deutschland ungeahnte Höhen.⁶

Bis zur Jahrhundertwende hatte sich das Verbindungswesen an der Universität Bonn immer weiter ausdifferenziert. Der ersten katholischen Verbindung waren an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität und auch an der Landwirtschaftlichen Akademie in Poppelsdorf immer weitere katholische Verbindungen nachgefolgt, gleichermaßen hatte sich die Anzahl der Corps und der Burschenschaften vermehrt, angereichert noch durch weitere Neugründungen wie den neuen Typ der Landsmannschaft, aber auch durch Turnerschaften, Sängerschaften oder Akademische Rudervereine.

Dies war die Universität, an der seit 1896 Frauen den regulären Status der

4 Hans Gerhardt, Hundert Jahre Bonner Corps, Die korporationsgeschichtliche Entwicklung des Bonner SC von 1819–1918, Frankfurt am Main 1926, S. 32; vgl. Otto Oppermanns, Die Burschenschaft Alemannia zu Bonn und ihre Vorläufer. Geschichte einer deutschen Burschenschaft am Rhein. Erster Band 1814–1890, Bonn 1925, S. 55.

5 Paul Lindenberg, Kaiser Friedrich als Student, Berlin 1896, S. 20.

6 Konrad H. Jarausch, Deutsche Studenten 1800–1970, Frankfurt 1984, S. 67.

Gasthörerinnen erhalten konnten. Was bisher nur im Einzelfall mit Ausnahmege-
nehmigung möglich war, wurde jetzt zu einem gesicherten Anrecht. Die in den
ersten beiden Semestern noch kleine Gruppe von 16 Frauen war bis zur Jahr-
hundertwende auf 100 Gasthörerinnen angewachsen.⁷ Sie bildeten bei einer
Gesamtzahl von ca. 2.000 Studierenden eine kleine Minderheit, ließen sich aber
im universitären Alltag nicht mehr übersehen. Im Wintersemester 1907/08,
unmittelbar vor der Einführung des Vollstudiums für Frauen, hatten die Gast-
hörerinnen mit 216 Personen sogar einen Anteil von 6 % der Gesamthörerzahl
der Bonner Universität.⁸

Die meisten dieser Gasthörerinnen waren, wie Lina Hilger, von der wir noch
hören werden, Volksschullehrerinnen, die sich zur Untermauerung und Erwei-
terung ihrer Kenntnisse Vorlesungen anhörten, die sie für ihren Unterricht
verwenden konnten. Diese Frauen hatten Lehrerinnen-Seminare durchlaufen,
was bedeutet, dass sie kein humanistisches Abitur hatten wie die männlichen
Kommilitonen. Dieser Umstand dürfte dazu beigetragen haben, dass die ersten
Frauen in den Hörsälen sich nicht genug ernstgenommen fühlten. Gegenüber
der Universitätsleitung gab es nur die »Vertreter-Versammlung« (VV) als An-
sprechpartner für alle Belange der Studierenden. Diese aber wurde von den
Sprechern und Senioren der Studentenverbindungen gebildet, die überdies seit
1894 miteinander verfeindet und in zwei Lager aufgespalten waren.⁹ Die nicht-
korporierten Studenten, und erst recht die Gasthörerinnen, hatten gar keine
Chance, sich Gehör zu verschaffen. Die so von der Präponderanz der Corps und
der Burschenschaften an den Rand gedrückten Gasthörerinnen reagierten nun
in Bonn genauso, wie es ein halbes Jahrhundert vor ihnen die evangelischen
Theologen und die katholischen Studierenden getan hatten: Sie gründeten einen
Verein.

Gründerin war die Lehrerin Lina Hilger.¹⁰ Sie wurde am 8. März 1874 in
Kaiserlautern in eine katholische Beamtenfamilie hineingeboren. Ihr Vater lei-

7 Universitätsarchiv Bonn, Amtliches Personal-Verzeichnis der Rheinischen Friedrich-Wil-
helms-Universität zu Bonn für das Sommer-Halbjahr 1897, S. 62, »Frauen ... 16«; Amtliches
Personal-Verzeichnis der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn für das
Winter-Halbjahr 1900/01, »Damen ... 100«. Siehe dazu Paul Schmidt (wie Anm. 1, S. 553).

8 Annette Kuhn (Hg.), 100 Jahre Frauenstudium. Frauen der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-
Universität Bonn, Bonn 1996, S. 23.

9 Dominik Geppert, Kaiser-Kommers und Bismarck-Kult. Bonner Studierende im Kaiserreich,
1871 bis 1914, in: Thomas Becker (Hg.), Bonna Perl am grünen Rheine. Studieren in Bonn
von 1818 bis zur Gegenwart, Göttingen 2013, S. 83–104, hier S. 94.

10 Sie wird zwar bisweilen im Internet als Mitgründerin genannt, und zweifellos haben sich
damals mehrere Gasthörerinnen zusammengetan, denen man vielleicht eine gemeinsame
Gründungsabsicht zubilligen könnte. In der Tradition der Hilaritas ist aber Lina Hilger
eindeutig als Gründerin benannt. S. die Auflösungsurkunde der Hilaritas von 1935 im
Universitätsarchiv Bonn (UAB), Nachlass Levison Nr. 227, »Die Hilaritas, der erste Studen-
tinnenverein Deutschlands, wurde von Lina Hilger gegründet ...«.

tete das örtliche Rentenamt, die Mutter, eine Lehrertochter, hatte eine Ausbildung als Sängerin. Bildungsorientierung und musische Interessen kennzeichneten das Elternhaus. Wie im aufstrebenden Bürgertum auch andernorts üblich wurde Lina nach der Mittleren Reife in das Lehrerinnenseminar nach Koblenz geschickt, um den standesgemäßen Beruf der Volksschullehrerin zu erlernen. Lehrerinnenseminare waren Internatsbetriebe, in die man nach geeigneter Vorbildung durch ein Realgymnasium oder eine Präparandie mit etwa 16 oder 17 Jahren eintrat.¹¹ Ein solches Seminar unterschied sich nicht sehr von einer gewöhnlichen Mittelschule, die Verknüpfung zur Unterrichtspraxis geschah vornehmlich durch die Schilderungen der Lehrerinnen und Lehrer.¹² 1893 legte Lina Hilger die Lehrerinnenprüfung für mittlere und höhere Mädchenschulen ab und unterrichtete drei Jahre lang als Junglehrerin in Bad Kreuznach an ihrer früheren Schule. Da ein Erbe ihrer Mutter sie finanziell absicherte, konnte sie ihre Stelle kündigen und im Anschluss an Reisen nach England und Frankreich in Bonn ab 1899 einen der Kurse besuchen, die in Bonn nach dem Vorbild der Berliner Lehrerinnenvereine von Helene Lange eingerichtet worden waren, um ausgebildeten Lehrerinnen die Ausbildung zur Oberlehrerin zu ermöglichen. Zur Vertiefung und Erweiterung ihrer Kenntnisse schrieb sich Lina Hilger um 1899 als Gasthörerin an der Universität ein. Ihr Oberlehrerexamen bestand sie 1901, wonach sie nach zwei Jahren als Bonner Lehrerin 1903 die Leitung der Mädchenschule in Bad Kreuznach übernahm. Eine solche Leitungsfunktion war an sich für eine Frau ungewöhnlich, aber mit 29 Jahren Schulleiterin zu sein, war auch im Vergleich zu den männlichen Kollegen außergewöhnlich.¹³

Lina Hilger war vermutlich die treibende Kraft hinter der Gründung eines eigenen Vereins für die kleine Gruppe der Gasthörerinnen, die sich nun an der Universität Bonn eingefunden hatte. Das genaue Gründungsdatum ist nicht ermittelbar. Da eine Gasthörerin sich nicht in die Matrikel eintrug und eigene Unterlagen über Gasthörer und Gasthörerinnen erst ab dem Jahr 1909 überliefert sind, ist nicht mehr festzustellen, wann genau Lina Hilger die Universität Bonn zum ersten Mal besuchte. Vermutlich schrieb sie sich im Wintersemester 1898/99 als Gasthörerin ein, denn angeblich ist der Verein, den sie gründete, in ihrem

11 Heinz-Elmar Tenorth, *Lehrerberuf und Lehrerbildung*, in: Karl-Ernst Jeismann, Peter Lundgreen (Hg.), *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, Bd. 3 1800–1870. Von der Neuordnung Deutschlands bis zur Gründung des Deutschen Reiches, München 1987, S. 250–270, hier S. 253.

12 Thomas Becker, *Lehrerausbildung in der preußischen Rheinprovinz*, in: Ingo Runde (Hg.), *Lehrerausbildung an Rhein und Ruhr im 20. Jahrhundert. Symposium 40 Jahre Pädagogische Hochschule Ruhr in Duisburg*, Duisburg 2011, S. 27–43, hier S. 30.

13 Alle Angaben zur Biographie von Lina Hilger nach Thomas Roth, *Lina Hilger*, in: Annette Kuhn (Hg.), *100 Jahre Frauenstudium. Frauen der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn*, Bonn 1996, S. 130–133.

zweiten Semester entstanden.¹⁴ Das große Kompendium »Das akademische Deutschland« von 1931 gibt »Ende Juli 1899« als Gründungstermin an, was einigermaßen merkwürdig ist, weil Studentenverbindungen in aller Regel großen Wert auf den Tag ihres Stiftungsfestes legen.¹⁵ Dieses Stiftungsfest wurde zumindest kurz vor dem Ersten Weltkrieg am 25. Juli gefeiert, ohne dass dies offiziell als Gründungsdatum angegeben wurde. Vielleicht liegt der Grund darin, dass Lina Hilgers Gründung zunächst keine so eindeutige Form und Richtung hatte und deswegen eventuell kein formeller Gründungsakt stattgefunden hatte. Die Gründerinnen wollten offensichtlich nicht einfach die bestehenden Korporationen kopieren und nannten sich – zweifellos mit einer gehörigen Portion Humor – den »Club der Namenlosen«. Dass sie aber mehr waren als ein eher zufälliger und unverbindlicher Zusammenschluss von Kommilitoninnen, sozusagen ein akademisches »Damenkränzchen«, zeigt sich etwa daran, dass offensichtlich schon bald nach der Gründung von Lina Hilger jener freche Text gedichtet wurde, der später von den Angehörigen der Vereinigung als »Hilar-entlied« bezeichnet werden sollte. Der Text (s. Anhang) ist ein Reflex auf die nicht ganz einfache Situation der Pionierinnen des Frauenstudiums inmitten einer rein männlich geprägten Universität. Dass aber für Lina Hilger der Bezugspunkt für die Weiterentwicklung ihrer Gründung durchaus eine Korporation nach männlichem Vorbild – oder doch zumindest in Analogie zu den männlichen Korporationen – gewesen sein könnte, lässt sich vielleicht darin erkennen, dass die Melodie zu ihrem kessen Lied die bekannte Weise von der »alten Burschenherrlichkeit« war, die zum Liedgut praktisch aller deutschen Studentenverbindungen gehört.

Der »Club der Namenlosen« war bald das Sammelbecken aller Gasthörerinnen an der Universität Bonn. Da die meisten von ihnen eine Ausbildung an einem Lehrerinnenseminar hatten und daher auch ähnliche oder gleiche Vorlesungen belegten, lag dieser Zusammenschluss eigentlich nahe. Es dürfte aber der besondere Charakter der Bonner Universität mit ihrem ungewöhnlich starken Einfluss der Korporationen und ihrer ungewöhnlichen Vielzahl unterschiedlicher Verbindungstypen gewesen sein, der hier einen solchen Verein eher sinnvoll erscheinen ließ als etwa in Berlin, Breslau, Leipzig oder München. In den auf die Gründung folgenden Semestern lag die Mitgliederzahl konstant bei ca. 60 Personen, was am Anfang nahezu alle Gasthörerinnen eingeschlossen haben dürfte, nach der Jahrhundertwende dann immer noch einen bedeutenden Teil. Anscheinend hat auch der »Club der Namenlosen« bereits so etwas wie ein »Le-

14 Ebd., S. 131.

15 Michael Doeberl u. a. (Hg.), Das akademische Deutschland. Band II. Die deutschen Hochschulen und ihre akademischen Bürger. Mit einer farbigen Kunstdrucktafel und 381 Textillustrationen, Berlin 1931, S. 682.

bensbundprinzip« gekannt, denn die Frauen, die nicht mehr an der Universität Bonn waren, hielten immer noch den Kontakt zu ihrem Verein.

Allmählich änderte sich das Verhältnis der preußischen Gesellschaft zur Frauenbildung immer mehr. Eine wichtige Etappe war die Einführung des Abiturs für Mädchen. 1896 hatte Preußen zum ersten Mal sechs junge Frauen in Berlin zum Abitur zugelassen. Immer mehr Abiturientinnen kamen nun an die Universitäten. Da Frauen aber das reguläre Studium nicht gestattet war, schrieben auch sie sich als Gasthörerinnen ein. Im Jahr 1904 gründeten diese Gasthörerinnen mit Abitur einen eigenen Verein, den »Bonner Studentinnenverein«. ¹⁶ Es ist durchaus möglich, dass es diese Konkurrenz war, die den »Club der Namenlosen« dazu brachte, sich noch einmal neu zu organisieren. Denn im selben Jahr, in dem der »Bonner Studentinnenverein« auftauchte, formte der Club sich um zu einer regelrechten Studentinnenverbindung, die den Namen »Hilaritas« (Frohsinn) trug. Es dürfte vermutlich nicht bekannt gewesen sein, dass es schon seit 1873 in Stuttgart eine Burschenschaft dieses Namens gegeben hat, denn eine Anlehnung an Art und Idee der Burschenschaft findet sich bei der nun entstandenen »Hilaritas« nicht. Vielmehr betonten die Hilarinnen, dass sie in ihrer Ausrichtung unpolitisch und überkonfessionell sein wollten. Die Vereinigung nannte sich nun »Hilaritas. Verein studierender Frauen«. Damit war die Notwendigkeit gegeben, sich ordentliche Statuten zu geben. Unter § 2 ist zu lesen: »Zweck des Vereins ist: Zusammenschluss der an der Bonner Universität studierenden Frauen zur Pflege der Geselligkeit und zur Förderung gemeinsamer Interessen«. ¹⁷ Unter diesen gemeinsamen Interessen sind zunächst einmal geistige Genüsse zu verstehen, die in regelmäßigen gemeinsamen Leseabenden bestanden. Dabei lag das besondere Interesse wohl meistens auf moderneren Dichtern, etwa Raabe, Hoffmannsthal oder Schnitzler, und nicht auf Goethe oder Schiller. Neben diesen Leseabenden war eine Konstante des Vereinslebens die gemeinsame Wanderung. Das war von Anfang an so, wenn man vom Hilarenlied ausgeht: »Und ist ohn daß man je geschwänzt der Samstag hergekommen, dann zu den Bergen grün umkränzt wir froh emporgeklommen.« Die Wanderungen waren Tagesausflüge, die nach Maria Laach, ins Ahrtal, in den Westerwald oder in die Eifel führen konnten. ¹⁸ Neben dem Wandern war zumindest in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg auch der Sport ein weiteres gemeinsames Interesse der Hilarinnen. In einem Lied, das erst in der Zeit der französischen Besatzung ab 1919 entstanden ist, heißt es: »Den Körper wollen wir gesund, den Geist uns frisch erhalten. Drum sieht man den Hilarenbund im Turnsaal eifrig walten.« ¹⁹

16 Kuhn, 100 Jahre Frauenstudium (wie Anm. 8), S. 28.

17 Stadtarchiv Bonn, Bestand PR, Vereine, Nr. 350.

18 Die Studentin, Semesterbericht Hilaritas Sommersemester 1914.

19 UAB, Nachlass Levison Nr. 227 (wie Anm. 10).

Auch Farben wurden getragen, Hilaritas wählte schwarz-weiß-hellblau. Darin lag sicher ein Bezug auf die preußischen Farben, das Hellblau kann verschieden gedeutet werden, angesichts der Herkunft der Gründerin aus Kaiserslautern könnte hier ein Bezug auf die Pfalz zu sehen sein, die damals zu Bayern gehörte. Eine solche bayerisch-preußische Verbindung würde noch einmal der übergreifenden und unpolitischen Ausrichtung der Hilaritas entsprechen. Die eigentliche Besonderheit ihrer Verbindung sah Hilaritas darin, die weibliche Eigenart ihrer Mitglieder zu bewahren. Dies entspricht der pädagogischen Konzeption, die Lina Hilger als Leiterin der Mädchenschule in Bad Kreuznach entwickelt hatte. Frauen sollten durch die höhere Schule und die Universität nicht ihrer Weiblichkeit entfremdet werden, damit sie ihrer eigentlichen Aufgabe genügen konnten: »Neben dem Intellekt müssen die mütterlichen und schöpferischen Kräfte der werdenden Frau gepflegt werden.«²⁰ In dem eben erwähnten Hilarenlied aus der Besatzungszeit stoßen wir auf ganz ähnliche Gedanken: »Gemeinschaftssinn, den wollen wir erringen uns Hilaren, Gemeinschaftssinn und Eigenart als Frauen uns bewahren. Wir wollen uns mit ganzer Kraft Beruf und Leben bauen und doch bei aller Wissenschaft stets bleiben echte Frauen.«²¹

Für Hilaritas, die als »Club der Namenlosen« die erste deutsche Studentinnenvereinigung gewesen war, aber sehr bald in anderen deutschen Universitätsstädten Nachahmung gefunden hatte, wurde schnell klar, dass es für eine bessere Durchsetzbarkeit von Forderungen der Gasthörerinnen (und ab 1908 der Studentinnen) sinnvoll sei, sich zu Verbänden zusammenzutun.²² In der Auflösungsurkunde heißt es dazu über die Hilaritas: »Gerne suchte sie Verbindung mit Studentinnenvereinen an anderen Universitäten, die in gleichem Streben ihre Mitglieder zu vereinen suchten. Der Verband der Studentinnenvereine Deutschlands entstand, und mancher Verbandstag wird Hilarinnen in schöner Erinnerung sein.«²³ Dieser 1906 gegründete VDSt, dem die Hilaritas von Anfang an angehörte, hatte sich auf die Fahnen geschrieben, für Frauen das Recht zu erkämpfen, mit allen Rechten vollgültig immatrikuliert zu werden und ein Ex-

20 Zitiert nach Thomas Roth (wie Anm. 13), S. 131.

21 UAB, Nachlass Levison Nr. 227 (wie Anm. 10).

22 So auch Matthias Stickler, »Auch die Frauen entdeckten nach der Jahrhundertwende das Verbindungsleben für sich und gründeten eigene Bünde mit Dachverbänden, die evangelisch geprägte DCVSF (Deutsche Christliche Vereinigung Studierender Frauen, 1904–1935), den bürgerlich-liberal-konservativen VStD (Verband der Studentinnenvereine Deutschlands, 1906–1935), den katholischen und farbentragenden VKDSt (Verband der katholischen deutschen Studentinnenvereine, 1913–1935) und den rechtskonservativ-deutschnationalen und farbentragende DVAF (Deutscher Verband akademischer Frauenvereine, 1914–1935).« Matthias Stickler, Universität als Lebensform? Überlegungen zur Selbststeuerung studentischer Sozialisation im langen 19. Jahrhundert, in: Die Berliner Universität im Kontext der deutschen Universitätslandschaft nach 1800, um 1860 und um 1910, hrsg. von Rüdiger vom Bruch unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner, München 2010, S. 149–186, hier S. 173.

23 UAB, Nachlass Levison Nr. 227 (wie Anm. 10).

amen abzulegen wie die männlichen Kommilitonen auch. Dazu war der Verband betont überkonfessionell und politisch nicht festgelegt, damit er alle Gasthörerinnen an den deutschen Universitäten zu einem gemeinsamen Verband vereinen konnte.²⁴ Als zwei Jahre später Preußen als eines der letzten deutschen Länder das Vollstudium für Frauen erlaubte, war diese Zielsetzung obsolet geworden. Der Verband behielt allerdings seine unpolitische und überkonfessionelle Ausrichtung bei. Während des Ersten Weltkriegs brachte ihm das weitere Mitgliedsverbindungen und viel Zuspruch ein, in den politischen Kämpfen der Weimarer Republik jedoch machte ihn genau das für die Studentinnen immer uninteressanter.²⁵

Die Konkurrenz des »Bonner Studentinnenvereins« war für Hilaritas sicher nicht ohne Auswirkungen, aber ein ernsthaftes Problem erwuchs daraus nicht. Der Verein ist vermutlich identisch mit dem »Studentinnen-Verein Bonn«, der sich 1906 mit einem Gesuch um die Zulassung von Frauen mit Abitur zum Vollstudium an Rektor und Senat der Universität Bonn wandte.²⁶ Er scheint nicht lange Bestand gehabt zu haben, denn im Sommersemester 1914 war er schon nicht mehr existent. Im 1931 erschienenen Kompendium »Das akademische Deutschland«, das auch Vereine aufzählt, die zu diesem Zeitpunkt nicht mehr existierten, tauchte er unter den vier genannten Bonner Frauenvereinen gar nicht auf.²⁷ Lediglich ein 1905 gegründeter Verein des rechtsnationalen Deutschen Verbandes akademischer Frauen (DVAF), der »akademische Frauenbund«, ist dort verzeichnet, der aber 1922 schon wieder verschwand.

Von weitaus größerer Bedeutung für die Hilaritas war die am 25. Januar 1912 erfolgte Gründung der katholischen Studentinnenverbindung »Hrosvit«. Das war die zweite katholische Studentinnenverbindung nach Winefreda Münster. Auch hier taucht das Hellblau wieder auf, das in den Farben der Hilaritas zu sehen war, aber die beiden anderen Farben waren Schwarz und Gold. Als Namenspatronin wählten die Gründerinnen die Nonne Roswitha (Hrosvit) von Gandersheim. Namenspatrone waren bis dahin auch bei den männlichen katholischen Verbindungen nicht üblich gewesen, die sich meistens in die Namenstradition der früheren Landsmannschaften gestellt und Regionalbezeichnungen als Namen gewählt hatten (Alsatia, Bavaria, Novesia, Rhenania). Hrosvith sollte hier zum Vorbild für viele weitere katholische Studentinnenverbindungen werden.²⁸ Für die Bonner Gründung war die Münsteraner Ver-

24 Lilly Zarncke/Sophie Apolant, Verband der Studentinnenvereine Deutschlands (V.D. St.), in: Doeberl u. a. Hg.), Das akademische Deutschland (wie Anm. 15), S. 589.

25 Ebd.

26 Schmidt, Vorgeschichte (wie Anm. 1), S. 557, Anm. 71.

27 Doeberl u. a. (Hg.), Das akademische Deutschland (wie Anm. 15), S. 682.

28 Ulrike Hoppe, »Ihrem Wesen als Frau gemäß die edle Weiblichkeit und die katholische Religion wahren«. Die katholischen Studentinnenvereine Hrosvit und Hochwart Bonn im

bindung der entscheidende Anstoß. Winefreda war im Juni 1909 in Münster gegründet worden, zu einem Zeitpunkt also, als ohnehin schon das Vollstudium für Frauen erlaubt war. Eine eigene Gasthörerinnen-Vertretung hatte es dort gar nicht gegeben.²⁹ Nachdem die Hürde der Zulassung zum regulären Studium nun genommen war, wurde die nur für bestimmte Personen, in diesem Fall Katholikinnen, offene Studentinnen-Verbindung auf einmal attraktiv. Dies galt in Bonn genauso wie in Münster. Hier waren die katholischen Verbindungen des CV (Cartellverband katholischer deutscher Studentenverbindungen), KV (Kartellverband katholischer deutscher Studentenvereine) und UV (Verband der Wissenschaftlichen Katholischen Studentenvereine Unitas), der drei maßgeblichen Verbände, besonders stark. Aus dem Kartell-Verband (KV) kam wohl auch die Starthilfe für diese neue Art der Studentinnen-Vereinigung. Dementsprechend unterhielt Hrosvit in den ersten Semestern ihres Bestehens ein befreundetes Verhältnis zu den Männerverbindungen des Bonner KV, in dessen Häusern die Studentinnen ihre Versammlungen abhalten konnten.³⁰ Als jedoch im Mai 1913 der Verband der katholischen deutschen Studentinnen-Vereine (VKDSt) gegründet wurde, trat Hrosvit diesem Kartellverband sogleich bei.

Der Erfolg von Hrosvit liegt auf der Hand. Schon drei Jahre nach der Gründung war die Anzahl der aktiven Mitglieder so groß, dass eine Teilung notwendig wurde. Mitten im Ersten Weltkrieg war die Zahl der Aktiven auf 64 Frauen angewachsen, was ein geordnetes Verbindungsleben nicht mehr möglich machte. Daher beschlossen 12 aktive Studentinnen auf Anregung der Romanistik-Studentin und späteren Friedens-Aktivistin Klara Marie Faßbinder am 25. Juni 1915, sich aus Hrosvit zu lösen und eine neue Verbindung zu gründen.³¹ Sie gaben ihr den Namen Hochwart, »weil die Mitglieder mit ganzer Kraft bestrebt sein sollen, der hohen Güter zu warten, die von ihren Vorfahren, von ihrer alma mater und dem Leben der Gegenwart überkommen, um sie einst rein und nach bestem Vermögen weitergeben zu können.«³²

Alle Bonner Studentinnen-Verbindungen beteiligten sich in der einen oder anderen Weise während des Ersten Weltkriegs am vaterländischen Hilfsdienst. Hilaritas hatte bis dahin offensichtlich ein Vereinszimmer im Hauptgebäude der

Verband Katholischer Studentinnenvereine Deutschlands, in: Karl Kromphart/Herbert Neupert u. a. (Hg.), *Studentenverbindungen und Verbindungsstudenten in Bonn*, Bonn 1989, S. 120–127, hier S. 121.

29 Wiebke Reichmann, »O junge Mädchenherrlichkeit«. Die Gründung von Damenverbindungen in Münster, in: Sabine Happ/Veronika Jüttemann (Hg.), »Laßt sie doch denken!« 100 Jahre Studium für Frauen in Münster, Münster 2008, S. 81–94, hier S. 86.

30 Hoppe, *Studentinnenvereine* (wie Anm. 28), S. 121.

31 Klara Marie Faßbinder, *Begegnungen und Entscheidungen*. Blätter aus einem Lebensbuch, Darmstadt 1961, S. 46.

32 Doeberl u. a. (Hg.), *Das akademische Deutschland* (wie Anm. 15), S. 682.

Universität genutzt, für das Miete zu zahlen war. Dieses Vereinszimmer wurde nun aufgegeben, um das gesparte Geld für Kriegszwecke zu spenden. Als Ersatz diente nun das Café Gangolf. In regelmäßigen Strickabenden wurden warme Sachen für die Kommilitonen im Feld gestrickt, die zusammen mit anderen Liebesgaben der Verbindungsmitglieder an die Front geschickt wurden. Für verwundete Soldaten, die in Bonn im Lazarett lagen, wurden Weihnachtsabende veranstaltet.³³

Der Krieg, der alle Bonner Studentenverbindungen dazu gebracht hatte, bisherige Zwistigkeiten beiseite zu legen, veranlasste die männlichen Verbindungsstudenten, die nicht im Feld waren, sich nun gegenüber den Damenverbindungen generöser zu zeigen und in der Vertreter-Versammlung ihren Vertreterinnen anzubieten, künftig an Kaiserkommers, an der neu eingerichteten Bismarck-Feier und an Ausfahrten und Beerdigungen teilzunehmen. Dem kann man entnehmen, dass sie bisher davon ausgeschlossen waren. Die drei damals existierenden Verbindungen (von dem Bonner Studentinnen-Verein ist nicht mehr die Rede und Hochwart wurde erst ein Jahr später gegründet) lehnte die katholische Hrosvit das Ansinnen kategorisch ab. Die beiden anderen, Hilaritas und der akademische Frauenbund, gaben eine Erklärung ab, die von ihrer Enttüstung ebenso zeugt wie von ihrem mittlerweile errungenen Selbstbewusstsein:

»Um die Stellung der Studentinnenvereine bei Repräsentationen zu regeln, erklären sich die beiden Vereine bereit – wenn es verlangt wird – bei Beerdigungen im Wagen zu chargieren, ebenso beim Fackelzug im Anschluß an den Ausschuß. Eine gemeinsame Kaiserfeier der 3 Studentinnenvereine wurde uns im vorigen Jahre vom damaligen Rektor abgelehnt; die Teilnahme am allgemeinen Studenten-Kommers als Zuschauer entspricht unserer Eigenschaft als akademische Bürger nicht, so sind wir bereit, uns am offiziellen Teile des Kommerses unten im Saale zu beteiligen.«³⁴

Durch die immer weiter steigenden Einberufungszahlen erledigte sich die Frage des Kaiserkommerses, der stets am Geburtstag des Kaisers am 28. Januar gefeiert wurde, von selbst. Die Frauen konnten sich im weiteren Verlauf des Krieges immer weiter in der Universität behaupten.³⁵

Die Zeit der Weimarer Republik sah ein weiteres Ansteigen der beiden katholischen Studentinnenvereine, während der akademische Frauenbund ab 1922 keine aktiven Studentinnen mehr hatte und allem Anschein nach auch nicht wiedererweckt werden konnte. Hilaritas hatte im Wintersemester 1930/31 acht Ehrenmitglieder, darunter die Gründerin Lina Hilger. 60 »Hohe Damen« (im

33 Die Studentin, Semesterbericht Hilaritas Sommersemester 1915.

34 Die Studentin, Semesterbericht Hilaritas Sommersemester 1915.

35 Zum Ganzen s. Thomas Becker, Studierende an der Universität Bonn im Ersten Weltkrieg, in: Dominik Geppert, Norbert Schloßmacher (Hg.), Der Erste Weltkrieg in Bonn. Die Heimatfront 1914–1918, Bonn 2016, S. 395–416.

Beruf stehende ehemalige studentische Mitglieder) firmierten als »Altmitglieder«, unter den Studentinnen des Vereins waren 12 aktive und 15 inaktive Mitglieder. Letzteres waren Frauen, die schon seit vier oder mehr Semester Mitglied der Verbindung waren und nun mehr Zeit auf ihr Studium als auf das Verbindungsleben verwenden sollten. Hrosvit hatte zum selben Zeitpunkt neben 85 Altmitgliedern 13 inaktive und 36 aktive Studentinnen, Hochwart immerhin noch 60 Altmitglieder, vier inaktive und 10 aktive Mitglieder.³⁶ Das Verhältnis überkonfessionell zu katholisch war also etwa eins zu vier. Das macht verständlich, warum Hilaritas in ihrem Abschiedsbrief an ihre Mitglieder nicht den Nationalsozialismus für die 1935 erzwungene Auflösung verantwortlich macht:

»Schon in den vorhergehenden Jahren bereitete sich die Auflösung vor. Beim Zurückschauen auf diese Jahre, in denen mehr und mehr der Kampf zwischen den verschiedenen weltanschaulichen Richtungen in Deutschland entbrannte, wird es verständlich, daß es zur Auflösung der Hilaritas kommen mußte, da sie den Anschauungen einer früheren Generation entsprechend neutral sein wollte in Bezug auf Konfession, Parteipolitik und Rasse.«³⁷

Alle Studentinnenverbindungen in Bonn überlebten das »Dritte Reich« nicht. 1935 wurde Hilaritas zur Auflösung gedrängt, ein Jahr später verschwanden die beiden katholischen Studentinnen-Verbindungen Hrosvit und Hochwart. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden zwar Versuche von ehemaligen Mitgliedern unternommen, die untergegangenen katholischen Verbindungen wiederzubeleben. Ob ein solcher Versuch auch bei Hilaritas gemacht wurde, ist nicht bekannt.

An der Universität Bonn hat es sehr lange gar keine Studentinnenverbindungen mehr gegeben. Erst 1992 taten sich vier katholische Studentinnen zusammen, um unter dem Dach der katholischen Unitas-Salia eine weibliche Unitas-Verbindung ins Leben zu rufen.³⁸ Seitdem ist die Unitas Clara Schumann ein fester Bestandteil in der Bonner Korporations-Szene. Als einzige Korporation wagte es die Unitas Clara Schumann in den 90er Jahren, mehrere Jahre lang bei der Eröffnung des Akademischen Jahres im hinteren Bereich der Bonner Aula zu chargieren, d. h. im »Vollwichts«, den traditionellen Uniformen der studentischen Funktionsträger, mit ihrer Fahne aufzutreten. Es war das letzte Mal, dass eine Verbindung im Innern der Bonner Universität auf einer allgemeinen Veranstaltung mit ihren Farben zu sehen war.

Seit kurzer Zeit gibt es in Bonn eine zweite Damenverbindung. Seit 2014 wirbt

36 Alle Zahlen Doeberl u. a. (Hg.), *Das akademische Deutschland* (wie Anm. 15), S. 682.

37 UAB, *Nachlass Levison* Nr. 227 (wie Anm. 10).

38 <https://www.unitas-claraschumann.de/%C3%BCber-uns/geschichte/> (abgerufen am 9. 5. 2018).

die AV Leaena um Studentinnen, die sich ihr anschließen wollen.³⁹ Ähnlich wie die erste Bonner Damenverbindung Hilaritas ist Leaena nicht konfessionell gebunden. Weitere Vergleiche verbieten sich aber, denn Leaena ist eine moderne Verbindung des 21. Jahrhunderts und bedarf keiner Anbindung an längst vergangene Vereinigungen. Das hindert Leaena nicht daran, sich aktiv mit der Geschichte der Frauen an der Universität Bonn zu beschäftigen, was sich schon mehrfach in gemeinsamen Veranstaltungen mit dem Bonner Universitätsmuseum ausgedrückt hat. Wie die Geschichte der Studentinnenverbindungen in Bonn sich entwickeln wird, bleibt also abzuwarten.

Anhang

Das Hilarenlied

Der Lieder viel gesungen sind
Auf männliche Studenten;
Jetzt Pegasus tu Dich geschwind
Hin zu den Frauen wenden,
Singt laut und werdet es nicht müd
Der deutschen Maid ein neues Lied!
O jerum jerum jerum
O quae mutatio rerum

Sonst saß die Jungfrau minniglich
Beim Nähen oder Flickern,
Nur manchmal tat sie inniglich
In ein Gedichtbuch blicken.
Jedoch ihr Stolz, ihr ganzer Ruhm,
Die Küche wars, ihr Heiligtum
O jerum jerum jerum
O quae mutatio rerum

Doch plötzlich jetzt emanzipiert
Will Wissenschaft sie treiben;
Die eine Medzin studiert,
Die zweit will Bücher schreiben.
Und viele andre sonder Müh
Studieren gar Philosophie
O jerum jerum jerum
O quae mutatio rerum

³⁹ <http://av-leaena.de/> (abgerufen am 9.5.2018).

Zur alten Universität
 In Bonn am grünen Rheine,
 Da strömen sie von früh bis spät
 Die zarten Jungfräuleine.
 Zwar ist ihr Hirn so winzig klein
 Doch geht noch allerhand hinein.
 O jerum jerum jerum
 O quae mutatio rerum

Mit weiblicher Beredsamkeit
 Hört man sie diskutieren,
 Mit Anmut und mit Schneidigkeit
 Dem Referent parieren;
 Daß manchmal der Professor gar
 Verstummen muß vor dieser Schaar.
 O jerum jerum jerum
 O quae mutatio rerum

Die Bibliothek fast stürmen sie
 In edlem Wissensdrange.
 Um jedes Buch da kämpfen sie,
 Währt es auch noch so lange.
 Ob glühend heiß, ob kalt es sei,
 Sie pilgern hin schon um halb zwei.
 O jerum jerum jerum
 O quae mutatio rerum

Und ist ohn daß man je geschwänzt
 Der Samstag hergekommen,
 Dann zu den Bergen grünumkränzt
 Wir froh emporgeklommen.
 Stromauf, stromab, zu Berg, zu Tal
 Man fährt im goldnen Abendstrahl.
 O jerum jerum jerum
 O quae mutatio rerum

Drum singen wir den Lobgesang
 Dem Studium der Frauen;
 Stimmt in das Lied mit vollem Klang,
 Ihr Blondes, Braunes, Graues!
 Und wers nicht glaubt, wies sei so fein,
 Der komme flugs nach Bonn am Rhein.
 Und seh mit eignem Auge,
 Was Frauenstudium taue.

(Lina Hilger zugeschrieben, um 1899. Universitätsarchiv Bonn, Nachlass Levison
 Nr. 227)

Zur Situation der Bonner Studentinnen in der Weimarer Zeit 1918/19 bis 1932/33

Einführung

Die kurze Zeitspanne des ersten demokratischen Gesamtstaates in Deutschland war geprägt von sozialen, wirtschaftlichen und politischen Unruhen: Arbeitslosigkeit, Inflation, politisch motivierte Straftaten links- und rechtsextremer Gruppen. Die Zeit zwischen 1918/19 und 1933 steht aber auch für gesellschaftliche und kulturelle Modernisierungsprozesse, in denen nicht zuletzt auch die Emanzipation der Frau verwurzelt ist. Im Hochschulbereich scheint dies auf das Frauenstudium zuzutreffen. Frauen war es zwar bereits seit 1908 erlaubt an preußischen Hochschulen zu studieren, so richtig »in Fahrt« kam das Frauenstudium jedoch erst in der Weimarer Republik. Zwischen Emanzipation, sozialen und wirtschaftlichen Unruhen und einer sich politisierenden Öffentlichkeit nahmen viele junge Frauen auch an der Universität Bonn ein Hochschulstudium auf. Vor diesem Hintergrund soll auf den folgenden Seiten das Frauenstudium in Bonn beleuchtet werden. Aufgrund der schlechten Quellenlage ist jedoch nur eine Annäherung an »die« Bonner Studentin der damaligen Zeit möglich. Die Arbeit stützt sich vor allem auf statistisches Material aus den Preußischen Hochschulstatistiken, das in Bezug auf das Thema vom Verfasser ausgewertet wurde.¹ Weitere Überlieferungen zur Studentinnengeschichte, wie beispielsweise Unterlagen des Bonner AStA oder aus der Bonner Hochschulverwaltung der 1920er Jahre gingen überwiegend bei der Zerstörung der Universität im Oktober 1944 verloren. Vereinzelt findet man in den Gegenüberlieferungen zu den Akten der Universität Bonn, vornehmlich in denen des Preu-

1 Die Preußische Hochschulstatistik erschien in den 1920er Jahren unregelmäßig und wurde Ende der 1920er Jahre durch die Deutsche Hochschulstatistik abgelöst. Im Gegensatz zur Ersteren wurden in der Deutschen Hochschulstatistik die preußischen Universitäten nicht mehr einzeln aufgeführt, sodass eine Analyse der Bonner Situation unmöglich wird. Vgl. Preußische Hochschulstatistiken der Jahre 1925 bis 1927, herausgegeben vom Preußischen Statistischen Landesamt Berlin im Auftrag des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.

ßischen Kultusministeriums, Quellen, die zur Erhellung der Studentinnengeschichte an der Universität Bonn im Untersuchungszeitraum beitragen.²

Im Folgenden wird anhand dieser Quellen der Versuch einer Standortbestimmung des Frauenstudiums in Bonn unternommen. Beginnend mit der Frage, wer die typischen Bonner Studentinnen waren, soll anhand des statistischen Materials eine Typisierung nach lokaler Herkunft, konfessioneller Zugehörigkeit und sozialer Rekrutierung unternommen werden. Im anschließenden Kapitel wird auf die allgemeine Entwicklung des Frauenstudiums in der Weimarer Republik unter Berücksichtigung der sogenannten Überfüllungskrise eingegangen. Weiterhin spielen die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Krisenzeit eine Rolle, bevor das neue Phänomen der Werkstudentin behandelt wird. Wie bereits erwähnt, fand in der Weimarer Republik eine Politisierung der Öffentlichkeit statt. Dies betrifft im Wesentlichen auch die Hochschulen. Es entstanden die ersten parteinahen Hochschulgruppen und mit dem AstA die erste staatlich anerkannte Form studentischer Vertretung an den Universitäten. Die politische Studentin steht daher im Fokus des letzten Teils dieser Ausarbeitung, bevor in einer Schlussbetrachtung die Erkenntnisse gewichtet und eingeordnet werden.

Die Bonner Studentinnen: Versuch einer statistischen Annäherung

Die Preußischen Hochschulstatistiken, die im Untersuchungszeitraum unregelmäßig herausgegeben wurden, sind eine hilfreiche Quelle zur Klärung der Fragen, welchen sozialen und konfessionellen Hintergrund die Bonner Studentinnen hatten, wo sie herkamen, und welche Berufsziele sie verfolgten. Mangels anderer Quellen ist dies die einzige Möglichkeit eine Annäherung an die »typische Bonner Studentin« vorzunehmen.

Die Bonner Studentin der Weimarer Zeit war Preußin. Über 90 % aller Studentinnen kamen aus einer der preußischen Provinzen. Der Anteil der Studentinnen, die aus der Rheinprovinz stammten, lag im Untersuchungszeitraum bei mindestens 58 % (vgl. Abbildung 1). Die Auswertung des Immatrikulationsalbums des ersten Nachkriegssemesters 1918/19 wies mit 77 % sogar einen noch höheren Anteil an Studentinnen aus der Rheinprovinz aus. Der überwiegende Teil dieser Studentinnen kam aus den Regierungsbezirken Köln und Düsseldorf (jeweils 30 %) sowie aus den Regierungsbezirken Aachen und Ko-

2 Die Akten des Preußischen Kultusministeriums im Bestand des Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin wurden vom Verfasser im Rahmen eines geplanten Dissertationsprojekts gesichtet und ausgewertet. Die Funde mit Bezug zum Frauenstudium werden in dieser Untersuchung erstmals vorgestellt.

blenz (jeweils 12 %). Die übrigen 16 % verteilten sich auf die Regierungsbezirke Arnsberg und Trier. Unmittelbar aus Bonn stammten 10 % der neuimmatrikulierten Frauen.³ Die Studentinnen stammten demnach überwiegend aus den zu Universität benachbarten Regierungsbezirken.

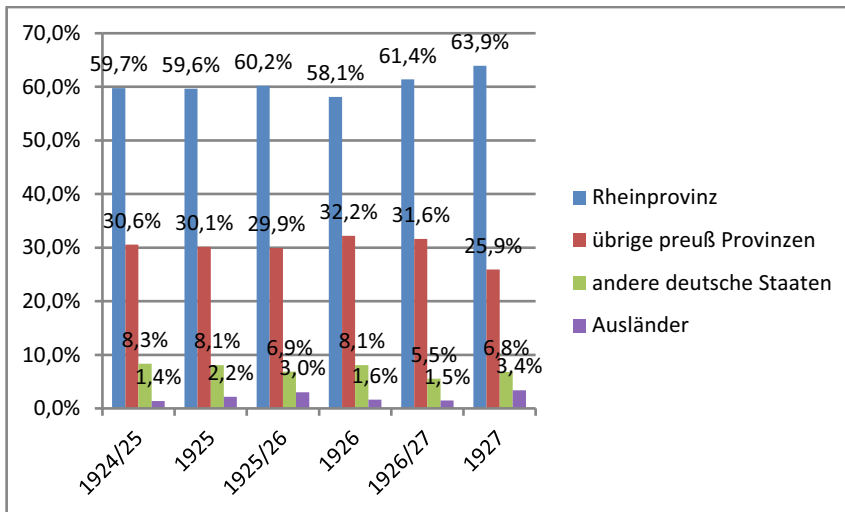


Abbildung 1: Lokale Herkunft der Bonner Studentinnen

Hinsichtlich der konfessionellen Zusammensetzung der Studentinnenschaft ist auffällig, dass weit über die Hälfte von ihnen katholisch waren. Der Anteil der Studentinnen protestantischer Konfession lag bei knapp über 30 % (vgl. Abbildung 2). Damit unterscheidet sich die konfessionelle Verteilung kaum von jener der männlichen Studierenden. Lediglich der prozentuale Anteil der jüdischen Studentinnen ist vergleichsweise hoch. 1924/25 und 1925 lag der Anteil doppelt so hoch wie bei den Männern.⁴

Anhand der Angaben zu der Berufsstellung des Vaters in den Preußischen Hochschulstatistiken lassen sich Rückschlüsse auf die soziale Herkunft der Studentinnen ziehen. Nach Einteilung der Berufsstellung in die Kategorien Oberschicht, Mittelschicht (traditionell und neu) sowie Unterschicht ergibt sich folgendes Bild (Abbildung 3): Fast die Hälfte der Studentinnen kann der Oberschicht zugeordnet werden. Zur Klassifikation Oberschicht wurden die Berufsstellungen »Höhere Beamte«, »Freie Berufe (akademisch)«, »Großlandwirte«, »Fabrikanten/Direktoren« und »Angestellte in leitender Stellung« zusammengefasst. Die übrigen Studentinnen stammten aus der Mittelschicht, die sich aus

3 Vgl. Universitätsarchiv Bonn (UAB) Bestand Amtsbücher, Immatrikulationsalbum 1918/19.

4 Vgl. Preußische Hochschulstatistik der angegebenen Semester (wie Anm. 1).

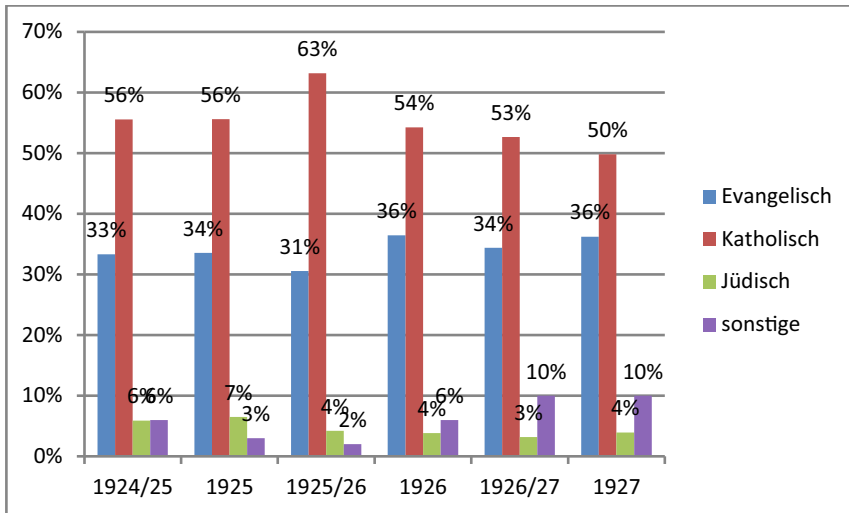


Abbildung 2: Konfessionelle Zugehörigkeit der Bonner Studentinnen

den Berufsangaben »traditioneller Mittelstand« (Handwerk und Gewerbe, Kleinlandwirte) und »neuer Mittelstand« (mittlere Beamte und Angestellte) zusammensetzt. Aus der Unterschicht stammten im Untersuchungszeitraum nicht mehr als 3 % der Studentinnen. Diese Kategorie umfasst die Berufe »Untere Beamte«, »Arbeiter/Gelegenheitsarbeiter«, »ohne Beruf«. Der Anteil an der Oberschicht war vergleichsweise hoch, denn er lag 20 % höher als bei den Männern, die während der Weimarer Zeit zu 60 % aus der Mittelschicht und zu 30 % aus der Oberschicht stammten. Dafür lag der Anteil der männlichen Studierenden in den Berufen der Unterschicht mit Anteilen zwischen 5 % und 7 % deutlich höher.⁵ Innerhalb der Mittelschicht löste der neue Mittelstand den traditionellen Mittelstand ab 1925/26 mehrheitlich ab.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass die »typische« Bonner Studentin aus der Rheinprovinz stammte und der katholischen Konfession angehörte. Außerdem war sie entweder der Oberschicht oder der Mittelschicht zuzuordnen. Die unteren Schichten spielten so gut wie keine Rolle.

⁵ Michael Holz (Cöln): Die Bonner Studierendenschaft in der Weimarer Republik unter besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlichen und sozialen Lage, Bonn 2009 (unveröffentlichte Magisterarbeit).

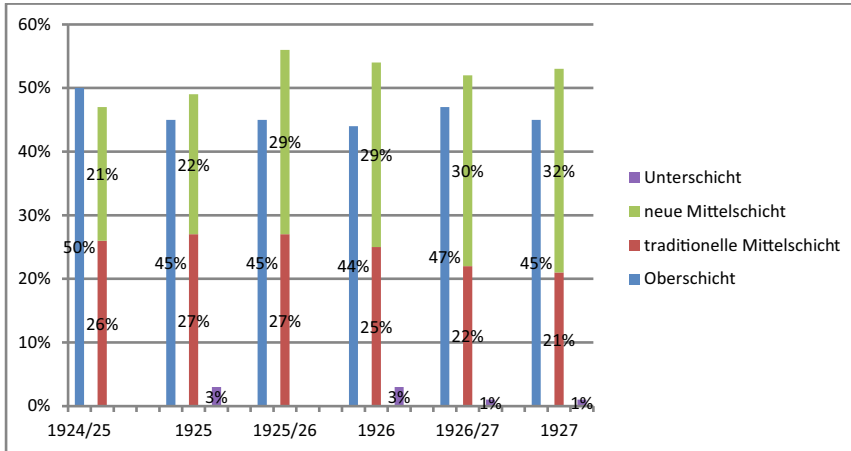


Abbildung 3: Soziale Herkunft der Bonner Studentinnen

Die sogenannte Überfüllungskrise und deren Auswirkungen auf das Frauenstudium

Nach der statistischen Annäherung an die typische Bonner Studentin stehen nun die zahlenmäßige Entwicklung des Frauenstudiums und die daraus resultierenden Diskussionen um das Frauenstudium im Vordergrund. Dass Frauen an den Universitäten studieren durften, war damals noch nicht so selbstverständlich wie heute. Frauen war es zwar bereits seit 1908 in Preußen erlaubt ein Studium aufzunehmen, etablieren konnte sich das Frauenstudium jedoch erst gute zehn Jahre später. Angestoßen durch die grundsätzliche Gleichstellung von Mann und Frau in der Weimarer Reichsverfassung⁶ wurden im Zuge dessen eine Reihe bildungspolitischer Maßnahmen erlassen, die zur Gleichstellung der Frau an den Hochschulen führen sollten. Exemplarisch dafür steht die Expansion und Differenzierung des höheren Schulwesens, welches den Mädchen den Weg zum Abitur erleichterte und zu einer Erhöhung des weiblichen Anteils an der Gesamtstudierendenschaft führte.⁷ An der Universität Bonn stieg der Anteil der Studentinnen, bis auf wenige Ausnahmen, während des Untersuchungszeitraums kontinuierlich an und erreichte im Sommersemester 1931 mit 23 % den vorläufigen Höhepunkt. Verglichen mit dem prozentualen Anteil an allen

6 Vgl. Artikel 109 WRV, <http://www.verfassungen.de/de/de19-33/verf19.htm> (09.05.2018).

7 Zur Ausgestaltung des Schulwesens in den 1920er Jahren vgl. Bernd Zymek, Schulen, Hochschulen und Lehrer, in: Dieter Langewiesche/Heinz-Elmar Tenorth (Hg.), Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur (Handbuch zur deutschen Bildungsgeschichte Bd. 5: 1918–1945), München 1989, S. 155–257, hier: S. 171–175.

deutschen Universitäten lag der Anteil weiblicher Studierender in Bonn immer über dem Reichsdurchschnitt.

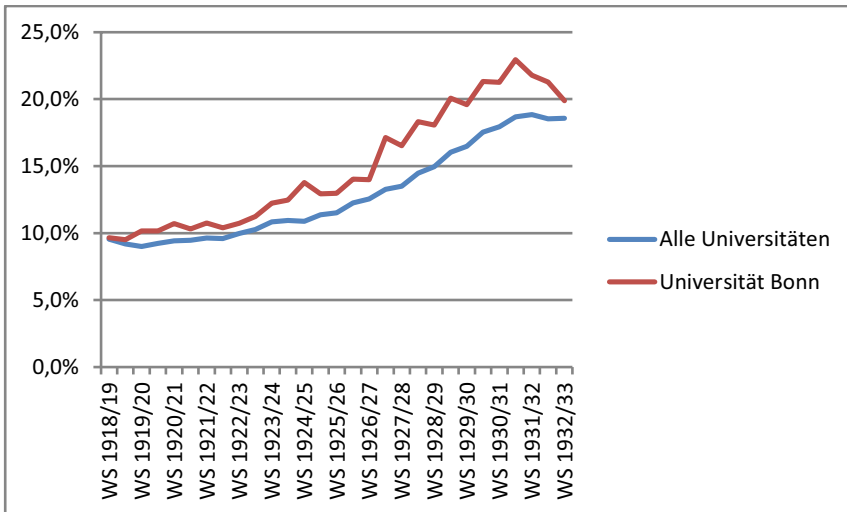


Abbildung 4: Der prozentuale Anteil der Studentinnen im Reich und an der Universität Bonn

Im Jahr 1920 erfolgte die Zulassung der Frauen zur Habilitation, wodurch es ihnen möglich wurde, eine akademische Karriere an der Universität einzuschlagen. Durch das 1922 erlassene »Gesetz über die Zulassung der Frauen zu den Ämtern und Berufen der Rechtspflege« erschien die Aufnahme eines Studiums juristischer Fachrichtung für Frauen eine berufliche Perspektive zu bieten.⁸

Auch wenn die vorgenannten bildungspolitischen Weichenstellungen dazu führten, dass Frauen mit größerer Selbstverständlichkeit ein Studium aufnahmen, prägte dennoch das traditionelle Familienmodell das Rollenverständnis der Gesellschaft.⁹ Insbesondere Teilen der reaktionären Öffentlichkeit war das Frauenstudium ein Dorn im Auge. Man warf den mehrheitlich aus den Oberschichten kommenden Studentinnen vor, die Universitäten als Heiratsbörsen zu missbrauchen und sprach ihnen auch ansonsten die Fähigkeiten, die für ein Hochschulstudium nötig seien, ab.¹⁰

8 Vgl. Gesetz über die Zulassung der Frauen zu Ämtern und Berufen der Rechtspflege vom 11.07.1922 (RGBl I 573).

9 Vgl. Annette Kuhn u. a. (Hg.), 100 Jahre Frauenstudium. Frauen an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Göttingen 1996, S. 42.

10 Vgl. Michael H. Kater, Die Krisis des Frauenstudiums in der Weimarer Republik, in: VSWG 59 (1972), S. 207–255.

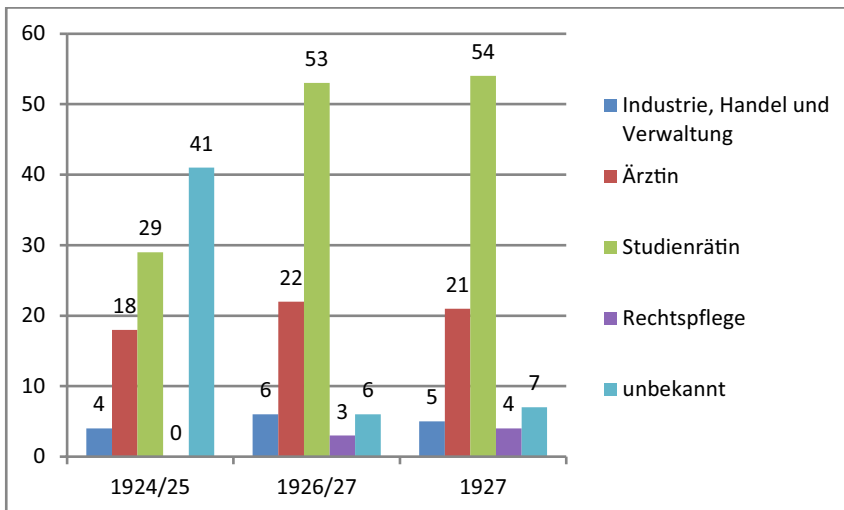


Abbildung 5: Berufsziele der Bonner Studentinnen

Die ökonomischen Krisen in der Weimarer Zeit und die daraus resultierende Diskussion über die »Überfüllung der Hochschule« sowie die ungünstige Lage des akademischen Arbeitsmarkts führten schließlich dazu, dass das Frauenstudium von vielen Seiten bekämpft wurde. Die These, dass das Frauenstudium die Stellung des Mannes im Berufsleben als Ernährer der Familie gefährde, führte zur Diskriminierung der Frauen auf dem akademischen Arbeitsmarkt.¹¹ So kündigten die ärztlichen Fachverbände Anfang der 1930er Jahre an, bei der Vergabe künftiger Arztstellen lediglich 5 % Medizinerinnen zu berücksichtigen.¹² Auch Vertreter des Philologenverbandes gaben den Absolventinnen bei der ohnehin schlechten Gesamtlage des Berufsstandes keine Chance auf eine berufliche Zukunft im Lehrberuf. Und das, obwohl von den 7000 Studierenden mit diesem Berufsziel 2000 weiblich waren!¹³ Ärztin und Studienrätin waren die häufigsten Berufsziele der Studentinnen. In Bonn gaben im Wintersemester 1926/27 53 % der Studentinnen an, den Beruf der Studienrätin/Lehrerin ergreifen zu wollen. Weitere 22 % studierten mit dem Berufsziel Ärztin (Abbildung 2).¹⁴ Auch staatlicherseits wurden die Berufswege der Studentinnen beschnitten. Konkret äußerte sich dies in den Personalabbauverordnungen von 1923 und dem »Gesetz über die Rechtsstellung der weiblichen Beamten« von

11 Vgl. ebd. Kater arbeitet die vielfältigen »Argumente« der Gegner des Frauenstudiums auf den Seiten 217–231 eindrucksvoll heraus.

12 Ebd., S. 218.

13 Ebd., S. 218.

14 Vgl. Holz, Bonner Studierende (wie Anm. 5), S. 19f.

1932, die eine jederzeitige Entlassung von verheirateten Beamtinnen möglich machte.¹⁵ Die zuvor erfolgte Öffnung der Berufe der Rechtspflege wurde dadurch gewissermaßen zurückgenommen und das juristische Studium unattraktiv.

Soziale und wirtschaftliche Verhältnisse der Bonner Studentinnen

»Die Not der akademischen Jugend wird immer größer, die geistige Verwirrung immer bössartiger, Arbeitslosigkeit. Die studentische Jugend steht mitten im Existenzkampf, ist ausgeliefert der rabiatesten Konkurrenz, steht mitten im Kampf aller gegen alle.«¹⁶

So schilderte der Autor Günther Weisenborn in seinem teils autobiographischen Roman die Situation der Studierenden gegen Ende der Weimarer Republik. Weisenborn studierte von 1923 bis 1927 Medizin, Philosophie und Germanistik in Köln und Bonn, bevor er eine Karriere als Schriftsteller und Dramaturg einschlug. Sein Roman »Barbaren« aus dem Jahr 1931 thematisiert die wirtschaftliche und soziale Lage der Bonner Studierenden in der ersten Hälfte der Weimarer Republik. Wie überall im Reich war auch die Bonner Bevölkerung von den Auswirkungen des verlorenen Krieges betroffen: Arbeitslosigkeit, Inflation sowie instabile politische Verhältnisse führten zu Orientierungslosigkeit in weiten Teilen der Bevölkerung. Besonders prekär war die Lage in den linksrheinischen Gebieten, die von den Siegermächten besetzt gehalten wurden. In Bonn wirkte sich die Abriegelung der besetzten Gebiete durch Blockaden der militärischen Verbände gravierend auf die Versorgung der Bevölkerung aus.¹⁷ Die schlechte Versorgungslage mit Grundnahrungs- und Heizmitteln war häufiger Anlass für Protestversammlungen und führte zu steigenden Preisen und Wucherei, die von der Bonner Stadtverwaltung vergeblich bekämpft wurden. Zwar entspannte sich die Versorgungslage Ende 1921 etwas, doch infolge der galoppierenden Inflation stiegen die Preise wieder an, sodass sich die Lage erst ab 1924 spürbar besserte und die Zwangsbewirtschaftung schließlich gänzlich beendet werden konnte.¹⁸

Unter dieser permanent schlechten Grundversorgung litten die Studierenden besonders stark, da die monatlich verfügbaren Finanzmittel kaum ausreichten, um die Lebenshaltungskosten zu decken. Neben Nahrungs- und Verbrauchsgüter verschlang die Wohnraummiete einen erheblichen Teil der finanziellen Mittel der Studierenden. Die angespannte Wohnraumsituation, herbeigeführt

15 Vgl. Kuhn (Hg.), 100 Jahre Frauenstudium (wie Anm. 9), S. 42.

16 Günther Weisenborn, *Barbaren*. Roman einer studentischen Tafelrunde, Berlin 1992, S. 7.

17 Vgl. Helmut Vogt, Bonn in Kriegs- und Krisenzeiten 1914–1948, in: Dietrich Höroldt/Manfred van Rey, *Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt 1794–1989* (Geschichte der Stadt Bonn Bd. 4), S. 438–638, hier: S. 481.

18 Ebd., S. 481.

durch Stillstand des Wohnungsbaus im Krieg und ein erhöhtes Aufkommen von Haushaltsneugründungen infolge vieler Eheschließungen nach dem Krieg,¹⁹ führten zu einer erheblichen Erhöhung der Mieten. Im Jahr 1918 bewegten sich die Kosten für ein Zimmer, inklusive Frühstück, noch zwischen 21 und 45 Mark.²⁰ Zwei Jahre später verlangte man bereits für ein Zimmer zwischen 300 und 400 Mark.²¹ An dieser erheblichen Steigerung waren die Besatzer nicht ganz unschuldig. Als 1920 die Franzosen Bonn übernahmen, kam es in den darauffolgenden Jahren zu einem enormen Bedarf an Wohnraum für die französischen Truppen. Zeitweise lebten bis zu 8.000 Militärs inklusive ihrer Familien in Bonn. Eine Regelung sah vor, dass freigewordener Wohnraum zunächst der französischen Einquartierungskommission angeboten werden musste.²² Folglich lag der studentische Wohnungsmarkt brach. In der Inflationszeit verschärfte sich die Situation abermals, als zahlungskräftige Ausländer mit harten Devisen die Zeitverhältnisse ausnutzten und in Bonn ihre Ferien verbrachten und somit den Studierenden die dringend benötigten Zimmer streitig machten.²³

Studentinnen hatten größere Schwierigkeiten bei der Suche nach geeignetem Wohnraum, als ihre männlichen Kommilitonen. Diese hatten alternativ die Möglichkeit in einer der zahlreichen Studentenverbindungen unterzukommen und dort günstigen Wohnraum zu erhalten. Auf solche jahrzehntelang gewachsenen Strukturen konnten die Studentinnen nicht zurückgreifen.²⁴ Studentinnenwohnheime waren eine Seltenheit in der deutschen Hochschullandschaft. Die wenigen Wohnheime, die in den 1920er Jahren entstanden, waren meist unter konfessioneller Trägerschaft, sodass die entsprechende Konfession Voraussetzung der Wohnraumvergabe war. In Bonn bestand ein Studentinnenwohnheim in Trägerschaft der katholischen Kirche, das Platz für 100 – 130 Studentinnen vorhielt und freie Zimmer nur an katholische Studentinnen vergab.²⁵ Studentinnen hatten zudem meist einen anderen Anspruch an ihre Un-

19 Die Zahl der Eheschließungen stieg von 602 im Jahr 1918 (höchster Wert im Zeitraum des Krieges) auf 1067 im Jahr 1919 an. Siehe hierzu: Statistisches Amt der Stadt Bonn (Bearb.), Verwaltungsbericht der Stadt Bonn 1919 bis 1921, Bonn 1921, S. 3.

20 Vgl. Josef Dietz, Bürger und Studenten, in: Dietrich Höroldt (Hg.), Stadt und Universität. Rückblick aus Anlaß der 150 Jahr-Feier der Universität Bonn, Bonn 1969, S. 215–266, hier: S. 237.

21 Vgl. Johann H. Mitgau, Der Student. Eine Einführung in Studium und Studentenleben an der deutschen Universität der Gegenwart, Heidelberg 1926, S. 78.

22 Vgl. Vogt, Bonn in Kriegs- und Krisenzeiten (wie Anm. 17), S. 478.

23 Vgl. Hans Henning Herzberg/Dietrich Höroldt, Stadtraum und Universität, in: Dietrich Höroldt (Hg.), Stadt und Universität. Rückblick aus Anlaß der 150 Jahr-Feier der Universität Bonn, Bonn 1969, S. 133–213, hier: S. 208.

24 Vgl. Burschenschaft Alemannia (Hg.), Die Burschenschaft Alemannia zu Bonn und ihre Vorläufer. Geschichte einer deutschen Burschenschaft am Rhein, Zweiter Band 1890–1924, Bonn 1925, S. 480f. und 489.

25 Vgl. ebd., S. 368.

terkunft, als ihre männlichen Kommilitonen, was die Wohnungssuche komplizierter machte. Agnes von Zahn-Hamack stellte dazu in ihrem Beitrag zum studentischen Wohnen fest, dass Männer eher über unzureichende Sauberkeit der Bleibe hinweg sahen, als junge Frauen. Außerdem nutzten die Männer ihr Zimmer überwiegend nur als Schlafstätte, während die Frauen sich auch zur Zubereitung kleinerer Mahlzeiten oder der Pflege der Garderobe in ihrem Wohnraum aufhielten.²⁶ Mitte der 1920er Jahre entspannte sich die Situation in Bonn, da aufgrund des Abzugs der französischen Besatzungstruppen Wohnraum frei wurde. Berichten des vom Verein Studentenwohl e.V. eingerichteten Wohnungs- und Vergünstigungsamtes zu Folge, konnte der Mehrzahl der Studierenden nun ohne Schwierigkeiten geeigneter Wohnraum vermittelt werden.²⁷

Die vor allem in der ersten Hälfte des Untersuchungszeitraums vorherrschenden schlechten Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse wirkten sich negativ auf den Gesundheitszustand der Bonner Studierenden aus. Aus den Berichten der Akademischen Krankenkasse geht hervor, dass sich teils 25–30 % der Bonner Studierenden in ärztlicher Behandlung befanden. Die Statistiken weisen unglücklicherweise keine Aufteilung nach Geschlechtern aus, weshalb hinsichtlich des Gesundheitszustandes nur Aussagen über den Zustand der Gesamtstudierendenschaft gemacht werden können. Auffällig ist, dass vor allem in den »Krisensemestern« der unmittelbaren Nachkriegszeit sowie Ende der 1920er Jahre die Zahl der Tuberkuloseerkrankungen beträchtlich zunahm.²⁸ Die Akademische Krankenkasse gewährte schwererkrankten Studierenden Kuraufenthalte, konnte dies aber aufgrund unzureichender finanzieller Möglichkeiten nicht allen bedürftigen Studierenden ermöglichen.

Die Werksstudentin

Die Finanzierung des Studiums erfolgte vor 1918 durch monatliche Unterstützung der Eltern, begabte Studierende konnten zusätzlich auf Stipendien hoffen.²⁹ Dies änderte sich in der Weimarer Republik erheblich, da sich die fortschreitende Geldentwertung in der Nachkriegszeit auch auf die elterlichen Ersparnisse

26 Vgl. Agnes von Zahn-Harnack, Studentinnenheime, in: Studentenwerk 3 (1929), S. 365–373, hier: S. 366.

27 Vgl. Jahresbericht des Vereins Studentenwohl e. V. für das Geschäftsjahr 1927/28, in: UAB: Bestand LWF 1 Nr. 3678.

28 Vgl. Berichte der Akademischen Krankenkasse, in: Chroniken der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn für die Rechnungsjahre 1914 bis 1922 sowie für die akademischen Jahre 1923/24 bis 1932/33, herausgegeben von den zeitigen Rektoren der Universität.

29 Vgl. Johann Mitgau, Der studentische Nebenerwerb nach dem Kriege, Göttingen 1925, S. 4.

und die Stipendien der Stiftungen negativ auswirkte. Die schlechte wirtschaftliche Situation zwang viele Studierende zur Finanzierung ihres Lebensunterhalts einer Nebenerwerbstätigkeit nachzugehen. Im Jahr 1922 betraf dies etwa 60 % der Gesamtstudierendenschaft, sodass man bald vom »Werkstudent« als neuen Typus und Massenphänomen sprach.³⁰ Das Phänomen des Werkstudenten wurde in der Öffentlichkeit stark thematisiert. Es wurde nicht nur als Möglichkeit der Finanzierung des Lebensunterhalts, sondern auch als Möglichkeit der Überwindung von Klassengegensätzen bzw. Annäherung zwischen Akademikern und Arbeitern gesehen.³¹

Die Aussichten auf eine Nebenerwerbstätigkeit waren in erster Linie vom Standort der Universität abhängig. Universitätsstädte, in denen Industrie oder Handel beheimatet waren, boten für die Studierenden eine bessere Aussicht auf einen Zuverdienst als Universitätsstädte, die keine industrielle oder merkantile Bedeutung hatten. Bonn gehörte nicht zu den Industrie- und Handelsstädten im Reich. Die Verantwortlichen der Bonner Stadtverwaltung hatten sich während der Hochindustrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegen die Ansiedlung von Industrie in Bonn entschieden.³² Im 19. Jahrhundert hatten wohlhabende Rentner Bonn zu einer der reichsten Städte Preußens gemacht. Aus diesem Grund entschied man sich auch gegen die Ansiedlung von industriellen Anlagen. Konzessions- und gewerbliche Baugesuche wurden mit dem Argument, dass die industrielle Entwicklung nicht in Einklang mit dem Charakter einer Garten- und Luxusstadt zu bringen sei, abgelehnt.³³ Es war daher für die Bonner Studierenden möglicherweise schwerer eine Nebenverdienstmöglichkeit ausfindig zu machen, als für ihre Kommilitonen, die in Handels- oder Industriestädten studierten. Zumindest könnte dieser Umstand eine Erklärung dafür sein, dass entgegen des reichsweiten Trends von 60 % in Bonn weniger als 10 % der Bonner Studierenden einem Nebenerwerb nachgingen. Von den Bonner Studentinnen waren es sogar nur 7–8 %, wie die vorhandenen Statistiken für Mitte

30 Vgl. Hans Sikorski, *Wirken und Werke innerhalb der deutsche Studentenschaft* (Deutschakademische Schriften, Heft 10/11), Marburg 1925, S. 25; Mitgau, *Der studentische Nebenerwerb*, S. 8 (wie Anm. 29).

31 Vgl. zum Werkstudententum v. a. Schwarz, *Studenten in der Weimarer Republik. Die deutsche Studentenschaft in der Zeit von 1918 bis 1923 und ihre Stellung zur Politik*, Berlin 1971, S. 84; Carl Duisberg, *Die Wirtschaftshilfe der deutschen Studentenschaft und der deutsche Werkstudent*, in: Ders./Reinhold Schairer, *Student und Wirtschaft*, Berlin 1924, S. 3–16, hier: S. 7f.; Thomas Nipperdey, *Die deutsche Studentenschaft in den ersten Jahren der Weimarer Republik*, in: Wilhelm Zilius/Adolf Grimme (Hg.), *Kulturverwaltung der Zwanziger Jahre*, Stuttgart 1961, S. 19–48, bes. S. 43f.

32 Vgl. Dietrich Höroldt, *Die Bedeutung der Universität für die Stadt*, in: Ders. (Hg.), *Stadt und Universität. Rückblick aus Anlaß der 150 Jahr-Feier der Universität Bonn*, Bonn 1969, S. 267–298, hier: S. 273f.

33 Vgl. Ernst Herkendell, *Die industrielle Entwicklung der Stadt Bonn seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Weltkrieges*, Köln 1923, S. 50.

der 1920er Jahre zeigen.³⁴ Typische Nebentätigkeiten der Studentinnen waren die Erteilung von Unterricht und Bürotätigkeiten – 84 % der Bonner Werksstudentinnen gingen im Sommersemester 1924 einer solchen Tätigkeit nach. Darüber hinaus arbeiteten die Studentinnen in Bibliotheken und bei Banken. Im Wintersemester 1926/27 gaben 85 % von ihnen als Nebenerwerbstätigkeit »im Beruf« an. Dies betraf vor allem Studentinnen, die mit dem Berufsziel einer Anstellung im höheren Bildungswesen studierten und ihren Lebensunterhalt mit der Erteilung von Nachhilfe oder der Erteilung von Unterricht verdienten.

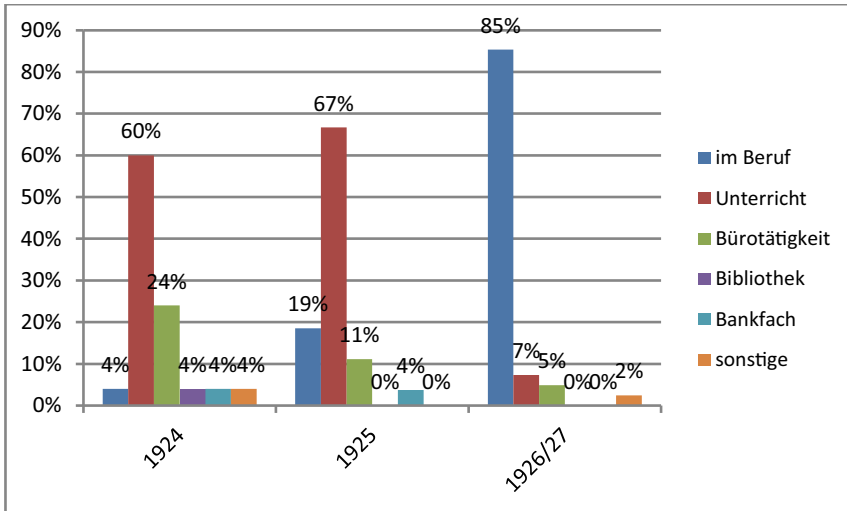


Abbildung 6: Nebenerwerbstätigkeiten Der Bonner Studentinnen

Auch wenn sich das Werkstudententum am Hochschulstandort Bonn nicht derart durchsetzen konnte, wie an manch anderen Hochschulen in Deutschland, sollte es dennoch erwähnt werden, da die heute selbstverständliche Nebenerwerbstätigkeit von Studentinnen und Studenten in der Weimarer Republik ihren Anfang nahm.

Die politische Studentin

In der Weimarer Republik entstanden im Zuge der Demokratisierung an den Hochschulen die ersten staatlich anerkannten Studentenvertretungen. In der Vorkriegszeit beanspruchten die Korporationen für sich, die Belange aller Stu-

³⁴ Die folgenden Werte wurden den Preußischen Hochschulstatistiken entnommen und ausgewertet (wie Anm. 1).

denten, also auch der Nicht-Korporierten, zu vertreten. Dies sollte sich nun ändern. Nach der Verordnung des preußischen Studentenrechts des Jahres 1920 wurden die unmittelbar nach Kriegsende an den Hochschulen entstandenen Studentenausschüsse und Studierendenparlamente Bestandteil der preußischen Hochschulen.³⁵ Die Vertreter der Studierendenschaft sollten in demokratischen Wahlen, die in der Regel zu Beginn eines Kalenderjahres stattfanden, bestimmt werden.

Die politische Einstellung der deutschen Studierenden war mehrheitlich deutsch-national geprägt. Im Laufe der Weimarer Zeit radikalisierte sich die Studierendenschaft, was sich vor allem im Streit über das Prinzip ihrer Organisation ausdrückte: Der radikale Flügel vertrat den Standpunkt, dass die Mitgliedschaft in den örtlichen Studentenschaften nach völkischem Prinzip erfolgen müsse und stand damit in Opposition zum Preußischen Kultusminister und dem gemäßigten republikanischen Flügel der Studierendenschaft, welche die Mitgliedschaft nach staatsbürgerlichem Prinzip vertraten. Der Streit führte innerhalb der Deutschen Studierendenschaft zur Spaltung und schließlich 1927 zur Auflösung der Allgemeinen Studentenausschüsse an den preußischen Hochschulen, da sich eine große Mehrheit in einer Abstimmung zum völkischen Prinzip bekannte und die vom Kultusminister geforderte Anerkennung des staatsbürgerlichen Prinzips ablehnte.³⁶

Innerhalb der Bonner Studentenkammer und dem AStA hatten die republikanisch gesinnten Studierenden lange Zeit die Mehrheit. Auch bei den Kammerwahlen im Jahr 1926 konnten die republikanischen Gruppen, trotz lebhafter rechtsradikaler Agitation einiger Korporationen, insgesamt 17 der 25 Kammerstimmen für sich gewinnen.³⁷

Ob auch Studentinnen in der studentischen Selbstverwaltung engagiert waren, kann aufgrund der schlechten Quellenlage nicht nachvollzogen werden. Die in der zeitgenössischen Literatur erwähnten Mitglieder des AStA waren jedenfalls alle männlich.³⁸ Es gibt jedoch Hinweise, dass Studentinnen sich in den damals neu entstandenen, parteinahen Hochschulgruppen engagierten. Die Studentin Irene Diehl war beispielsweise 1919 in der Hochschulgruppe der USPD aktiv. Diehl setzte sich damals für ihren Kommilitonen Hans Braun ein, der wegen Verteilung bolschewistischer Flugblätter in Haft genommen worden war

35 Vgl. zum Studentenrecht Ernst Rudolf Huber, Die Studierendenschaft in der deutschen Hochschulverfassung, in: Ders. (Hg), Deutsche Verfassungsgeschichte Bd. 6, S. 1002–1022.

36 Zur politischen Einstellung der Studierenden in der Weimarer Zeit vgl. Michael H. Kater, Studierendenschaft und Rechtsradikalismus in Deutschland 1918–1933, Hamburg 1975 sowie Jürgen Schwarz, Studenten in der Weimarer Republik (wie Anm. 31).

37 Vgl. Zeitungsartikel »Kammerwahlen bestätigen Republikaner als stärkste Kraft«, in Echo der Gegenwart (1926), o. D.

38 Vgl. die Wahlergebnisse und Zusammensetzung des AStA, in: UAB: Bestand Kur 106 F2.

und riskierte mit ihrem Einsatz einen Verweis von der Universität.³⁹ In einem Schreiben an den Kultusminister, in dem die Freilassung des Studenten Ewald Königs, der ebenfalls wegen bolschewistischer Umtriebe in Haft saß, gefordert wurde, zählten sieben Studentinnen zu den Unterzeichnenden.⁴⁰ Darüber hinaus engagierten sich Studentinnen in der Sozialistischen Arbeitsgemeinschaft, die nach der Machtergreifung 1933 wegen kommunistischer Betätigung verboten wurde. Die Mitglieder wurden vom Rektorat erfasst und – sofern sie nicht bereits exmatrikuliert waren – aufgrund ihrer Mitgliedschaft vom Studium ausgeschlossen. Namentlich genannt sind drei Studentinnen, zu denen Thea Kantorowicz, die Tochter des damaligen Professors für Zahnmedizin und Bonner Stadtverordneten für die SPD, Alfred Kantorowicz, gehörte.⁴¹ Die Bonner Studentinnen engagierten sich jedoch nicht nur in den linken Hochschulgruppen. Die Studentin Lore Fischer war Mitglied in der DNVP-nahen Studentengruppe DNSt und vertrat eine deutsch-nationale Politik. In einem Bericht über die politische Einstellung der Bonner Studentinnen beklagte sie eine überwiegend vorherrschende Interessenlosigkeit für politische Belange und bei den wenigen interessierten Studentinnen eine sehr liberale und demokratische Einstellung.⁴²

1928 gründete sich auch an der Universität Bonn eine Ortsgruppe des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes (NSDStB). Der Ausschluss der weiblichen Mitglieder des NSDStB durch Verfügung des Reichsstudentenführers Baldur von Schirach Anfang 1930, führte zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft Nationalsozialistischer Studentinnen (ANSt) als Unterorganisation des NSDStB. Vorrangiges Ziel der ANSt war die Erziehung der Studentinnen im Sinne der NS-Ideologie vom »Wesen der Frau«. Die Ansichten des ANSt hatten mit dem Gleichberechtigungsgedanken zu Anfang der Weimarer Republik keine Schnittmengen. Entsprechend gering war der Zulauf der Bonner Studentinnen zum ANSt. Von den im letzten Semester vor der Machtergreifung eingeschriebenen 983 Frauen gehörten lediglich 12 Studentinnen der ANSt an.⁴³

39 Vgl. Der Fall Irene Diehl und der Skandal um Hans Braun, in: GStA PK, I. HA Rep 76 Kultusministerium V a Nr. 10489, Die Disziplin und die Excesse auf der Universität Bonn.

40 Vgl. Bonner Studenten für die Freilassung Ewald Königs, in: ebd.

41 Vgl. Die Auflistung der aufgrund des Ministerialerlasses vom 29.06.1933, U I 21890, vom Studium ausgeschlossenen Personen, in: UAB: Bestand PharmPK 73–24, Allgemeines 1923–1933.

42 Vgl. Bericht Lore Fischer (DNSt) zur politischen Einstellung der Bonner Studentinnen vom 23.5.1928, in: Bundesarchiv: R 8005/28, DNSt Bonn.

43 Vgl. Kuhn (Hg.), 100 Jahre Frauenstudium (wie Anm. 9), S. 65.

Schlussbetrachtung

Die Frage, ob das Frauenstudium in der Weimarer Zeit einen »Durchbruch« erzielte, kann am Schluss nicht eindeutig beantwortet werden. Gemessen an der stetig steigenden Zahl des weiblichen Anteils an der Gesamtstudierendenschaft kann sicherlich von einem bildungspolitischen Erfolg gesprochen werden, der letztlich vor allem auf den Ausbau des Mädchenschulwesens zurückzuführen ist. Hinsichtlich der beruflichen Aussichten der weiblichen Akademikerschaft muss jedoch festgehalten werden, dass die anfängliche Öffnung der akademischen Berufe auf den Druck reaktionärer Kreise Stück für Stück zurückgenommen wurde. Für die Bonner Studentinnen galt dies wie für die übrigen Studentinnen im Reichgebiet.

Die wirtschaftliche und soziale Lage der Bonner Studentinnen muss wegen der besonderen Situation im besetzten Gebiet links des Rheins als vergleichsweise schlecht bewertet werden. Auch die Möglichkeiten des Hinzuverdienst durch das damals neue Phänomen der studentischen Werksarbeit waren in Bonn aufgrund weitgehend fehlender Industrie- und Handelsunternehmen ungünstiger, als in anderen Universitätsstädten. Das politische Engagement der Bonner Studentinnen ist schwer fassbar. Die wenigen vorhandenen Quellen lassen jedoch die Vermutung zu, dass die Studentinnen mehrheitlich eher unpolitisch waren. Die Wenigen, die sich politisch engagierten sind überwiegend dem links-liberalen bzw. sozialen/sozialdemokratischen Spektrum zuzuordnen. Rechte und rechtsextreme Studentinnen blieben in Bonn auch nach der Machtergreifung eine Randerscheinung.

Marie Kahle (1893–1948): Bonner Professorengattin, Pädagogin und Gegnerin des NS-Regimes

Marie Kahle¹ war die Ehefrau von Paul Kahle (1875–1964), einem der bedeutendsten Orientalisten des 20. Jahrhunderts, der von 1923 bis 1938 Direktor des Orientalischen Seminars der Universität Bonn war.² Marie Kahles Bedeutung beschränkt sich jedoch nicht darauf, Professorengattin, Mutter von fünf Söhnen, Gastgeberin für zahlreiche kurz- und langfristige Gäste im Hause Kahle und die wohl wichtigste Beraterin ihres Mannes gewesen zu sein: Schon früh hatte sie sich mit den Parteiprogrammen der NSDAP und Hitlers »Mein Kampf« beschäftigt und die politische Durchschlagskraft der NS-Ideologie klar erkannt: Sie wurde zur entschiedenen Gegnerin der Führer-Diktatur.³ Ab 1929 hatte sie mehrmals eine Auswanderung der Familie aus Deutschland angemahnt,⁴ war damit jedoch nicht auf Gehör gestoßen.

Marie Kahle leistete bei verschiedenen Gelegenheiten vor allem durch die Solidarisierung mit verfolgten jüdischen Mitbürgern zivilen Widerstand, der in den ersten Jahren nach der Machtergreifung keinerlei Folgen für die Familie zu haben schien. Erst im November des Jahres 1938 geriet sie anlässlich der Reichspogromnacht in unmittelbare Konfrontation mit dem NS-Regime, die in die vorzeitige Beendigung der Universitätskarriere Paul Kahles und die Flucht

1 Für Unterstützung bei meinen Recherchen zu Marie Kahle danke ich insbesondere den Mitarbeitern des Paul Kahle Fonds der Universität Turin und der Gedenkstätte für die Bonner Opfer des Nationalsozialismus, dem Leiter des Bonner Universitätsarchivs, Herrn Dr. Thomas Becker, Familie Tenelsen in Altenbeken, Herrn Prof. Dr. em. Wilhelm Bleek, sowie Herrn Felix Kahle für freundliche Hinweise auf Literatur und Archivbestände, Fotos aus Familienbesitz sowie seine Genehmigung zur Einsichtnahme von Unterlagen zu Familie Kahle.

2 Zu Paul Kahle vgl. Christine Schirmmacher, Der Theologe und Orientalist Paul Kahle (1875–1964) in den Speichen der NS-Diktatur, in: Harald Meyer/Christine Schirmmacher/ Ulrich Vollmer (Hg.), Die Bonner Orient- und Asienwissenschaften: Eine Geschichte in 22 Porträts, Gossenberg 2018 (im Druck).

3 Marie Kahle, Why we had to leave Germany. Undatiertes Manuskript. Weston Library in Bodleian Libraries, University of Oxford, Archiv der Society for the Protection of Science and Learning (SPSL), I.14.4. Oriental Philology MS.SPSL.305/1–2.

4 So der Bericht Wilhelm Kahles, My Life. Kopie aus Privatbesitz, undatiert [nach 1986], 44 S.

der siebenköpfigen Familie nach England kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges mündete.

Da Marie Kahle niemals dem Lehrkörper der Bonner Universität angehört hatte, existiert im dortigen Archiv keine Personalakte. Allerdings verfasste sie bereits 1939, als die Familie nach ihrer Emigration nach England immer wieder gefragt wurde, warum sie, die weder Juden noch Kommunisten waren, Deutschland hatten verlassen müssen, einen ersten Bericht über die Ereignisse in Bonn nach der Reichspogromnacht und ihre Flucht nach England. Er ist unter dem Titel »Why we had to leave Germany« als Manuskript erhalten geblieben.⁵ Eine wesentlich umfangreichere Schilderung ihrer Bonner Jahre von 1923 bis 1938 und die Flucht ihrer Familie aus Deutschland, die in Form eines Tagebuches abgefasst ist, ist in einer kürzeren Erstfassung auf Englisch ebenso erhalten geblieben wie in einer ausführlichen Langfassung aus dem Jahr 1939,⁶ die 1945 erstmals als Privatdruck in England veröffentlicht wurde.⁷ Weil dessen deutsches Original nicht mehr auffindbar war, wurde der Bericht später rückübersetzt und erschien 1998 auf Deutsch,⁸ 2001 auch auf Französisch.⁹

Darüber hinaus sind zu Marie Kahle biographische Unterlagen¹⁰ sowie Briefe erhalten geblieben,¹¹ die zum Teil in den rund 25 Archiven im In- und Ausland aufzufinden sind, die auch Unterlagen zu Paul Kahle aufbewahren. Zudem hat der älteste Sohn des Ehepaares, Wilhelm Kahle, teils in deutscher, teils in englischer Sprache eine sehr persönlich gehaltene Schilderung des Handelns seiner Mutter im Jahr 1938 und des Familienlebens in England ab 1939 verfasst. Diese Schilderung trägt den Titel »My Life« und ist unveröffentlicht.¹² Zudem existiert in Privatbesitz auf Englisch ein sprachlich sehr abgerundetes Manuskript der Familiengeschichte, das in Teilen der biographischen Erzählung von Marie Kahle »Was hätten Sie getan?« entspricht, jedoch mit persönlichen Anmerkungen

5 Marie Kahle, *Why* (wie Anm. 3).

6 Marie Kahle verfasste sie ursprünglich auf Deutsch; ihre Söhne übersetzten sie anschließend ins Englische. Diese deutsche Originalfassung scheint verloren gegangen zu sein. Die englische Fassung von 1945 erschien als Privatdruck unter dem Titel: *What would you have done? The Story of the Escape of the Kahle Family from Nazi-Germany*. London 1945.

7 Marie Kahle, *What* (wie Anm. 6).

8 Marie Kahle, *Was hätten Sie getan? Die Flucht der Familie Kahle aus Nazi-Deutschland, und Paul Kahle, Die Universität Bonn vor und während der Nazi-Zeit (1923–1939)*, hg. von John H. Kahle und Wilhelm Bleek, Bonn 1998.

9 Marie Kahle, *Tous les Allemand n'ont pas un coeur de pierre: récit de la fuite de la famille Kahle hors de l'Allemagne nazie*, Paris 2001.

10 So z. B. ihr Reifezeugnis des Privaten Oberlyzeums von Fräulein Aust zu Breslau vom 11. März 1912 im Universitätsarchiv Gießen: Akte Stud. Mat. 6861+6862, Gisevius Marie + Otto.

11 So etwa in der Biblioteca Dipartimento Orientalistica, Fondo Paul Kahle, Universität Turin oder im Institut für Zeitgeschichte, München.

12 Wilhelm Kahle, *My Life*. Kopie aus Privatbesitz, undatiert [nach 1986].

Wilhelm Kahles angereichert wurde. Dieser Text erschien in deutscher Übersetzung 1986 unter dem Titel: »Jeder Grashalm hat einen Engel«. ¹³

Marie Kahle ist für die Bonner Stadt- und Universitätsgeschichte in Zeiten der nationalsozialistischen Diktatur von besonderem Interesse, veranschaulichen ihr Handeln und die sich daraus ergebenden Konsequenzen am Beispiel der Geschichte einer Bonner Professorenfamilie doch besonders eindrücklich die ideologische Vereinnahmung von Politik, Gesellschaft und Wissenschaft bis in den Privatbereich und die vielfältigen Facetten des Überlebenskampfes in einer Diktatur zwischen Anpassung und Widerstand.

Die große Mehrheit der Professoren und intellektuellen Elite der Weimarer Republik kann als grundsätzliche Befürworter der Idee eines autoritären Staates und des nationalistischen Gedankens einer Einheit von Volk und Staat betrachtet werden. ¹⁴ Nach der »Machtergreifung« konnte die Unterstellung der Universitäten unter das Reichswissenschaftsministerium und die Durchsetzung des Führerprinzips ohne nennenswerte Widerstände umgesetzt werden. Dann folgte die Entfernung weltanschaulich und rassistisch unliebsamer Mitglieder des Lehrkörpers. Nur wenige Hochschullehrer wandten sich gegen Ausgrenzung und Vertreibung ihrer Kollegen und verweigerten dem NS-Regime ab 1933 aktiv die Gefolgschaft. ¹⁵ Vielmehr

»beeilte sich ein nicht unbedeutender Teil der Professorenschaft nach dem 30. Januar [1933, C.S.] jenes Jahres sehr rasch, mit Ergebnisadressen an den ›Führer‹ und Wahlaufufen zugunsten der NSDAP zu zeigen, daß man die Zeichen der Zeit verstanden hatte.« ¹⁶

Offener Widerstand war unter den intellektuellen Eliten an den Universitäten die Ausnahme; zwar kann nur eine Minderheit der Professorenschaft als überzeugte Anhänger des Nationalsozialismus gelten, aber eine Anpassung an die Verhältnisse aufgrund von Zwang oder Opportunismus dürfte an der Tagesordnung gewesen sein. Zudem war »Ambivalenz [...] die Regel.« ¹⁷ Diese Anpassung an die ideologische Vereinnahmung von Politik und Gesellschaft in Zeiten des Dritten

13 Hermann Multhaupt, *Jeder Grashalm hat einen Engel*. München 1986.

14 So Ludmila Hanisch, *Die Nachfolger der Exegeten. Deutschsprachige Erforschung des Vorderen Orients in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, Wiesbaden 2003, S. 3.

15 Jens Thiel, »Akademische Zinnsoldaten?« *Karrieren deutscher Geisteswissenschaftler zwischen Beruf und Berufung (1933/1945)*, in: Rüdiger vom Bruch/Uta Gerhardt/Aleksandra Pawliczek (Hg.), *Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2006, S. 167–194/hier S. 170.

16 Renate Knigge-Tesche (Hg.), *Berater der Braunen Macht. Wissenschaft und Wissenschaftler im NS-Staat*, Frankfurt 1999, S. 5.

17 Thiel, *Zinnsoldaten* (wie Anm. 15), S. 194 mit Verweis auf Klaus Ziegler, *Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft im Dritten Reich*, in: Andreas Flitner, *Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus. Eine Vortragsreihe der Universität Tübingen*, Tübingen 1965, S. 144–159.

Reiches zeigte tiefgreifende Auswirkungen bis in den Privatbereich der Familien und der persönlichen Lebensplanung. Die Geschichte der Familie Kahle stellt dafür ein besonders eindruckliches Beispiel dar.

Marie Kahle: Familie – Studium – Eheschließung

Marie Pauline Emilie Gisevius wurde am 6. 5. 1893 als dritte Tochter von Paul Timotheus Gisevius (1858–1935) und seiner ersten Ehefrau Marie Stolzmann (1860–1920) in Dahme in der Mark geboren. Ihre Familie entstammte dem Adel, war begütert und gehörte der Bildungselite an.



Abbildung 1: Marie Kahle 1937 [Rechte: Familie Kahle]

Familie Gisevius

Als älteste Tochter des Ehepaars Gisevius war Anna (geb. 1886), als zweite Tochter Elisabeth (geb. 1888) und als viertes Kind nach Marie noch ein Sohn, Otto (geb. 1897), zur Welt gekommen. Die Familie entstammte einem polnischen Adelsgeschlecht und lässt sich bis ins 13. Jahrhundert lückenlos zurückverfolgen.¹⁸ Nach Auffassung des Westpreussischen Geschlechterbuchs und »nach der

¹⁸ So die Angaben im Westpreussischen Geschlechterbuch, bearbeitet v. Helmut Strehlau, Bd. 3. Limburg 1964, S. 342.

Familienüberlieferung«¹⁹ war der Name Gisevius im 17. Jahrhundert nach dem Übertritt Pawel von Gizycki vom Katholizismus zum Protestantismus als latinisierte Form von Gizycki entstanden. Auch wenn andere Genealogen dieser Ableitung widersprechen und den »historischen Faden für den Nachweis« der Herleitung von Gizycki zu Gisevius als »sehr dünn«²⁰ beurteilten, entspricht dies der Familienüberlieferung der Familie Gisevius, die ihre Vorfahren als polnische Adelige ausweist.²¹

Marie Gisevius' Vater, der Agrarökonom Paul Gisevius (1858–1935), war als Sohn des Kreisrichters in Wartenburg und späteren Landrates in Allenstein, Otto Gottlieb Robert Gisevius (1821–1871), und seiner Ehefrau, seiner Cousine zweiten Grades, Charlotte Adolphine Therese Gisevius (1824–1884),²² am 28. 9. 1858 in Wartenburg in Ostpreußen geboren worden. Ab einem Alter von zehn Jahren besuchte er in Königsberg das Kneiphöfische Gymnasium, das seit 1534 evangelische Gelehrtenschule und seit 1831 humanistisches Gymnasium gewesen war. Mit der Prima wechselte er auf das Königlich-Preußische Gymnasium Laurentianum in Arnsberg, Westfalen, wo er 1879 sein Abitur ablegte.²³

Paul Gisevius belegte ab 1879 an der Universität Königsberg Naturwissenschaften und Landwirtschaft; ab 1881 studierte er Naturwissenschaften, Landwirtschaft und Kulturtechnik an der Universität Bonn und an der Akademie Poppelsdorf. 1882 konnte er sein Studium als Kulturtechniker abschließen und wurde 1883 in Bonn zum Dr. phil. promoviert. Daraufhin legte er an der Universität Königsberg sein Examen für Lehrer der Landwirtschaft ab, 1885 auch das Oberlehrerexamen mit der Lehrberechtigung für Chemie, Mineralogie, Botanik, Zoologie und philosophische Propädeutik. 1883–1886 folgte die Tätigkeit als praktischer Landwirt auf dem Familienbesitz in Wartburg. 1884 schloss er mit Marie Stolzmann (1860–1920) die Ehe, aus der vier Kinder hervorgingen.

Ab 1886 war Paul Gisevius in Ostpreußen als Wanderlehrer des in Königsberg ansässigen Ostpreußischen Landwirtschaftlichen Centralvereins tätig. Er richtete zunächst eine landwirtschaftliche Winterschule in Braunsberg ein; ab 1888 war er Lehrer an der Höheren Landwirtschaftsschule in Dahme (Mark Brandenburg), die Landwirtschaftslehrer ausbildete; ab 1895 war er Oberlehrer und

19 Adolf Stählin, Paul Gisevius (1858–1935)/Professor der Landwirtschaftswissenschaft, in: Hans Georg Gundel/Peter Moraw/Volker Press (Hg.), Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Bd. 2. Marburg 1982, S. 276–286/hier S. 276.

20 So etwa Kurt Forstreuter, Der Ursprung der ostpreußischen Familie Gisevius, in: Altpreußische Geschlechterkunde: Blätter des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen e. V. N. F. 12/H.2/4 (1964), S. 113–115/hier S. 114.

21 Wilhelm Kahle, My life (Kurzfassung aus Privatbesitz) undatiert [nach 1964].

22 Stählin, Gisevius (wie Anm. 19).

23 Ebd., S. 277.

1896 bis 1898 Direktor der Schule.²⁴ 1898 wurde Paul Gisevius außerordentlicher Professor für Allgemeine und Spezielle Pflanzenproduktionslehre an der Universität Königsberg. 1903 wurde er als ordentlicher Professor für Landwirtschaftslehre und Direktor des Landwirtschaftlichen Instituts an die Universität Gießen berufen, etablierte dort den Studiengang der Landwirtschaft als akademische Disziplin, richtete eine Wetterdienststelle sowie eine Hauptstelle für Pflanzenschutz, eine Samenkontrolle und Kartoffelkulturstation ein. Er veröffentlichte mehrere Lehrbücher, hielt zahlreiche Vorträge und wurde Berater der Hessischen Landwirtschaftskammer.

1913 wurde ihm das Ritterkreuz I. Klasse verliehen; 1917 erhielt er den Titel Geheimer Hofrat. 1921 heiratete Paul Gisevius nach dem Tod seiner ersten Frau im Jahr 1920 in zweiter Ehe Adele Wilhelmine Henriette von Detmering (1868–1942). 1925 wurde Paul Gisevius als »einer der letzten Universalisten«, der in nahezu allen landwirtschaftlichen Disziplinen gelehrt, publiziert und geforscht hatte, in Gießen emeritiert.²⁵

Ausbildung und Studium

Paul Gisevius' drittälteste Tochter, Marie Gisevius, hatte zunächst das Lyzeum in Gießen besucht; ein Bildungsweg, der fast ausschließlich höheren Töchtern offenstand. Nach dem Besuch des Lyzeums setzte Marie Gisevius für $2\frac{3}{4}$ Jahre, wie das Abschlusszeugnis bescheinigt, ihren Schulbesuch am Privaten Oberlyzeum von Fräulein Margarete Aust in Breslau fort, das zuvor von Hedwig Knittel geführt worden war. Am Oberlyzeum in Breslau hatte sie am 11.3.1912 ihr Reifezeugnis erlangt, und ein Jahr später, am 12.3.1913 nach einer Prüfung vor der Königlichen Prüfungskommission in Breslau auch die Lehrerlaubnis für Höhere Töchterschulen.²⁶

Der Erwerb der Lehrerlaubnis für Mädchen- oder Töchterschulen, die auch Lyzeen genannt wurden, war für junge Frauen um die vorige Jahrhundertwende eine der ganz wenigen Möglichkeiten zum Bildungsaufstieg, zur eigenen Erwerbstätigkeit und finanziellen Unabhängigkeit. Sie war allerdings aufgrund des ab 1867 vielerorts gesetzlich verankerten »Lehrerinnenzölibats« an die Ehelosigkeit geknüpft; eine Eheschließung hatte automatisch die Entlassung aus dem Schuldienst zur Folge.

Der Erwerb der Lehrerlaubnis für Höhere Töchterschulen bedeutete Ende des

24 L. Kracke, Landwirtschaftsschule Dahme (Mark) 1876–1926. Festschrift zur Fünfzig-Jahr-Feier, Dahme 1926, S. 28.

25 Stählin, Gisevius (wie Anm. 19), S. 282.

26 Reifezeugnis Oberlyzeum, Privates Oberlyzeum von Frl. Aust (vorm. H. Knittel) zu Breslau, Universitätsarchiv Gießen, Stud.Mat. 6861+6862, Gisevius Marie + Otto (wie Anm. 10).

19. Jahrhunderts bereits den höchsten erreichbaren Bildungsabschluss. Allerdings war der Weg, der Mädchen diesen Abschluss ermöglichte, lang und steinig: Schon der Schulbesuch für Mädchen hatte sich nur zeitlich verzögert durchgesetzt und war im Volksschulbereich erst in den 1880er Jahren in größerem Umfang Realität geworden. Erst mit dem 1920 eingeführten Reichsgrundschulgesetz wurde die Schulpflicht gesetzlich verankert, womit der Schulbesuch auch für Mädchen flächendeckend vorausgesetzt werden kann. Allerdings blieben im gesamten 18. und 19. Jahrhundert Mädchenschulen finanziell generell schlechter ausgestattet als Jungenschulen.²⁷

Während die Notwendigkeit der Volksschulbildung auch für Mädchen schließlich Akzeptanz fand, galt das nicht im selben Maß für die höhere Mädchenschulbildung: Zwar waren bereits im 18. Jahrhundert Höhere Mädchenschulen ins Leben gerufen worden, allerdings galt als Ziel des Unterrichts nicht die intellektuelle Förderung von Frauen um ihrer eigenen Fähigkeiten willen, sondern ihre Ausbildung »zur geschickten Haushälterin, zur würdigen Gattin und Freundin des Mannes und zur musterhaften Mutter und Erzieherin«,²⁸ damit

»der deutsche Mann nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Frau an dem häuslichen Herde gelangweilt und in seiner Hingabe an höhere Interessen gelähmt werde, daß ihm vielmehr das Weib mit Verständnis dieser Interessen und der Wärme des Gefühls für dieselben zur Seite stehe.«²⁹

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren staatliche Maßnahmen noch vielfach darauf ausgerichtet, die Einrichtung höherer Bildungsinstitutionen für Mädchen zu verhindern, die den Höheren Knabenschulen entsprachen. Offizielle gutachterliche Stellungnahmen und Presseverlautbarungen überboten sich gegenseitig in hämisch-gehässigen Kommentaren zu den Höheren Mädchenschulen, die u. a. »Hysterie, Veitstanz, Epilepsie, Geistesstörungen« förderten sowie über die Eitelkeit, Unfähigkeit und geistig-seelische Entartung von Frauen,

27 Juliane Jacobi, Mädchen- und Frauenbildung in Europa von 1500 bis zur Gegenwart. Frankfurt 2013, S. 161.

28 Marie Artin, Mädchenerziehung und Mädchenunterricht, in: Wilhelm Rein (Hg.), Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik, Bd. 5. Langensalza 1906, S. 707, zitiert nach Anke Edelbrock, Mädchenbildung und Religion im Kaiserreich und Weimarer Republik. Eine Untersuchung zum Evangelischen Religionsunterricht und zur Vereinsarbeit der Religionslehrerinnen, Neukirchen-Vluyn 2006, S. 90.

29 Den Hohen Deutschen Staatsregierungen gewidmete Denkschrift der ersten Deutschen Hauptversammlung von Direktoren und Lehrenden der Höheren Mädchenschulen betreffend eine gesetzliche Normierung der Organisation und Stellung des Höheren Mädchenschulwesens, in: Emmy Beckmann, Die Entwicklung der Höheren Mädchenbildung in Deutschland von 1870 bis 1914. Berlin 1936, S. 8, zitiert nach Edelbrock, Mädchenbildung (wie Anm. 28), S. 91.

die eine höhere Bildung erwerben wollten.³⁰ Deshalb befanden sich die meisten Höheren Töchterschulen in privater und nicht in staatlicher Hand.

Der Anteil der Mädchen, die diese höheren Schulen besuchten, blieb auch Ende des 19. Jahrhunderts gering,³¹ da die Auffassung vorherrschte, dass Mädchen und Frauen physisch und psychisch weniger leistungsfähig seien. Ihnen sei daher der Erwerb höherer, insbesondere mathematisch-naturwissenschaftlicher Bildung, nicht möglich und diese ihnen im Übrigen auch nicht angeraten; eine Haltung, die sich auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts nur langsam wandelte.

Die bestehenden Höheren Töchterschulen führten nach neun bis zehn Jahren zu einem mittleren Bildungsabschluss, im Unterschied zu den Höheren Knabenschulen jedoch nicht zum Abitur. Erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts wurden Mädchengymnasien und gymnasiale Kurse eingerichtet, die Mädchen auf das Abitur vorbereiteten. Ab 1908, nach der preußischen »Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens«, wurde der Pflichtschulbesuch auf zehn Jahre erweitert³² und die Höheren Mädchenschulen als höhere Schulen anerkannt,³³ so dass nach Absolvierung der Höheren Töchterschulen und drei bis vier weiteren Jahren Schulbesuch nun auch Mädchen das Abitur ablegen konnten.³⁴ Damit stand ihnen formal die Universität offen; was nicht bedeutete, dass sie nun ungehindert Zugang zu allen Universitäten, Fächern und Lehrveranstaltungen erhalten hätten.

Bevor die Möglichkeit geschaffen wurde, im Anschluss an den Besuch der Höheren Töchterschule das Abitur zu erwerben, besaßen Mädchen ausschließlich die Möglichkeit, von den Lyzeen auf eins der Lehrerinnenseminare überzuwechseln, die nach 1800 entstanden waren und auf den Beruf der Volksschullehrerin oder aber auf die Prüfung für den Unterricht an der Höheren Mädchenschule vorbereiteten. Mit dieser Prüfung war theoretisch auch ein Zugang zur Universität möglich; allerdings blieb der notwendige Erwerb einer zweiten Fremdsprache als Zugangsvoraussetzung ein Problem. Darüber hinaus kam dieser Bildungsweg allein aus wirtschaftlichen Überlegungen heraus nur für eine Minderheit von Frauen und Mädchen überhaupt in Betracht.

30 Maria W. Blochmann, »Laß dich gelüsten nach der Männer Weisheit und Bildung«. Frauenbildung als Emanzipationsgelüste 1800 – 1918, Pfaffenweiler 1990, S. 67; weitere ähnliche Äußerungen s. ebd.

31 Edelbrock, Mädchenbildung (wie Anm. 28), S. 83; 87; 90.

32 Ingeborg Schultheis, Zur Problematik der eigenständigen Mädchenbildung. Frankfurt 1995, S. 105.

33 Edelbrock, Mädchenbildung (wie Anm. 28), S. 88.

34 Letztlich war mit dem Ausbau des höheren Mädchenschulwesens auch eine Umorganisation der Lehrpläne notwendig, da in Bezug auf den Zugang zur Universität zwei Fremdsprachen und vor allem umfangreiche Lateinkenntnisse notwendig waren, die die Höheren Mädchenschulen traditionell nicht vermittelten: Jacobi, Mädchen- und Frauenbildung (wie Anm. 27), S. 291.

Marie Gisevius hatte diesen Weg des höchstmöglichen Bildungsabschlusses gewählt und nach dem Besuch des Oberlyzeums bis 1912 und der Ablegung der Lehramtsprüfung zu Beginn des Jahres 1913 das »Zeugnis der Lehrbefähigung für Lyzeen, Höhere Mädchenschulen und Mittelschulen, einschließlich derjenigen für Volksschulen« erworben. Aus dem Reifezeugnis des Oberlyzeums in Breslau geht hervor, dass der Fächerkanon mit insgesamt 13 Prüfungsfächern auf den Zugang zur Universität ausgerichtet war und zwei Fremdsprachen, Englisch und Französisch, sowie Mathematik und Naturwissenschaften enthielt.³⁵

Nach Ablegung der Prüfung war Marie Gisevius aus Breslau nach Gießen in ihr Elternhaus zurückgekehrt. Als nur ein Jahr später der Weltkrieg ausbrach, unterrichtete sie als Lehrerin an der Stadtmädchenschule in Gießen,³⁶ einer Schulform, die vorwiegend von Mädchen aus dem Mittelstand besucht wurde.

Gleichzeitig schrieb sie sich an der Universität Gießen ein, an der im Wintersemester 1908/09 die ersten 23 Frauen ihr Studium aufgenommen hatten:³⁷ Es kann als großer Glücksfall gelten, dass ihre Immatrikulationsunterlagen im Archiv der Universität Gießen erhalten geblieben sind, aus denen hervorgeht, dass Marie Gisevius vom 3. 5. 1913 bis zum 7. 5. 1918 Studentin der Universität Gießen war. Sie studierte – vermutlich u. a. bei ihrem Vater – Landwirtschaft und Neuere Philologie;³⁸ schloss das Studium jedoch nicht ab. Wie intensiv sie sich ihrem Studium widmete, ist aus den erhaltenen Unterlagen leider nicht ablesbar.

Eheschließung mit Paul Kahle

In dieser Zeit, in der Marie Gisevius an der Universität eingeschrieben war und als Lehrerin unterrichtete, lernte sie in Gießen den 18 Jahre älteren Paul Kahle (1875–1964) kennen, der ein Kollege ihres Vaters war und mit ihm manchen Prüfungskommissionen an der Universität Gießen vorsah. Paul Kahle stammte aus Hohenstein/Ostpreußen; viele seiner Vorfahren waren Pfarrer oder Lehrer

35 Das Reifezeugnis führt unter den Naturwissenschaften Erdkunde, Mathematik und Naturkunde auf. Unter geisteswissenschaftliche Fächer fallen Deutsch, Englisch, Französisch, Geschichte und Pädagogik. Reifezeugnis Oberlyzeum (Abschrift), Privates Oberlyzeum von Fr. Aust (vorm. H. Knittel) zu Breslau, Universitätsarchiv Gießen, Stud.Mat. 6861+6862, Gisevius Marie + Otto (wie Anm. 10).

36 So die Aussage von Hans Kahle, Mitwirkender der Hörfunksendung von Rolf-Henning Hintze, Strafbare Menschlichkeit. Marie Kahle und die Reichspogromnacht in Bonn. Sendemanuskript-Hörfunk, WDR, 6. 11. 1997, Stadtarchiv Bonn 97/468, S. 3; vgl. auch Kahle, Marie Pauline Emilie (1893–1948), <http://www.lagis-hessen.de/pnd/120653389> (25. 1. 2018). Leider ließ sich über ihre Lehrtätigkeit in Gießen nicht mehr in Erfahrung bringen.

37 Vom Heimischen Herd in die akademische Welt. 100 Jahre Frauenstudium an der Universität Gießen 1908–2008, Neustadt 2008, S. 15.

38 Stud. Mat. 6861, Archiv der Universität Gießen (wie Anm. 10).

gewesen; auch sein Vater war zunächst Oberstudienrat, dann Gymnasialdirektor und ab 1904 Provinzialschulrat mit dem Honorartitel eines Geheimrats gewesen.

Paul Kahle hatte ab 1894 auf Wunsch seines Vaters zunächst Theologie in Halle und ab 1895 zusätzlich Orientalistik in Marburg studiert, 1898 sein Erstes Theologisches Examen abgelegt und war zum Dr. phil. promoviert worden. Im Mittelpunkt seines Interesses und seines gesamten rund 70jährigen Forscherlebens stand die Erforschung der Textgeschichte der Hebräischen Bibel; zu seinen weitgespannten Interessen gehörten aber auch Erzählstoffe des ägyptischen Schattenspieltheaters, die Geschichte des chinesischen Porzellans, die Nautik und Kartographie der Frühen Neuzeit, die Mineralogie und arabische Historiographie.

Nach Abschluss seines Studiums und anschließenden Handschriftenstudien an den Universitäten Berlin, London, Cambridge und Oxford 1898/1899 besuchte er 1899–1901 zum Abschluss seiner Pfarrerausbildung das Königlich-Preußische Predigerseminar Wittenberg (heute: Evangelisches Predigerseminar), legte anschließend das Zweite Theologische Examen ab sowie 1902 sein Lizentiat in Theologie (als Äquivalent zur Promotion); anschließend wurde er zum Pfarrer ordiniert. Von 1902 bis 1903 war Kahle stellvertretender Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in Brăila, Rumänien; von 1903 bis 1908 Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in Kairo und zugleich Leiter der dortigen Deutschen Evangelischen Oberschule (DEO), die er durch eine koedukative Realschule und einen Schulneubau erheblich erweitern konnte. Nach seiner Rückkehr wurde er 1909 an der philosophischen Fakultät Halle mit einer Arbeit »Zur Geschichte des arabischen Schattenspiels in Egypten« habilitiert. Von 1909 bis 1914 lehrte Kahle in Halle als Privatdozent für orientalische Sprachen, von 1909 bis 1910 war er Mitarbeiter am Deutschen Evangelischen Institut für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem und von 1910 bis 1914 Bibliothekar der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.

Zum 1. 10. 1914 wurde Kahle an die Universität Gießen auf eine Professur für Orientalische Philologie berufen und lernte in Gießen vermutlich Anfang des Jahres 1917 Marie Gisevius kennen. Nach nur sechs Wochen »Brautzeit«, so formuliert später ihr Sohn Wilhelm,³⁹ heirateten Marie Gisevius und Paul Kahle am 8. 4. 1917 in Gießen. Sie bekamen in den folgenden zehn Jahren sieben Söhne, von denen fünf am Leben blieben: Wilhelm Otto Ferdinand (1919–1993), Hans Hermann (1920–2003), Theodor Bernhard (1922–1988), Paul Erich (1923–1955) und Ernst-Friedrich Carl (1927–1993). Der erstgeborene Sohn Ernst Gottfried (geb. 1917) verstarb im Kleinkindalter im Jahr 1920 bei einer Grippeepidemie

39 Wilhelm Kahle, *My Life* (wie Anm. 12).

und der sechste Sohn Gustav Albrecht (geb. 1924) bereits kurz nach seiner Geburt.⁴⁰

Die Bonner Jahre: Marie Kahles Konfrontation mit dem NS-Regime

Zum 1. 10. 1923 wurde Paul Kahle, der in Gießen durch seine Lehr- und Publikationstätigkeit bereits einige Bekanntheit erlangt hatte, als Direktor des Orientalischen Seminars an die Universität Bonn berufen; er baute das Bonner Seminar für Orientalistik entscheidend aus. Paul Kahle war ein »eher unpolitische(r) Gelehrter«,⁴¹ etwas weltabgewandt, der vorrangig an seinen Forschungsarbeiten zur Textgeschichte der Hebräischen Bibel und Fragen der Orientalistik interessiert war, nicht aber an Politik. Er stand dem Nationalsozialismus kritisch-distanziert gegenüber und leistete an verschiedenen Stellen, insbesondere dort, wo es seine Tätigkeit am Bonner Seminar betraf, in gewissem Maß Widerstand gegen das Regime, ohne jedoch auf direkte Konfrontation zu seinen Machthabern zu gehen. Dennoch brachten die Bonner Jahre auch für Paul Kahle dramatische Veränderungen mit sich.

Paul Kahle und das Dritte Reich

Im Bereich seiner wissenschaftlichen Arbeit leistete Kahle in gewissem Umfang Widerstand, wenn er noch im Jahr 1935 den deutsch-jüdischen Indologen Walter Ruben für ein Stipendium empfahl und dafür verwarnt wurde,⁴² an seinem Institut bis 1938 einen polnisch-jüdischen Rabbiner als Assistenten bei der Herausgabe der *Biblia Hebraica* und über 1933 hinaus jüdische Doktoranden beschäftigte.

Dem NS-Regime sagte er keine lange Dauer voraus und die Ankündigungen Hitlers vor der »Machtergreifung« sowie die eskalierenden politischen Veränderungen nach 1933 deutete er – im Gegensatz zu seiner Frau – nicht als dramatische Alarmzeichen einer heraufdämmernden Katastrophe.

Gleichzeitig wusste er seine guten Kontakte ins politische Berlin vor allem zur Förderung seines Seminars zu nutzen. Und seiner an der Universität herausgehobenen Position rechnete er es zu, dass für ihn manche Regeln außer Kraft gesetzt wurden, die für andere Geltung besaßen, wie z. B., Propagandaveran-

40 Westpreussisches Geschlechterbuch (wie Anm. 18), S. 342f.

41 Wilhelm Bleek, Paul Kahle (1875–1964), Ordinarius für orientalische Philologie, <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/persoennlichkeiten/K/Seiten/PaulKahle.aspx> (11. 3. 2017).

42 Yfaat Weiss, »A Man with His Life at Both Ends of Time.« Leah Goldberg, Paul Ernst Kahle, and Appreciating the Mundane«, in: *Yad Vashem Studies* 37/1 (2009), S. 137–178/hier S. 90.

staltungen besuchen oder seine Söhne der Hitler-Jugend beitreten lassen zu müssen.⁴³ Möglicherweise hielt er es aus diesem Grund auch für ausgeschlossen, dass sich das Regime an ihm, dem Gelehrten von Weltrang, tatsächlich vergreifen würde.

Marie Kahle und das Dritte Reich

Ganz anders stellte sich die Situation in Bezug auf Marie Kahle dar, die eine entschiedene Regimegegnerin war. Sie war mit Mitgliedern der Bekennenden Kirche sowie mit einigen jüdischen Kollegen ihres Mannes gut bekannt und befand sich mit ihnen in regem Austausch über die rasch voranschreitenden politischen Entwicklungen in Deutschland. Schon früh hatte sie sich mit den Parteiprogrammen der NSDAP, mit Hitlers »Mein Kampf« sowie Alfred Rosenbergs »Mythus des 20. Jahrhunderts« auseinandergesetzt.⁴⁴ Aufgrund dessen hatte sie ab 1928 mehrmals eine Auswanderung der Familie aus Deutschland angemahnt, da sie sich sicher war, dass auf Deutschland dramatische Entwicklungen zukämen.⁴⁵

Marie Kahle hatte nach der »Machtergreifung« im Jahr 1933 mehrfach jüdischen Mitbürgern beigestanden und verschiedentlich jüdische Bürger in ihrem Haus in der Kaiserstr. 61 versteckt. Auch der jüdische Student Günther Rudnitzki lebte längere Zeit bei Familie Kahle und wurde bei Gefahr vor den Schergen des Dritten Reiches in einer Dachkammer in Sicherheit gebracht.⁴⁶ Als Anfang November 1938 in Bonn die Zerstörungen und Brandstiftungen, Pogrome und Plünderungen jüdischer Geschäfte und Häuser begannen, nahm Marie Kahle auch den jüdischen Bonner Geographen Alfred Philippson (1864–1953) und seine Frau vorübergehend auf.⁴⁷ Genau am Tage des Boykotts jüdischer Geschäfte, Ärzte, Banken und Rechtsanwälte, zu dem das nationalsozialistische Regime für den 1. 4. 1933 aufgerufen hatte, ging sie an Polizei und Straßenkontrollen vorbei und betrat demonstrativ die Praxis eines jüdischen Arztes.

Eine der nach außen hin sichtbarsten Formen ihres Widerstands war aber sicherlich, dass sie sich entschieden weigerte, ihre fünf Söhne der Hitlerjugend

43 Er selbst sagte von sich, dass es « [...] ohne Nazi zu sein [...] dank meiner Stellung für mich nicht notwendig war, irgendeinen Kompromiß (sic) mit der Nazi-Ideologie zu schließen.» Marie Kahle, Was hätten Sie (wie Anm. 8), S. 150.

44 Wilhelm Bleek. Marie Kahle (1893–1948), Bonner Professorengattin und Helferin verfolgter Juden, <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/persoennlichkeiten/K/Seiten/MarieKahle.aspx> (27. 1. 2018).

45 So der Bericht Wilhelm Kahles, My life (Kurzfassung) (wie Anm. 21).

46 Marie Kahle, Was hätten Sie (wie Anm. 8), S. 24.

47 So die Aussage von Hans Kahle, Mitwirkender der Hörfunksendung von Hintze, Menschlichkeit (wie Anm. 36), S. 4.

beitreten zu lassen, wofür sie auch Schulwechsel und Privatunterricht in Kauf nahm, nachdem in den städtischen Schulen mehr und mehr Kinder Mitglieder der Hitlerjugend wurden und ihre Söhne als Nicht-Mitglieder immer größerem Druck ausgesetzt waren.

Marie Kahle schreibt zu Beginn des Krieges in England im Rückblick auf die ersten Jahre des nationalsozialistischen Regimes zur Machtübernahme durch die NSDAP:

»I was opposed from the beginning and considered it my duty to keep my five boys [...] free from Nazi-influence. They were not members of the Hitler-Youth and I sacrificed my whole life to give them other ideals, and to minimize the influence of the Schools and the Labour Camps.«⁴⁸

Und der älteste Sohn der Familie, Wilhelm Kahle, schreibt aus der Erinnerung:

»Sie versuchte, uns mit allen Mitteln aus dem Sog der Suggestion und des blendenden Schauspiels mit Aufmärschen und Paraden, mit Demonstrationen der Macht und des falschen Patriotismus herauszuhalten.«⁴⁹

All diese unterschiedlichen Formen der Verweigerung und des Widerstands schienen zunächst keine unmittelbaren Folgen zu haben. Zwar wurde Marie Kahle im Jahr 1933 von ihrem Dienstmädchen denunziert, sie habe Adolf Hitler einen »*Pinselquetscher*« und Joseph Goebbels ein »*Ohrfeigengesicht*« genannt.⁵⁰ Wegen »staatsfeindlicher Äußerungen« wurde ein Ermittlungsverfahren gegen sie eröffnet,⁵¹ da sie sich »*in gehässiger Weise über den Führer und andere Regierungsmitglieder geäußert*« habe.⁵² Das Verfahren wurde jedoch eingestellt, da es keine weiteren Zeugen für diese Äußerungen gab.

So schien Familie Kahle lange Zeit unbehelligt zu bleiben. Erst nach der Reichspogromnacht im November 1938 trat die entscheidende Wende ein: In Bonn waren am 10.11.1938 die fünf Synagogen der Stadt in Brand gesetzt worden, worauf die Zerstörung und Plünderung jüdischen Eigentums folgte. Die drei älteren Söhne der Familie Kahle suchten den ganzen Tag über jüdische Familien auf und nahmen Wertsachen und persönliche Gegenstände an sich,⁵³

48 Marie Kahle, Why (wie Anm. 3).

49 Zitiert nach Multhaupt, Grashalm (wie Anm. 13), S. 71.

50 Wilhelm Kahle, My Life (wie Anm. 12).

51 So Kathrin Conrad, Marie Kahle, geb. Gisevius (1893–1948), unter Verweis auf ein Schreiben der Gestapo an das Reichssicherheitshauptamt in Berlin vom 27. 4. 1940, S. 5. In: Annette Kuhn (Hg.), 100 Jahre Frauenstudium. Frauen der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Dortmund 1996, S. 183–185/hier S. 183.

52 Schreiben der Geheimen Staatspolizei/Staatspolizeistelle Köln vom 27.4.1940 an das Reichssicherheitshauptamt Berlin. Kopie aus Privatbesitz.

53 Marie Kahle, Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933 (1940), S. 10–12. Harvard-Preisausschreiben, Nr. 101, veröffentlicht als »Dok. 145: Maria (sic) Kahle aus Bonn und ihr Sohn werden am 12. November 1938 der Sympathie für Juden beschuldigt«, in: Die

um sie vor Raub und Vernichtung zu bewahren.⁵⁴ Auch in den kommenden Tagen besuchten sie jüdische Mitbürger und halfen, die zerstörten Geschäfte wieder instand zu setzen. Marie Kahle selbst wollte kein Aufsehen erregen und ließ deshalb ihre Söhne diese Besuche bei jüdischen Freunden und Bekannten alleine machen. Allerdings suchte sie mit ihrem ältesten Sohn Wilhelm dann doch am Abend das verwüstete Korsettgeschäft der jüdischen Inhaberin Emilie Goldstein in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft in der Kaiserstr. 22 auf.⁵⁵ Dabei wurden ihre Namen von einem Bonner Polizisten aufgenommen und ihr Handeln am 17.11. im »Westdeutschen Beobachter« als »Verrat am Volk« angeprangert:

»Frau Kahle und ihr Sohn halfen der Jüdin Goldstein bei Aufräumarbeiten [...] die ehrlich und rein empfindende Bonner Bevölkerung steht sprachlos vor einer solchen Gemeinheit [...] Sie [Marie Kahle] wußte, daß sie sich nicht nur außerhalb dieser Gemeinschaft, sondern gegen sie stellte. Und sie wußte, dass sie das ganze Volk in seinem heiligsten Gefühl beleidigte und verriet. Trotzdem war sie Judenkundin [...] Sie stellten sich an die Seite der Juden und halfen ihnen, gegen ihr eigenes Volk, die Wirkung der Volksempörung abzuschwächen. Sie haben damit bewußt den größten Feind des nationalsozialistischen Deutschland mit Rat und Tat unterstützt [...] Dafür trifft sie die ganze Verachtung der deutsch-fühlenden Bonner Bevölkerung und die Verurteilung des ganzen deutschen Volkes.«⁵⁶

Wilhelm Kahle war Student der Musikwissenschaft an der Bonner Universität und musste am 5. 12. 1938 vor dem sogenannten Dreierausschuss, bestehend aus Rektor, Dozentenschaftsführer und Studentenschaftsführer als Richter und dem Universitätsrat als Anklagevertreter sowie dem Universitätsoberinspektor als Schriftführer erscheinen. Nur unter Schwierigkeiten fand er einen Dozenten, der bereit war, vor diesem Dreierausschuss ein gutes Wort für ihn einzulegen. Dennoch wurde er am 6. 12. 1938 »wegen unwürdigen Verhaltens gelegentlich der

Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945, Bd. 2: Deutsches Reich 1938 – August 1939. München 2009, S. 405–408/hier S. 406.

54 S. etwa die Erzählung von Hans Kahle im Bericht des General-Anzeigers vom 26. 5. 1976: »Als die Synagoge brannte ... Botschafter Kahle über das Schicksal seiner Familie 1938 und danach«, Stadtarchiv Bonn, Sammlung Zeitungsausschnitte, 128/737.

55 Die ledige Emilie Goldstein (1875–1944?) war nach 1926 von Köln nach Bonn gezogen und betrieb erst in der Kaiserstr. 20 und nach einem Umzug 1935 in der Kaiserstr. 22 ein Korsettgeschäft. Sie wurde 1942 deportiert und vermutlich 1944 im Vernichtungslager Auschwitz ermordet. So der Bericht der Initiative Stolperstein Gegen das Vergessen: <http://www.stolpersteine-gp.de/goldstein-emilie/> (3.11.2017).

56 »Das ist Verrat am Volke. Frau Kahle und ihr Sohn halfen der Jüdin Goldstein bei Aufräumarbeiten«. Westdeutscher Beobachter, 17. 11. 1938, Stadtarchiv Bonn, Sammlung Zeitungsausschnitte 100/176; s. auch Marie Kahle, Was hätten Sie (wie Anm. 8), S. 188 (Herborhebungen im Original).

Protestaktion gegen die jüdischen Geschäfte« verurteilt.⁵⁷ Sein Verhalten sei, so das Urteil,

»ein durchaus Verwerfliches [gewesen]. Er hat [...] das Ansehen und die Würde der Hochschule in starkem Maß gefährdet und dadurch gegen seine akademischen Pflichten verstoßen [...] Das Verhalten des Angeklagten verlangt eine energische Sühne.«⁵⁸

Wilhelm Kahle wurde mit Nichtanrechnung des Semesters bestraft und mit der Empfehlung von der Universität verwiesen, dass er »*seine weitere Ausbildung in weiter Entfernung vom Elternhaus*« weiterführen solle, »*damit er in Zukunft zu einem selbständigeren, selbstbewußteren und pflichtbewußteren Studenten heranreifen*« könne.⁵⁹ Damit war an eine Fortsetzung des Studiums an einer anderen Universität in Deutschland nicht mehr zu denken.

Die beiden jüngsten Söhne wurden in ihren Schulen schikaniert und von Mitschülern geschlagen, die ganze Familie durch beinahe tägliche Aktionen wie Schmierereien auf der Straße vor ihrem Haus und einem ersten Einbruchversuch in der Nacht vom 17. auf den 18.11. in der Kaiserstr. 61 bedroht und eingeschüchtert.⁶⁰ Anonyme Anrufer meldeten sich per Telefon mit der Forderung, dass »*Schweine*« wie Marie Kahle und ihr ältester Sohn am besten umgebracht werden sollten.⁶¹ Auf Plakaten in der Stadt Bonn waren indirekte Aufrufe zur Ermordung und Vertreibung der Familie zu lesen: »*Volksverräter: Frau Kahle und ihr Sohn – wie lange noch?*«, denen Zeichnungen beigelegt waren, die eine Hinrichtung zeigten.

Die Familie rechnete täglich mit weiteren Angriffen, mit Verhör, Lagerhaft oder Hinrichtung. Marie Kahle brachte sich in dieser Situation mit dem jüngsten Sohn Ernst eine Zeitlang im Kloster »*Maria Hilf*« in Bonn-Endenich in Sicherheit, wo der Orden der Benediktinerinnen von der ewigen Anbetung des Heiligsten Sakraments seit 1888 ein Kloster unterhielt.⁶² Schon 1936 war Marie Kahle, die aus einer protestantischen Familie stammte, zum Katholizismus übergetreten.

Mit Beginn der Angriffe auf die Familie suchte sie bei verschiedenen Personen Rat und Beistand. In Bonn stand ihr und ihrer Familie besonders der damalige Fundamentaltheologe und Inhaber des Lehrstuhls für Apologetik und Propädeutik an der Theologisch-Katholischen Fakultät der Universität Bonn, Arnold

57 Eintrag im Studienbuch Wilhelm Kahles, Kopie aus Privatbesitz.

58 Zitiert nach Hintze, *Menschlichkeit* (wie Anm. 36), S. 10.

59 Marie Kahle, *Was hätten Sie* (wie Anm. 8), S. 32f.

60 So die Aussage von Hans Kahle, Mitwirkender der Hörfunksendung von Hintze, *Menschlichkeit* (wie Anm. 36).

61 Marie Kahle, *Was hätten Sie* (wie Anm. 8), S. 23.

62 Das Kloster musste 2001 aufgegeben werden und ist heute das missionarische Priesterseminar des Erzbistums Köln Redemptoris Mater.

Rademacher (1873–1939), zur Seite, der 1919/20 und 1927/28 Dekan, sowie 1928/29 Rektor der Bonner Universität gewesen war. Vor allem seit Beginn der Anfeindungen und Angriffe ab Mitte November 1938 wurde Rademacher Marie Kahle ein wichtiger Freund und Ratgeber.⁶³

Allerdings blieb es nicht bei öffentlichen Anfeindungen, Anrufen und Einbruchversuchen. Schon bald erhielt Marie Kahle eine Vorladung zum Verhör bei der Gestapo. Ihre Familie begleitete sie und verabschiedete sich dort von ihr in dem Wissen, sie möglicherweise nicht mehr lebend wieder zu sehen. Sie konnte jedoch das Gebäude nach nur einer Stunde unversehrt verlassen, da sie der Familie des Gestapo-Beamten, der sie verhörte, Jahre zuvor Kleidung und Geld hatte zukommen lassen, als er Blockwart in der Kaiserstraße und mit seiner Familie in finanziellen Nöten gewesen war. Auf die Frage des Beamten nach ihrer Unterstützung jüdischer Mitbürger antwortete Marie Kahle, dass sie immer allen Menschen helfe, die Hilfe nötig hätten, worauf der Beamte ihr zustimmte und sie überraschend entließ.⁶⁴

In dieser Zeit der Ungewissheit über die Zukunft und die Frage, ob die Stellung ihres Mannes die Familie würde schützen können, erhielt Marie Kahle Mitteilung, was ihrer Familie in naher Zukunft bevorstünde: Ein Bekannter der Familie, der Nervenarzt Eduard Aigner (1871–1945), der Mitglied und Schulungsleiter der NSDAP war, suchte die Familie auf. Im Gespräch stellte er die bisherigen Einbruchversuche, Einschüchterungen und Angriffe auf die Familie als Teil eines inoffiziellen, aber koordiniert ablaufenden psychologischen Feldzuges von SA und SS dar mit dem Ziel, Marie Kahle psychisch zum Zusammenbruch zu treiben, so dass sie in eine Nervenheilanstalt eingeliefert würde oder aber Selbstmord beginge. Andernfalls drohten ihr Inhaftierung, Folter und schließlich Vernichtung in einem Verhörkeller der Gestapo oder aber Konzentrationslager. Schon sehr bald würden der Familie die vier jüngeren Söhne entzogen werden, so Eduard Aigner, damit sie zu Nationalsozialisten erzogen werden könnten; der älteste Sohn Wilhelm würde sofort mit ihr inhaftiert. Auf ihre Frage, welchen Ausweg es für sie aus dieser Lage gäbe, stellte Aigner ihr ein Rezept für ein Schlafmittel aus, mit dem sie ihren Freitod herbeiführen könne. Einige Zeit später besuchte Eduard Aigner die Familie noch einmal und mahnte nachdrücklich an, dass Marie Kahle den Freitod wählen müsse, da es sonst für sie und ihre Familie zu spät sei.⁶⁵

Nach der Schilderung dieses Parteimitglieds, der die bisherigen Angriffe auf die Familie genau zu kennen schien und die Vernichtung der Familie mit großer

63 Zu Rademachers Theologie und universitärem Wirken s. etwa Johannes Ries, Arnold Rademacher 1873–1939, in: *Bonner Gelehrte: Katholische Theologie. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn*, Bonn 1968, S. 78–93.

64 Hintze, *Menschlichkeit* (wie Anm. 36), S. 11.

65 So schildert Marie Kahle, *Was hätten Sie* (wie Anm. 8), S. 46–49.

Präzision vorhersagte, fand Marie Kahle keine Ruhe mehr. Sie wandte sich an den Leiter der sogenannten Schönstattbewegung, den Pallottiner-Pater Joseph Kentenich (1885–1968) in Vallendar bei Koblenz, mit der Bitte um Rat in dieser ausweglosen Situation. Joseph Kentenich riet ihr, die Flucht der Familie ins Ausland vorzubereiten – einen Plan, den Marie Kahle nun strategisch in die Tat umzusetzen begann.

Während auf Marie Kahle Druck ausgeübt wurde, durch ihren Freitod den Bann über ihrer Familie aufzuheben, zielte die Bestrafung Paul Kahles für das Verhalten seiner Frau vor allem auf die Beendigung seiner wissenschaftlichen Karriere sowie seine Isolierung von allen Fachgremien und -kollegen. Schon rund eine Woche nach den Ereignissen rund um die Reichspogromnacht, am 19. 11. 1938, wurde ihm jede weitere Tätigkeit an der Universität untersagt.⁶⁶ Er durfte das Seminar mit seiner Bibliothek, das sich damals nicht im Kurfürstlichen Schloss, sondern in der Poppelsdorfer Allee 25 befand, nicht mehr betreten und keine Studenten mehr unterrichten. Der Besuch eines Gelehrtenzirkels an der Bonner Universität, des sogenannten Bonner Geisterklubs,⁶⁷ wurde ihm von Gestapo-Beamten untersagt, Kollegen grüßten ihn nicht mehr auf der Straße.⁶⁸ Schließlich konnte er durch Verhandlungen in Berlin erreichen, dass er, der mit 63 Jahren kurz vor seiner Emeritierung stand, mit dem 1. 10. 1939 vorzeitig in den Ruhestand versetzt wurde. Zuvor musste er jedoch am 28. 1. 1939 seine Beurlaubung einreichen, erhielt jedoch dafür die Zusage seiner Gehaltsfortzahlungen bis zum 30. 9. 1939.⁶⁹

Die Flucht der Familie Kahle nach England 1939

Nach den Ankündigungen Aigners, Marie Kahle in den Selbstmord treiben oder sonst die gesamte Familie der Verfolgung, Folter und Vernichtung preisgeben zu wollen, begann Marie Kahle, Pläne für die Flucht ins Ausland zu schmieden, ohne jedoch ihren Mann und ihre Söhne in ihr Vorhaben einzuweißen. Die Vorbereitungen dazu mussten zügig, effektiv und dennoch vollkommen lautlos vonstatten gehen und Wege gefunden werden, alle sieben Familienmitglieder möglichst zeitgleich außer Landes zu bringen.

66 Ebd., 66f.

67 Zum Geisterklub vgl. Christine Schirmacher, Der Geisterklub der Bonner Universität: Zirkel Schwarzer Magie oder Professorale Ideenbörse?, in: Jeannine Bischoff/Petra Maurer/Charles Ramble (Hg.), On a Day of a Month of the Fire Bird Year. Festschrift für Peter Schwieger on Occasion of his 65th Birthday, Bonn 2018, S. 587–604.

68 Hintze, Menschlichkeit (wie Anm. 36), S. 9.

69 Johann Fück, Paul Ernst Kahle (1875–1964), in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 116 (1966), S. 1–76.

Dem standen viele offene Fragen wie nach der Wahl des Aufnahmelandes und hohe Hürden entgegen, von denen die Frage des Auskommens im Ausland sicher die schwierigste war. Marie Kahle befürchtete nicht zu Unrecht, dass ihr Mann sich nur schwer würde dazu entschließen können, Deutschland den Rücken zu kehren, dass er es aber überhaupt nicht in Erwägung ziehen würde, wenn keine Aussichten bestanden, seine wissenschaftliche Tätigkeit im Ausland fortsetzen zu können.



Abbildung 2: Silberhochzeit in London, Kew Gardens, England. Hintere Reihe von links: Die Söhne Ernst, Paul, Hans, Wilhelm; der junge Mann ganz rechts ein Besucher (Name unbekannt) [Rechte: Familie Kahle]

Eine erste Hürde bestand darin, dass Marie und Wilhelm Kahle im Zuge der Ereignisse nach der Reichspogromnacht die Pässe entzogen worden waren; durch Verhandeln mit der örtlichen Polizei und Vermittlung eines Parteimitgliedes konnte Paul Kahle sie jedoch zurückerhalten: Er hatte angegeben, mit Frau und Sohn seine Familie in Danzig besuchen zu wollen.⁷⁰ Marie Kahle brauchte für sich und ihren Sohn nun Visa sowie ausländische Devisen, die am

⁷⁰ Dies geht aus dem Schreiben der Geheimen Staatspolizei/Staatspolizeistelle Köln vom 27.4.1940 an das Reichssicherheitshauptamt Berlin anlässlich der »Aberkennung der deutschen Reichsangehörigkeit« für Paul Kahle hervor. Kopie aus Privatbesitz.

Vorabend des Krieges nur schwer zu bekommen waren; zudem benötigte Wilhelm Kahle eine Erlaubnis des Wehrbezirkskommandos, Deutschland verlassen zu dürfen.

Am 1. März 1939 war es soweit: Marie und Wilhelm Kahle traten unauffällig die Reise ins Ausland an. Nach kurzem Aufenthalt in den Niederlanden, wo Marie Kahle rasch klar wurde, dass es hier für die Familie keine Zukunft geben würde, reisten Marie und Wilhelm Kahle am 10. März nach England weiter. Dort setzte sie zuerst in London und dann auch in Cambridge alle Hebel in Bewegung, um für ihren Mann in kürzester Zeit eine berufliche Perspektive zu finden und ihm eine Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Karriere in Aussicht stellen zu können, zumal der Name Paul Kahle aufgrund seiner früheren Besuche und Handschriftenstudien in England und aufgrund seines enormen wissenschaftlichen Renommees nicht unbekannt war. Die Suche nach Unterstützung wurde durch den Umstand erschwert, dass Familie Kahle nicht jüdisch war, da sich so gut wie alle in England ansässigen Hilfsangebote und -organisationen auf verfolgte jüdische Wissenschaftler konzentrierten.⁷¹

Mehrere Beschäftigungsmöglichkeiten schienen in greifbare Nähe zu rücken, so dass Marie Kahle ihren Mann in Bonn bat, mit allen vier verbliebenen Söhnen rasch nach England nachzukommen. Paul Kahle jedoch verstand die vorsichtig formulierten Andeutungen in den Briefen seiner Frau nicht und wies das Ansinnen, aus Deutschland abzureisen, weit von sich; auch die Söhne sollten seiner Auffassung jetzt nicht nach England reisen. Stattdessen äußerte er den Wunsch, dass seine Frau bald nach Deutschland zurückkehren möge. Marie Kahle war verzweifelt, bemühte sich aber um so entschlossener, über die zahlreichen in Aussicht gestellten Vortragseinladungen hinaus, wie z. B. in Oxford und Edinburgh, um die Zusage einer festen Anstellung für ihren Mann, die ihm eine akademische Beschäftigung sichern würde. Während sie diese Arrangements versuchte, unter Dach und Fach zu bringen, hörte sie aus Bonn, dass Paul Kahle gezwungen worden war, sein Amt der Geschäftsführung der angesehensten Vereinigung der europäischen Orientalistik, der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), niederzulegen. Dies empfand er als so unangemessen, dass er umgehend nach Berlin fahren wollte, um den Verantwortlichen sein deutliches Missfallen darüber mitzuteilen.⁷²

Nun war Gefahr in Verzug, da nach einem – in der Familie allseits gefürchteten – Wutausbruch Paul Kahles in der Berliner Politik ihm mit Sicherheit als erstes der Pass entzogen werden würde. Eilig bat Marie Kahle ihren Mann nun

71 S. etwa die Korrespondenz verschiedener Fürsprecher mit der Society for the Protection of Science and Learning in Großbritannien vom März 1939, die sich vorrangig um die Modalitäten der vor dem NS-Regime geflohenen zumeist jüdischen Wissenschaftler in England kümmerte: Weston Library/Bodleian Library, Oxford (wie Anm. 3).

72 Marie Kahle, Was hätten Sie (wie Anm. 8), S. 74f.

telegrafisch, unverzüglich nach Brüssel zu reisen und am besten auch die Söhne mitzubringen.

Paul Kahle traf schließlich in Brüssel ein, jedoch alleine. Dort konfrontierte ihn Marie Kahle mit ihrem Plan der sofortigen Flucht der gesamten Familie nach England. Auch konnte sie ihm ein Angebot des passionierten Sammlers orientalischer Handschriften, Alfred Chester Beatty (1875–1968),⁷³ präsentieren, der zugesagt hatte, Paul Kahle für die Katalogisierung seiner umfangreichen Handschriftensammlung in Dienst zu nehmen. Auch die Universität Cambridge hatte Kahle die Katalogisierung von Bibel-Handschriften aus einer Kairoer Synagoge, der sogenannten Kairoer Geniza, in Aussicht gestellt.

Für Paul Kahle war die Dringlichkeit der sofortigen Flucht jedoch nicht erkennbar; er wollte zunächst nach Bonn zurückkehren, dort seine persönlichen Angelegenheiten ordnen, wertvolle Dinge einpacken sowie seine umfangreiche Bibliothek, Möbel und Besitztümer in Verwahrung geben und vor einer solchen Reise ins Ungewisse seine 85jährige Mutter in Danzig besuchen. Es folgt eine harte Auseinandersetzung, bei der Marie Kahle ihrem Mann sowohl die Scheidung anbot wie auch ihren Selbstmord androhte;⁷⁴ schließlich willigte Paul Kahle ein, seiner Frau nach England zu folgen, die in den folgenden Tagen alle Hebel in Bewegung setzte, um die Söhne ebenfalls nach England kommen zu lassen. Dieser Plan scheiterte um Haaresbreite an formalen Hürden wie einem abgelaufenen Kinder-Reisepass, einem nicht zu erbringenden Pass-Neuantrag durch den Vater, einer fehlenden Bescheinigung der Hitler-Jugend sowie einer Reiseerlaubnis der Gestapo.

Mehrere Telefonanrufe, Bitten um Ausnahmeregelungen und die Vermittlung von Freunden führten schließlich dazu, dass alle Söhne spät abends am 31. 3. 1939 in Brüssel eingetroffen waren. Nur wenige Stunden später, um Mitternacht am 1. 4. 1939 trat ein Erlass in Kraft, der Jugendlichen, die keine Mitglieder der Hitlerjugend gewesen waren – was alle fünf Kahle-Söhne betroffen hätte – die Ausreise aus Deutschland grundsätzlich untersagte.⁷⁵ Darüber hinaus wäre mit Kriegsbeginn eine Aufnahme der Familie in England endgültig unmöglich geworden.⁷⁶ Marie Kahle, der bei dem Versuch, die ganze Familie aus Deutschland

73 Die Sammlung des Kunstmäzens Alfred Chester Beatty an Manuskripten, Papyri, seltenen Drucken, Büchern, Briefmarken, Mineralien, Malerei, Textilien, Artefakten und Kunstgegenständen galt als eine der herausragendsten Privatsammlungen überhaupt. Er wanderte 1950 nach Irland aus und wurde zum Ehrenbürger Irlands ernannt; 1954 wurde er zum Ritter geschlagen.

74 So der Bericht Marie Kahles, Was hätten Sie (wie Anm. 8), S. 80f.

75 Ebd.

76 Eduard Seidler, Jüdische Kinderärzte 1933 – 45. Entrechtet – geflohen – ermordet, Basel 2007, S. 34.

zu retten, die nervliche Anspannung stark zugesetzt hatte, erlitt einen kompletten Zusammenbruch und brauchte einen ganzen Monat zur Erholung.

In Bonn brauchten die Behörden eine Weile, bis die Flucht der Familie entdeckt wurde. Paul Kahle wurde daraufhin am 1. 5. 1939 aus dem Beamtenverhältnis entlassen,⁷⁷ was den Verlust seiner Dienstbezüge und Versorgungsansprüche zur Folge hatte. Am 27. 4. 1940 teilte die Geheime Staatspolizei dem Reichssicherheitshauptamt in Berlin mit, dass dem »*deutschblütigen Emigranten Paul Kahle*« die »*deutsche Reichsangehörigkeit*« mit Erlass vom 2. 3. 1940 aberkannt worden sei.⁷⁸ Als Folge davon wurde Paul Kahle am 8. 11. 1940 von der Universität Gießen der Dokortitel entzogen⁷⁹ und die Aberkennung der Staatsbürgerschaft für die gesamte Familie Kahle am 21. 5. 1941 im Deutschen Reichsanzeiger bekannt gegeben.⁸⁰ Das Haus der Familie in der Kaiserstr. 61 und der gesamte Besitz der Familie, einschließlich der rund 8.000 wertvollen wissenschaftlichen Bücher, wurden konfisziert. Marie Kahles Familie wandte sich von ihr ab: Vater und Bruder waren mittlerweile Anhänger des nationalsozialistischen Regimes geworden und brachen mit der Schwester und Tochter, da sie ihr »*deutsches Blut verraten*« habe.⁸¹ Ihre Stiefmutter verbot ihr, jemals wieder das Haus der Familie in Gießen aufzusuchen.

England: »Enemy Aliens« und der Kampf ums Überleben

In England wurde die Familie auf der Suche nach einer Bleibe zunächst in Kew, Surrey, im Südwesten Londons fündig: Ein unmöbliertes, völlig leeres Haus wurde zur ersten Heimat. Nach der Flucht aus Deutschland konnten die beiden jüngeren Söhne örtliche Schulen besuchen, den drei älteren wurde durch Stipendien ein Studium ermöglicht: Der älteste Sohn Wilhelm konnte sein Musikstudium am Royal College of Music in London fortsetzen, Hans studierte an der Universität Oxford und Theodor am Polytechnikum in London.

Allerdings waren damit keinesfalls alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt. Nach dem Sieg deutscher Truppen über Frankreich Mitte des Jahres 1940 hatten sich die Anzeichen für eine kommende Luftschlacht um England gemehrt, die schließlich am 13. 8. 1940 begann. Im Zuge dessen stiegen auch die Be-

77 Personalakte Paul Kahles, Archiv der Universität Bonn, PA 3778: Schreiben vom 1. 5. 1939.

78 Schreiben der Geheimen Staatspolizei/Staatspolizeistelle Köln vom 27. 4. 1940 an das Reichssicherheitshauptamt Berlin. Kopie aus Privatbesitz.

79 So die Mitteilung unter der Rubrik »Untersuchungs- und Strafsachen« im Deutschen Reichsanzeiger vom 22. 11. 1940, Kopie aus Privatbesitz.

80 Sonderabdruck aus dem »Deutschen Reichsanzeiger und Preußischen Staatsanzeiger« Nr. 119, 21. 5. 1941, Bekanntmachung, Liste Nr. 218, Kopie aus Privatbesitz.

81 Marie Kahle, Was hätten Sie (wie Anm. 8), S. 37.

fürchtungen einer militärischen Invasion durch deutsche Truppen. Deutsche Staatsbürger galten in England nun als »enemy aliens«, und alle kampffähigen Männer zwischen 16 und 70 Jahren sollten umgehend interniert werden, um zu verhindern, dass sie ihrem Gastland bei einer Invasion in den Rücken fielen. Die drei ältesten Söhne der Kahles wurden daher am 25. 6. 1940 in einem Polizeiwagen abgeholt und zehn Monate lang interniert, ohne dass den Eltern ihr Aufenthaltsort mitgeteilt wurde.

Paul Kahle versuchte die britische Sorge vor der Verbrüderung mit dem Feind für seine Söhne in einem Schreiben an das Home Office zu zerstreuen: Am 27. 6. 1940 schilderte er die Gründe für die Flucht seiner Familie nach England und betonte mit Hinweis auf seine akademischen Ehren und den guten Leumund seiner Söhne in ihren Schulen und Universitäten, wie sehr gerade seine Familie sich einen Sieg der Engländer über Nazi-Deutschland wünschte:

»It is difficult to understand that a man distinguished in this way in this country should be interned with his family in fear that he may do anything against this country for Nazi Germany. If anybody is interested that England may win the way, I think we are. Our whole future depends on it.«⁸²

Etliche Wochen bemühten sich Marie und Paul Kahle darum, den Verbleib der Söhne in Erfahrung zu bringen, aber auf ihre zahlreichen schriftlichen und mündlichen Anfragen wurde ihnen jegliche Auskunft seitens des Home Office und War Office verweigert. Ja, im Juli 1940 drohte sogar die Internierung des 65jährigen Paul Kahle sowie des viertjüngsten Sohnes Paul, der kurz vor seinem 16. Geburtstag stand; durch Rat und Hilfe englischer Freunde konnte die Internierung beider jedoch abgewendet werden. Schließlich konnte ein Angehöriger Scotland Yards, ein Freund der Familie, in Erfahrung bringen, dass die drei älteren Söhne per Schiff nach Kanada gebracht worden waren. Mitte August 1940 erhielten die Eltern offiziell Nachricht darüber; die Rückkehr der Söhne zog sich jedoch weitere Monate bis ins Frühjahr 1941 hin.

Marie Kahle hatte bereits befürchtet, ihre Söhne nicht wiederzusehen. Sogar nach Kriegsende trieb sie die Sorge um, ob die Familie, die versuchen wollte, die britische Staatsbürgerschaft anzunehmen, als Staatenlose aus England ausgewiesen werden könnten und erneut heimatlos würden:

»Wenn wir naturalisiert werden, dann ist alles gut; wenn nicht dann müssen wir halt weiter gehen und noch einmal unser Bündel schnüren auf unsere alten Tage. In Amerika sind sie ja froh, wenn sie wissenschaftlich gebildete Leute bekommen. Aber ich hoffe ja sehr, dass wir hier den Pass bekommen.«⁸³

82 Paul Kahle an: Home Office, London, 27. 6. 1940. MS.SP.L.305/1–2, Weston Library/Bodleian Library, Oxford (wie Anm. 3).

83 Brief Marie Kahles an Paul Kahle vom 25. 5. 1945, Biblioteca Dipartimento Orientalistica Turin, COR 1217 (wie Anm. 11).

Eine weitere Sorge betraf mögliche Versuche, dass sich die Schergen des NS-Regimes aus Deutschland heraus doch noch Zugriff auf eins oder mehrere Familienmitglieder verschaffen könnten. Marie Kahle hatte bis zum Kriegsende ein Beil neben ihrem Bett stehen, da sie fürchtete, deutsche Fallschirmjäger könnten nachts in ihrem Garten landen und in ihr Haus eindringen. Ihre Befürchtungen schienen sich im Sommer des Jahres 1939 auf andere Weise zu bestätigen: Als sie im August 1939 zwei Wochen im Krankenhaus verbringen musste, erzählte ihr Mann bei einem Besuch zufällig, dass er in die deutsche Botschaft in London einbestellt worden sei, um dort einen Brief in Empfang zu nehmen. Marie Kahle warnte ihren Mann eindringlich davor, die deutsche Botschaft zu betreten und riet ihm, einen Freund mit einer Vollmacht den Brief abholen zu lassen; die Botschaft könne ihn festhalten, nach Deutschland entführen und so die Rückkehr der ganzen Familie erpressen. Nach einigem Zögern und Telefonaten folgte Paul Kahle ihrem Rat und musste zur Kenntnis nehmen, dass die Botschaft diesem Freund bei seinem Besuch keinen Brief aushändigen konnte, Marie Kahles Befürchtungen also berechtigt gewesen waren.⁸⁴

Eine weitere Schwierigkeit bei der Bewältigung der Emigration nach England war die Tatsache, dass Marie Kahle schon in Deutschland schwer erkrankt war und sich ihr Zustand beständig verschlechterte. Schon vor der Flucht begann sich bei ihr die physische und psychische übergroße Anspannung und Erschöpfung in der psychosomatisch bedingten Erkrankung Morbus Raynaud niederzuschlagen. Die fortschreitende krampfartige Verengung der Blutgefäße in den Extremitäten führte zu vielerlei heftigen körperlichen Beschwerden, großen Schmerzen und schließlich zum langsamen Absterben von Fingern, Zehen und sogar der Nase. Diese Erkrankung war bereits in Bonn diagnostiziert worden und schritt in England bis zur völligen Pflegebedürftigkeit Marie Kahles beständig fort. Daher erhalten die meisten ihrer in Archiven erhaltenen Briefe an Paul Kahle, der die Woche über nicht bei seiner Familie, sondern in London oder Oxford über seinen Handschriftenstudien verbrachte und seine Familie nur an den Wochenenden aufsuchte, Berichte über Marie Kahles Ergehen, in denen sie ihm nicht selten von »schreckliche(n) Tagen« mit Schwächeanfällen, Bettlägerigkeit, Thrombosen und Schmerzattacken berichtete.⁸⁵

Über allen Schwierigkeiten stand jedoch die große Befriedigung, die Söhne vor dem Zugriff des NS-Regimes, vor ideologischer Vereinnahmung, Kriegsdienst, Lagerhaft und Tod gerettet zu haben, die sich Marie Kahle in schwierigen Zeiten immer wieder vor Augen führte. Einige Monate nach Kriegsende, am 16. 8. 1945, schreibt sie an ihren Mann:

84 Wilhelm Kahle, *My Life* (wie Anm. 12).

85 Brief Marie Kahles an Paul Kahle vom 1. 9. 1944, Biblioteca Dipartimento Orientalistica Turin, COR 1217 (wie Anm. 11).

»Wir haben in der Nacht zum Mittwoch gefeiert: dass es uns gelungen war, Dir und mir, dass wir durch sechs Jahre Nazitum und sechs Jahre Krieg unsere fünf Jungens unberührt durchgerettet haben. Das ist wohl feierlich wert und das ist ja schliesslich wert dass ich so krank liege jetzt. Und das werden uns die Jungens ihr Leben lang danken.«⁸⁶

Eine der grundsätzlichen und dauerhaften Probleme in England blieb die Sicherstellung des Lebensunterhalts für die siebenköpfige Familie, die eng verbunden war mit dem Bemühen, für Paul Kahle eine wissenschaftliche Tätigkeit zu finden. Zwar konnte Paul Kahle bald nach der Ankunft in England etliche Vortragseinladungen an die Universitäten Edinburgh, Glasgow und Cambridge annehmen,⁸⁷ einen dauerhaften Lebensunterhalt bescherten diese einzelnen Veranstaltungen indessen noch nicht. Die Sache gestaltete sich nicht einfacher dadurch, dass Paul Kahle seine umfangreiche Bibliothek mit rund 8.000 Bänden in Bonn hatte zurücklassen müssen. Er erhielt die Bücher erst 1948 zurück, nachdem bekannt geworden war, dass die Kölner Universität sie für 11.500 Reichsmark von der Gestapo erworben hatte, die sie nach der Flucht der Familie Kahle 1939 beschlagnahmt hatte.⁸⁸

Der wichtigste Beitrag zum Familieneinkommen in den ersten Jahren in England war die Indienstnahme Paul Kahles durch den angesehenen Bergbauingenieur, Kupfermagnaten und passionierten Sammler orientalischer Handschriften, Alfred Chester Beatty (1875–1968) für die Katalogisierung seiner umfangreichen Handschriftensammlung. Kahle arbeitete für Chester Beatty ab 1939 über fünf Jahre lang, um einen Katalog mit über 1000 Handschriften aus Beattys insgesamt weit über 2.000 Handschriften umfassenden Sammlung zu erstellen. Aufgrund verschiedener Hindernisse konnte der Katalog allerdings niemals publiziert werden.⁸⁹ Dennoch trug dieses Einkommen besonders in den ersten Jahren zum Überleben der Familie entscheidend bei.

Eine zweite Quelle der Unterstützung in England war eine Hilfsorganisation für jüdische Emigranten, der sogenannte Academic Assistance Council (AAC), der ab 1936/37 in Society for the Protection of Science and Learning (SPSL) umbenannt wurde. Ab 1933 war der ACC zunächst wesentlich unter Führung des damaligen Rektors der London School of Economics (LSE), Lord William Henry Beveridge (1879–1963), tätig, um aus Europa vertriebenen Wissenschaftlern mit

86 Brief Marie Kahles an Paul Kahle vom 16. 8. 1945, ebd.

87 Marie Kahle, *Why* (wie Anm. 3).

88 Personalakte Paul Kahles, Archiv der Universität Bonn (wie Anm. 77): Schreiben der britischen Militärverwaltung vom 22. 6. 1946; Schreiben von Paul Kahle an Rektor Martin Noth vom 19. 3. 1948.

89 Die Gründe für das Nichterscheinen des Katalogs sind auf Grundlage der Archivmaterialien der Chester Beatty Library in Dublin anschaulich geschildert worden von Hyer Abbas, *Scholar and Collector. Paul Kahle and Chester Beatty in the Chester Beatty Library Archives*, in: *Henoch* 36 (2/2014), S. 248–269.

Hilfe von Spendengeldern materielle Unterstützung, Unterkunft und Beschäftigung zukommen zu lassen.⁹⁰ Bei Kriegsausbruch hatte die SPSL mindestens 900 Wissenschaftlern finanziell geholfen und etlichen von ihnen in England neue akademische Positionen verschaffen können.⁹¹ Bei Kriegsende befanden sich die Namen von 2.541 Gelehrten in den Registern der SPSL, von denen 612 in England und 624 in den USA neu Fuß gefasst hatten, sowie etliche andere in einer Anzahl weiterer Länder.⁹²

Paul Kahle stellte für die SPSL insofern einen Sonderfall dar, als dass er kein jüdischer Wissenschaftler war, sondern nach Auffassung seiner Kritiker gewissermaßen »freiwillig« Deutschland verlassen hatte. Immer wieder einmal kam die Frage auf, ob und inwiefern er die Hilfe beanspruchen könne, die auf jüdische Exilanten abzielte. Das war auch deshalb der Fall, weil die große Familie Kahle in verschiedenen Belangen Unterstützung und Hilfe brauchte und die finanziellen Mittel der SPSL ausschließlich aus Spenden bestanden, die in einem gesellschaftlichen Klima aufgebracht werden mussten, das auch jenseits des Kanals nicht frei war von Antisemitismus, Verdrängungsängsten in Bezug auf den Arbeitsmarkt und Deutschenfeindlichkeit. Eine besondere Herausforderung war zudem die lange Dauer des Krieges, die die als vorübergehend gedachte Arbeit der SPSL viel länger erforderlich machte als vorgesehen, zumal nach Kriegsende keineswegs alle geflohenen Wissenschaftler nach Kontinentaleuropa zurückkehren wollten oder konnten. Dazu gehörte auch der inzwischen eingebürgerte Paul Kahle, der auch nach Kriegsende auf Unterstützung der SPSL angewiesen blieb.

Auf Bitten des British Foreign Office verfasste Paul Kahle 1942 einen Bericht über die Universität Bonn, der 1945 unter dem Titel »Bonn University in Pre-Nazi and Nazi Times (1923–1939)« als Privatdruck veröffentlicht wurde.⁹³ In diesem Memorandum gab Kahle seine persönliche Einschätzung zu akademischem Format, Charakter und politischer Einstellung zahlreicher Kollegen der Bonner Universität ab und formulierte Maßnahmen, die getroffen werden müssten, um diesen Personen nach Kriegsende weiteren Einfluss auf die Studierenden unmöglich zu machen.⁹⁴ Anlässlich seines ersten Besuches in Bonn

90 Lord Beveridge, *The London School of Economics and its Problems*, London 1960, S. 49.

91 David Zimmermann, *The Society for the Protection of Science and Learning and the Politicization of British Science in the 1930s*, in: *Minerva* 44 (2005), S. 25–45, hier S. 30.

92 Jeremy Seabrook, *The Refuge and the Fortress. Britain and the Flight from Tyranny*. London 2009, S. 96.

93 Die deutsche Übersetzung wurde später in die 1998 veröffentlichte Erzählung von Marie Kahle eingefügt: Marie Kahle, Was hätten Sie (wie Anm. 8).

94 Ebd.: »Nazi-Nullen« (111), »... ziemlich fähig, aber kein großer Wissenschaftler« (120), »er war weder ein Wissenschaftler, noch ein fähiger Lehrer und völlig hilflos gegenüber der großen Zahl von Studenten in Bonn« (99), »andere Bonner Hochschullehrer, die aktive Nazis wurden, waren keineswegs ehrenhaft, weder politisch, noch menschlich« (122).

1946 schlug er vor, diesen Bericht durch den Dekan an alle Mitglieder der Philosophischen Fakultät der Universität verteilen zu lassen, was dieser reserviert ablehnte. Kahle verteilte dann selbst einige Exemplare an ehemalige Kollegen.⁹⁵

Diese Schilderung war für Paul Kahle nicht nur Auftragsarbeit für das Foreign Office, sondern zugleich auch Rechtfertigungsschrift seiner Flucht nach England, für seine nach dem Krieg in Bonn weiterhin tätigen Kollegen aber wohl eher Anklageschrift und öffentliche Verurteilung. An diesem Bericht scheiterte in der Nachkriegszeit wesentlich der Versuch, Paul Kahle an die Universität in irgendeiner Form als emeritierten Gastwissenschaftler zurückzuholen, sich mit ihm auszusöhnen und ihm etwa, wie zunächst geplant, eine Ehrendoktorwürde zu verleihen.⁹⁶

Marie Kahle: Bedeutung – Ehrungen – Gedenken

Marie Kahles großes Interesse an politischen Entwicklungen und ihr untrüglicher Sinn für Ungerechtigkeit und Machtmissbrauch machten sie nicht nur früh zur Gegnerin des nationalsozialistischen Regimes, sondern auch zu der wohl wichtigsten Beraterin ihres Mannes, dessen Hauptinteresse weniger der Politik als seinen vielfältigen Forschungsinteressen galt. Das geht aus dem Bericht Wilhelm Kahles über seine Eltern, aus Marie Kahles Bericht über die Bonner Jahre der Familie bis 1938 mit seinen zahlreichen Schilderungen einzelner Ereignisse hervor, aber auch aus der noch vorhandenen Korrespondenz zwischen Marie und Paul Kahle. So schreibt Marie Kahle ihrem Mann offensichtlich nach einer vorausgehenden intensiven Debatte am 3. 10. 1945:

»Und wozu mich kränken und alles entgegengesetzt zu dem machen, was wir am Sonntag mit so viel Mühe besprochen haben? Ich kann ehrlich und offen Dir nur sagen, dass ich heute einen einzigen Wunsch habe und das ist dass Gott mich heimrufen möge, da ja offenkundig Du von mir nichts mehr wissen willst [...] Aber mach, was Du willst; ich bin am Ende und ich mach nicht mehr mit! Ich schicke Dir heute Abend noch ein Telegramm, das ist die letzte Anstrengung die ich für Dich tue. Redest Du trotzdem mit Sisam über die Biblia Hebraica, dann lebt Euer Leben gefälligst ohne« [Rest fehlt].⁹⁷

Marie Kahle war es, die nach der Reichspogromnacht mit zahlreichen Menschen in Bonn in Kontakt stand und die totalitäre Ideologie und ihre Auswirkungen in der nationalsozialistischen Diktatur früher und grundsätzlicher erkannte als die meisten Menschen und mutig und nachdrücklich für Benachteiligte und Ver-

⁹⁵ Ebd., 167.

⁹⁶ Hintze, *Menschlichkeit* (wie Anm. 36), S. 25.

⁹⁷ Brief Marie Kahles an Paul Kahle vom 3. 10. 1945, Biblioteca Dipartimento Orientalistica Turin, COR 1217 (wie Anm. 11).

folgte eintrat. Und nicht zuletzt rettete sie durch ihre Tatkraft und Entschlossenheit das Leben ihrer fünf Söhne und ihres Mannes vor Verfolgung, Inhaftierung und Folter, Kriegseinsatz und Tod.

Die übergroße nervliche Anspannung, die Notwendigkeit, sich zu verstellen und zu verstecken, falsche Angaben zu machen und schließlich unter Nutzung aller Kanäle und Aufbietung aller Kräfte die Bewerkstelligung der Flucht der gesamten Familie aus Bonn forderten jedoch ihren Preis: Marie Kahle starb bereits am 18.12.1948 im Alter von nur 55 Jahren an den Folgen ihrer langjährigen Krankheit, die auf ihre immense physische und psychische Erschöpfung zurückgeführt wurde. In ihrer Todesanzeige wies ihre Familie auf »ihren großen Glauben, ihre unerschütterliche Energie, ihre Selbstaufopferung und ihren untrüglichen Gerechtigkeitsinn« hin.⁹⁸ Marie Kahle fand auf dem Friedhof von Wadhurst ihre letzte Ruhestätte. Paul Kahle überlebte seine Frau um knapp 16 Jahre und starb am 24.9.1964 nach einem Unfall in seinem 90. Lebensjahr, nachdem er im Jahr zuvor, 1963, aus England zu seinem Sohn Theodor nach Düsseldorf übersiedelt war. Er wurde auf dem Friedhof am Rodtberg in Gießen im Familiengrab der Familie Gisevius beigesetzt.



Abbildung 3: Plakette am ehemaligen Haus von Familie Kahle, Kaisers. 61, Bonn

Anlässlich des Todes von Marie Kahle veröffentlichten mehrere israelische Tageszeitungen ausführliche Nachrufe. Die englischsprachige Zeitung *The Palestine Post* erinnerte am 21.1.1949 an Marie Kahles selbstlosen Einsatz für jüdische Mitbürger zur Zeit des Dritten Reiches mit den Worten:

»Mrs. Kahle earned the gratitude of many German Jews whom she assisted under the Nazi regime with rare devotion and complete disregard for her personal safety.«⁹⁹

98 In der englischsprachigen Anzeige lautete der Text »Until the last day she was an example to us by her great faith, her indomitable energy, her self-sacrifice and unerring instinct for what was right«. Kopie aus Privatbesitz.

99 *The Palestine Post*, 21.1.1949, Biblioteca Dipartimento Orientalistica Turin, COR COR 2610/2 (wie Anm. 11).

Ein ausführlicher Artikel war bereits am 8.1.1949 in der dänischen Zeitung *Berlingske Aftenavis* erschienen, der die Angriffe auf Marie Kahle und ihre Söhne in Bonn schilderte, ihre Abwägung zwischen Freitod, Lagerhaft und Folter, Scheidung und Flucht sowie die mutige und beharrliche Umsetzung des Plans zur Emigration gegen alle Widerstände und Hindernisse, die ihr in den Weg gelegt wurden. Der Artikel zitiert nach der gelungenen Ausreise der gesamten Familie Marie Kahle mit den Worten »Jeg slog Nazisterne med 5 Timer«. (*Ich habe die Nazis um fünf Stunden geschlagen.*)¹⁰⁰

Die hebräischsprachige Zeitung *Haaretz* veröffentlichte am 17.2.1949 einen umfangreichen Nachruf, der Marie Kahles mutiges Eintreten für ihre jüdischen Mitbürger in Bonn hervorhob sowie ihre Inobhutnahme deren Besitzes, um ihn so dem Zugriff von Plünderern zu entziehen; ferner schilderte der Bericht die gegen sie gerichteten Beschimpfungen, Einschüchterungen, ihre Flucht nach England und schließlich ihren den physischen und psychischen Strapazen geschuldeten allzu frühen Tod.¹⁰¹

Anlässlich des Todes Marie Kahles trafen Kondolenzschreiben aus aller Welt im Haus Kahle ein, die ihren Mut und ihre Entschlossenheit hervorhoben, ihre Geradheit und ihren unerschütterlichen Glauben, ihre mentale Stärke und ihren politischen Durchblick sowie ihren Mut und ihr Empfinden für Recht und Unrecht.¹⁰²

In Bonn wurde im Jahr 2001 am Haus der Familie Kahle in der Bonner Kaiserstr. 61 eine Gedenktafel angebracht und 2002 auf der Rückseite der Bonner Bundeskunsthalle eine Straße in Marie-Kahle-Allee umbenannt. 2005 wurde ihr Porträt im »Walk of Fame« in das Straßenpflaster der Bonngasse eingelassen und seit 2010/11 trägt eine Bonner Gesamtschule den Namen Marie-Kahle-Gesamtschule. Es ist zu hoffen, dass Marie Kahle und ihr mutiges Eintreten für Verfolgte nicht in Vergessenheit geraten.

100 »Ich habe die Nazis um 5 Stunden geschlagen«. Aage Bentzen, Ud af Tyksland, in: *Berlingske Aftenavis*, 8.1.1949, ebd.

101 Menachem Zulaj, Marie Kahle, in: *Haaretz*, 17.2.1949, ebd.

102 Eine große Sammlung dieser Kondolenzschreiben befindet sich im Archiv der Biblioteca Dipartimento Orientalistica, Fondo Paul Kahle an der Universität Turin (COR 2610) (wie Anm. 11).

»Wunsch und wissenschaftliche Neigung liessen mich den Archivberuf ergreifen.«¹ Edith Ennen (1907–1999). Archivarin und Historikerin

Am 28. Oktober 1907 wurde Edith Ennen als älteste von drei Töchtern in Merzig an der Saar geboren. Ihre Eltern waren der Medizinalrat Dr. Emil Ennen und seine Ehefrau Louise Peters. Der Vater, in St. Vith/Malmedy geboren (†1940 in Bonn), war seit 1905 Arzt an der Provinzial-Heil- und Pflgeanstalt in Merzig tätig, seit 1920 als Direktor. Die Familie der Mutter stammte vom Niederrhein aus Emmerich.² Edith Ennen besuchte in ihrem Heimatort Merzig zunächst die Volksschule und dann das Mädchenlyzeum. Aufgrund ihrer außergewöhnlichen Begabung und Intelligenz, einer großen Einsatzbereitschaft und ungewöhnlichem Pflichtbewusstsein unterstützten sowohl ihre Lehrerinnen als auch ihre Eltern das Bemühen um eine Weiterbildung an einem Jungengymnasium, die zum Abitur führen sollte. Ennen erhielt mit zwei weiteren Mädchen die Sondergenehmigung, das Realgymnasium für Jungen in der nächstgrößeren Stadt, in Dillingen, zu besuchen.³ Später berichtete Edith Ennen rückblickend in einem Gespräch, wie sie stetig nachmittags und abends Latein und Griechisch lernte, um den Lernstand ihrer männlichen Mitschüler zu erreichen.⁴ In Latein und Griechisch war sie nämlich bisher noch nicht unterrichtet worden. 1927 legte Ennen ihr Abitur als Klassenbeste ab; sie und ihre beiden Klassenkameradinnen waren die ersten Abiturientinnen im Landkreis Merzig-Wadern.⁵ Bereits während ihrer Schulzeit entdeckte sie ihre große Leidenschaft für das Fach Geschichte, sie dachte daran, Lehrerin zu werden – für Mädchen dieser Zeit so gut

1 Stadtarchiv Bonn (StAB) PA 1974/189: Personalakte Edith Ennens bei der Stadt Bonn aus der Zeit als Stadtarchivarin 1947 bis 1964, Lebenslauf Ennens aus dem Jahr 1947.

2 Gotthard Werner, Die Bonner Friedhöfe, in: Bonner Geschichtsblätter 14 (1960), S. 116–158, S. 148; Franz Irsigler, Edith Ennen zum Gedenken, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 64 (2000), S. IX–XVI, S. IXf.

3 Universitätsarchiv Bonn (UA) PA 1775: Personalakte Edith Ennens bei der Universität Bonn; Irsigler, Gedenken (wie Anm. 2), S. X.

4 Sebastian Hebler, Edith Ennen, in: Annette Kuhn u. a. (Hg.), 100 Jahre Frauenstudium. Frauen der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Dortmund 1996, S. 245f., S. 245.

5 UA PA 1775: Abschrift des Abiturzeugnisses; Irsigler, Gedenken (wie Anm. 2), S. X.

wie der einzige realistische Plan, einen Beruf auf der Grundlage eines Geschichtsstudiums zu ergreifen.⁶

Ihr Studium der Fächer Geschichte, Germanistik und Latein führte Edith Ennen an die Universitäten Freiburg (1927/28), Berlin (1928/29) und ab dem Sommersemester 1929 an die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.⁷ Im Fach Geschichte traf sie auf bedeutende und sie prägende Lehrer wie Heinrich Finke, Wilhelm Levison und Franz Steinbach.⁸ Vor der Staatsprüfung für das Lehramt an höheren Schulen, die sie im Januar 1934 mit gut ablegte,⁹ wurde sie bereits 1932 mit einer Arbeit über »Die Organisation der Selbstverwaltung in den Saarstädten vom ausgehenden Mittelalter bis zur französischen Revolution« promoviert. Ihr Doktorvater war Franz Steinbach, seit 1926 Direktor des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, angegliedert an die Bonner Universität.¹⁰ Schon in ihrer Dissertation, die 1933 im »Rheinischen Archiv«, den Veröffentlichungen des Instituts,¹¹ erschienen war, traten ihre Stärken in der wissenschaftlichen Arbeit zutage. Fritz Hellwig stellte diese, stets in ihren Arbeiten erkennbaren Kompetenzen in seiner in der Zeitschrift »Unsere Saar. Heimatblätter für die Saarlande« erschienenen Rezension zu Ennens Promotion heraus: gewissenhafte Auswertung archivalischer Quellen, das Erkennen und verständliche Darlegen grundlegender Entwicklungen über gemeinhin geltende Epochengrenzen hinaus, ohne dabei Einzelheiten oder Besonderheiten außer Acht zu lassen sowie eine anschauliche und eingängige Sprache und Art der Darstellung.¹² Ennens Arbeit entstand in Zusammenarbeit mit zwei weiteren

6 Hebler, Ennen (wie Anm. 4), S. 245.

7 StAB PA 1974/189; UA PA 1775.

8 Irsigler, Gedenken (wie Anm. 2), S. X.

9 StAB PA 1974/189.

10 Zum Institut: Marlene Nikolay-Panter, Geschichte, Methode, Politik. Das Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande 1920–1945, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 60 (1996), S. 233–262; Dies., Das Institut und die geschichtliche Landeskunde der Rheinlande von seiner Gründung im Jahr 1920 bis zum Beginn der 30er Jahre – ein Überblick, in: Wolfgang Isenberg (Hg.), Auf der Suche nach regionaler Identität. Geschichtskultur im Rheinland zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus (Bensberger Protokolle 89), Bensberg 1997, S. 57–71; Dies., Geschichte und methodischer Ansatz des Bonner Instituts. Eine Skizze, in: Manfred Groten/Andreas Rutz (Hg.), Rheinische Landesgeschichte an der Universität Bonn. Traditionen – Entwicklungen – Perspektiven, Göttingen 2007, S. 11–37; Andreas Rutz, Historische Forschung am Bonner Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande 1920–2005 unter besonderer Berücksichtigung der Dissertationen, in: Ebd., S. 39–66.

11 Edith Ennen, Die Organisation der Selbstverwaltung in den Saarstädten vom ausgehenden Mittelalter bis zur französischen Revolution (Rheinisches Archiv 25), Bonn 1933.

12 Fritz Hellwig, Rezension zu Edith Ennen, Die Organisation der Selbstverwaltung in den Saarstädten vom ausgehenden Mittelalter bis zur französischen Revolution (Rheinisches Archiv 25), Bonn 1933, in: Unsere Saar. Heimatblätter für die Saarlande 8/1 (1934), S. 117 f.; Franz Irsigler, Edith Ennen. Anmerkungen zu Werk und Wirkung, in: Wilhelm Janssen/

Doktorarbeiten vor dem Hintergrund von Steinbachs Forschungsthema der »Geschichtlichen Grundlagen der kommunalen Selbstverwaltung in Deutschland«. ¹³

Ausbildung am Dahlemer Institut für Archivwissenschaft

»*Wunsch und wissenschaftliche Neigung liessen mich den Archivberuf ergreifen*«. So hielt es Edith Ennen in ihrem Lebenslauf fest, den sie ihren Unterlagen für die Bewerbung um die Stelle einer Archivarin bei der Stadt Bonn im Januar 1947 einreichte. ¹⁴

Mit dem Universitätsabschluss, der Lehrbefugnis für höhere Schulen und der Promotion zu einem geschichtlichen Thema erfüllte Ennen die formalen Voraussetzungen für die Teilnahme an einem Lehrgang zur Ausbildung von Archivaren für den höheren Dienst am Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung (IfA) in Berlin-Dahlem. Das Institut wurde im Jahr 1930 auf Initiative des Generaldirektors der preußischen Staatsarchive und Ersten Direktors des Geheimen Staatsarchivs Albert Brackmann ¹⁵ eingerichtet. Brackmann definierte Lehrinhalte, Standards und Zeitpläne. Seine Absicht war es, der Ausbildung künftiger Archivare eine neue Basis zu geben; gleichzeitig kam es ihm aber auch darauf an, Historikern nach Abschluss ihres Studiums eine Fortbildungsmöglichkeit in den Historischen Hilfswissenschaften anzubieten. Brackmanns Ziel war es, künftige Mitarbeiter an den preußischen und deutschen Editions- und Forschungsprojekten wie der *Germania Pontificia*, *Germania Sacra* oder den *Monumenta Germaniae Historica* mit den für diese Tätigkeiten erforderlichen Kompetenzen auszustatten. Der Schwerpunkt lag auf der Vermittlung von Kenntnissen in der Urkundenlehre, der Paläographie und weiteren historischen Hilfswissenschaften, die nach Brack-

Margret Wensky (Hg.), *Mitteleuropäisches Städtewesen in Mittelalter und Frühneuzeit*. Edith Ennen gewidmet, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 1–19, S. 3f.; Gerhard Dilcher, Edith Ennen, in: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung* 118 (2001), S. 903–906, S. 904.

13 Ilse Barleben, *Die Entwicklung der städtischen Selbstverwaltung im Herzogtum Kleve während der Reform Friedrich Wilhelms I.* (Rheinisches Archiv 18), Bonn 1931; Erich Becker, *Studien zur Gemeindeverfassung in Luxemburg* (Rheinisches Archiv 26), Bonn 1934; Edith Ennen, *Stadtgeschichtliche Forschung im Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn*, in: *Bonner Universitätsblätter* 1972, S. 23–28, S. 24.

14 StAB PA 1974/189: Lebenslauf Ennens aus dem Jahr 1947.

15 Albert Brackmann 1871–1952. Vgl. Leo Santifaller, *Albert Brackmann*. Zum Gedächtnis an den zehnjährigen Todestag, in: *Der Archivar*. Mitteilungsblatt für das deutsche Archivwesen 15 (1962), Sp. 317–328; Hans Goetting, *Brackmann, Albert Theodor Johann Karl Ferdinand*, in: *Neue Deutsche Biographie*, Band 2, Berlin 1955, S. 504–505.

manns Ansicht in den Universitäten nicht ausreichend vermittelt werden konnten.¹⁶

Brackmanns Institut ist die erste Ausbildungsstätte dieser Art. Ein Vorläufer war das unter Heinrich von Sybel und auf Initiative Paul Kehrs hin eingerichtete Seminar für Hilfswissenschaften an der Universität Marburg. Zudem wurde eine Verordnung über die akademische Vorbildung und die Prüfung der Archivaspiranten am 6. April 1894 durch das Staatsministerium erlassen.¹⁷ Unter Sybels Nachfolger Reinhold Koser wurde die Archivschule 1903 nach Berlin verlegt und 1906 ein zweijähriger Volontärdienst eingeführt, um den Archivaspiranten praktische Erfahrungen zu ermöglichen.¹⁸ Auf Koser folgte 1915 Paul Kehr, der eine Ausbildungsstätte mit festgelegtem Studienprogramm für Archivare schuf.¹⁹

Der Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive stand auch dem Institut als Leiter vor. Der Lehrkörper setzte sich nun nicht nur wie bei Kehrs Einrichtung aus erfahrenen Archivaren zusammen, sondern wurde durch Bibliothekare und Dozenten der Universität ergänzt. Eine engere Kooperation mit der Hochschule bestand allerdings nicht. Mit der Erweiterung des Lehrkörpers suchte Brackmann, den Unterricht für Historiker zu öffnen, die eben an den großen Forschungsprojekten arbeiten sollten oder ihre Zukunft im Wissenschaftsbetrieb an einer Hochschule sahen. Als Beispiele für das Konzept einer solchen Ausbildungsstätte dienten Brackmann die *École nationale des chartes* in Paris und das Institut für Österreichische Geschichtsforschung in Wien.²⁰ Brackmanns Plan schien zunächst aufzugehen, Absolventen des ersten Lehrgangs (Mai 1930 bis September 1931) kamen bei Forschungsprojekten unter; jedoch bewirkten die Umstände der Zeit einen erhöhten Bedarf an ausgebildeten Archi-

16 Satzungen des Preußischen Instituts für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung in Berlin vom 30. September 1930, §1 (1), in: Albert Brackmann, Das Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung am Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem, in: *Archivalische Zeitschrift* 40 (1931), S. 1–16, S. 14–16; Albert Brackmann, Das Dahlemer Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung in den Jahren 1930–1932 und das Problem des archivarisches Nachwuchses, in: *Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine* 80 (1932), Sp. 150–155, Sp. 150; Wolfgang Leesch, Das Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung (IfA) in Berlin Dahlem (1930–1945), in: Gerd Heinrich/Werner Vogel (Hg.), *Brandenburgische Jahrhunderte. Festgabe für Johannes Schultze zum 90. Geburtstag* (Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg 35), Berlin 1971, S. 219–254, S. 218.

17 Brackmann, *Das Institut für Archivwissenschaft* (wie Anm. 16), S. 2.

18 Erlass betr. die akademische Vorbildung und die Prüfung der Archivaspiranten vom 3. Mai 1906; Brackmann, *Institut für Archivwissenschaft* (wie Anm. 16), S. 3.

19 Brackmann, *Institut für Archivwissenschaft* (wie Anm. 16), S. 3; Leesch, *Institut für Archivwissenschaft* (wie Anm. 16), S. 225f.

20 Leesch, *Institut für Archivwissenschaft* (wie Anm. 16), S. 226.

varen, um die Sichtung und Bewertung von Archivgut in Preußen, aber auch in den besetzten Gebieten in Ost- und Westeuropa im Sinne einer NS-Geschichtsschreibung oder um die Erstellung von »Ariernachweisen« zu ermöglichen.²¹ Brackmann bediente die Anforderungen der Zeit nach 1933. So ließ er den preußischen Ministerpräsidenten wissen, »dass die Ausgaben der Archivverwaltung ›in ihrer Zielsetzung sämtlich durch die politischen Bedürfnisse der Gegenwart bestimmt‹ seien«.²² So wurden auch die Teilnehmer des zweiten Lehrgangs (November 1931 bis März 1933) zu dem Besuch eines Polnisch-Kurses aufgefordert.²³ Brackmann sah im Dahlemer Institut eine »Keimzelle für die lokale, provinzielle und landesgeschichtliche Forschung, also für die geistige Seite des nationalen und völkischen Lebens.«²⁴

Der erhöhte und dringende Bedarf an geschultem Personal für die Archive nicht nur im staatlichen Bereich, sondern auch bei den Stadtverwaltungen hatte zur Folge, dass die Ausbildung verkürzt, das Curriculum ausgedünnt, der wissenschaftliche Charakter des Unterrichts abnahm und sich schließlich das Dahlemer Institut auf die Ausbildung von Archivaren konzentrierte.²⁵

Die Ausbildung umfasste zwei Jahre unbezahlten Vorbereitungsdienst. Die

21 Pauline Puppel, Die »Heranziehung und Ausbildung des archivalischen Nachwuchses« – Die Ausbildung am Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung in Berlin-Dahlem (1930–1945), in: Sven Kriese (Hg.), Archivarbeit im und für den Nationalsozialismus. Die preußischen Staatsarchive vor und nach dem Machtwechsel von 1933 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz. Forschungen 12), Berlin 2015, S. 335–370, S. 336.

22 Zitiert nach Puppel, Ausbildung am Institut (wie Anm. 21), S. 336 und Anm. 4.

23 Am 10. Juli 1939 wurde die von Brackmann erstellte, seit 1930 gültige Verordnung über die Zulassung zum wissenschaftlichen Archivdienst (vgl. Anm. 16, 27) von der Verordnung über die Ausbildung und Prüfung der Anwärter des höheren Archivdienstes in der Preußischen Verwaltung abgelöst. Diese war aufgrund der Verordnung über die Vorbildung und die Laufbahnen der deutschen Beamten vom 28. Februar 1939 notwendig geworden (vgl. Reichgesetzblatt (RGBl.) I S. 371). Neu war, dass die Anwärter, nun als Archivreferendare bezeichnet, Unterhaltszuschüsse erhielten. Weiter waren beamtenrechtliche Vorgaben, eine »deutschblütige« Abstammung zu beachten. Darüber hinaus war eine NSDAP-Mitgliedschaft oder in einer ihrer untergeordneten Einheiten, das Reichssportabzeichen oder SA-Wehrabzeichen sowie die Ableistung des Arbeitsdienstes oder des Dienstes in der Wehrmacht Voraussetzungen. Damit waren Frauen ausgeschlossen; es bestand nur die Möglichkeit, als Hospitantin am Unterricht teilzunehmen. Aufgrund des Nachwuchsmangels wurde dies z. T. kritisch gesehen – so auch von Ernst Zipfel, seit 1936 (zunächst kommissarisch) Nachfolger Albert Brackmanns als Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive und Leiter des IfA. Puppel, Ausbildung am Institut (wie Anm. 21), S. 344, 348, 365; Leesch, Institut für Archivwissenschaft (wie Anm. 16), S. 233.

24 So Brackmann in seinem Bericht über das Studienjahr 1933/34. Zitiert nach Puppel, Ausbildung am Institut (wie Anm. 21), S. 351 und Anm. 91.

25 So Brackmanns Bericht über das Studienjahr 1932/33. Puppel, Ausbildung am Institut (wie Anm. 21), S. 342 und Anm. 26; Leesch, Institut für Archivwissenschaft (wie Anm. 16), S. 232. 1936 wurde schließlich der gehobene Dienst eingeführt. Vgl. Leesch, Institut für Archivwissenschaft (wie Anm. 16), S. 231.

Teilnehmer stammten überwiegend aus Elternhäusern des mittleren oder höheren Beamtentums wie auch Edith Ennen. Die wirtschaftliche Lage der Teilnehmer war eher angespannt, für einige prekär.²⁶ Ein Lehrgang am Institut umfasste drei Semester unterbrochen durch zwei Zwischensemester. Wie oben bereits erwähnt standen Paläographie und Urkundenlehre sowie Regestieren im Mittelpunkt des Unterrichts. Aber auch mittelalterliche und neuzeitliche Geschichte, die Geschichte Preußens, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Siedlungsgeschichte und Kunstgeschichte standen auf dem Lehrplan. Darüber hinaus legte Brackmann nicht nur Wert auf die Vermittlung von Verfassungsgeschichte, sondern auch auf Unterrichtseinheiten in Privat- und neuerem Staats- und Verwaltungsrecht. Weiter wurden die Kenntnisse in Latein, Mittelhochdeutsch und -niederdeutsch und Französisch vertieft. Im archivwissenschaftlichen Bereich standen Aktenkunde sowie die preußischen Archive mit ihren Beständen, Verzeichnungsübungen und Registraturkunde auf dem Lehrplan.²⁷ In den Zwischensemestern sollte in das Fotografieren und Restaurieren von Schriftgut und Siegeln eingeführt werden aber auch Besuche in der Staatsbibliothek, der Universität oder Besuche in Behörden möglich sein.²⁸ Der Unterricht fand vormittags statt; ein bis zwei Referate musste jeder Teilnehmer im Semester ausarbeiten.²⁹ Zu den Dozenten, die auch Edith Ennen unterrichteten, gehörten Karl Erdmann in Paläographie und Chronologie, Georg Winter in den Hilfswissenschaften Sphragistik, Heraldik und Genealogie, er leitete zudem die Ordnungsarbeiten der Anwärter und führte diese in die Bestände des Geheimen Staatsarchivs ein. Ludwig Dehio lehrte Französisch; mittelalterliches Kirchenrecht und Rechtsgeschichte PD Wilhelm Gallas und Prof. Ulrich Stutz, Adolf Brenneke, Zweiter Direktor des Geheimen Staatsarchivs, vermittelte Archivgeschichte.³⁰ Nach 1933 lag ein thematischer Schwerpunkt – den aktuellen Aufgaben in den Archiven entsprechend – auf der Sippenforschung. So wurden auch die Exkursionen, die zunächst noch stark kunstgeschichtlich ausgerichtet waren, auch um der »neuen Zeit« genüge zu tun, angepasst. Die Teilnehmer des dritten Lehrgangs (1933/1934) unternahmen eine »Schulungsfahrt in den deutschen Osten« nach Königsberg/Pr., Marienburg, Marienwerder, Danzig und Gdingen.³¹

Am Ende eines Lehrgangs absolvierten die Teilnehmer eine Abschlussprüfung: drei Klausuren waren zu bestehen und zwar die Abschrift einer lateini-

26 Puppel, Ausbildung am Institut (wie Anm. 21), S. 344.

27 Verordnung über die Zulassung zum wissenschaftlichen Archivdienst bei den Preußischen Staatsarchiven vom 27. Juni 1930, §§13–15, in: Brackmann, Das Institut für Archivwissenschaft (wie Anm. 16), S. 9–13; Satzungen des Instituts §2 (wie Anm. 16), S. 14.

28 Brackmann, Das Dahlemer Institut (wie Anm. 16), Sp. 151 f.

29 Puppel, Ausbildung am Institut (wie Anm. 21), S. 346.

30 Leesch, Institut für Archivwissenschaft (wie Anm. 16), S. 236 f.

31 Puppel, Ausbildung am Institut (wie Anm. 21), S. 352.

schen und einer deutschen Urkunde, eines deutschen und eines französischen Aktenstücks des 18. Jahrhunderts;³² vier mündliche Prüfungen, in denen archivwissenschaftliche Themen, Paläographie, Urkundenlehre, historische Geographie, preußische Behördengeschichte sowie rechtliche Aspekte aus dem Archivwesen geprüft wurden.³³

An die theoretische schloss sich ein halbes Jahr praktische Ausbildung an einem der preußischen Staatsarchive für diejenigen an, die in den Staatsdienst übergehen sollten.³⁴ Jedoch war es auch denjenigen Teilnehmern möglich, die praktische Ausbildung zu absolvieren, die im Anschluss an die Ausbildung keine Chance auf eine Übernahme in den staatlichen Archivdienst hatten. Der Generaldirektor der preußischen Staatsarchive verteilte die Teilnehmer nach Bedarf.³⁵

Edith Ennen wurde als Teilnehmerin des vierten Lehrgangs am Institut für Archivwissenschaft aufgenommen.³⁶ Vom 15. Oktober 1934 bis zum 20. Dezember 1935 besuchte sie mit 16 männlichen und einer weiblichen Anwärterkollegin, Klotilde von Olshausen, den Unterricht.³⁷ Sie gehörte somit zu den wenigen Frauen, die vor 1945 das Dahlemer Institut besuchten. In der Zeit von 1930 bis 1945 machten 138 Teilnehmer die Ausbildung zum wissenschaftlichen Archivar, nur acht davon waren weiblich.³⁸

Obwohl sie von dem Besuch des Instituts nicht restlos überzeugt war – *«Ich habe mich nun doch entschlossen, dahin zu gehen, weil ich sonst nichts zu tun weiß»*³⁹ – absolvierte Ennen den Lehrgang überaus erfolgreich. Im Staatsexamen

32 Verordnung vom 27. Juni 1930 (wie Anm. 27), §10.

33 Verordnung vom 27. Juni 1930 (wie Anm. 27), §§11–12; Puppel, Ausbildung am Institut (wie Anm. 21), S. 350.

34 Verordnung vom 27. Juni 1930 (wie Anm. 27), §4.

35 Albert Brackmann, Bericht über den zweiten Lehrgang am Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung in Berlin Dahlem vom 2. November 1931 bis 18. März 1933, Berlin 1933, S. 9.

36 StAB PA 1974/189.

37 Teilnehmer neben Edith Ennen (Staatsarchiv Koblenz) waren: Heinz Buttkus (Geheimes Staatsarchiv Berlin), Eberhard Crusius (Staatsarchiv Kiel), Karl Ernst Demandt (Staatsarchiv Wiesbaden), Eilhart Eilers (Reichsarchiv Potsdam/Staatsarchiv Dresden), Franz Engel (Staatsarchiv Schwerin), Heinz Göring (Staatsarchiv Königsberg), Hans Goetting (Staatsarchiv Breslau), Adalbert Hahn (Geheimes Staatsarchiv Berlin), Hans Kück (Stadtarchiv Lübeck), Otto Graf von Looz-Corswarem (Staatsarchiv Koblenz), Günther Möhlmann (Staatsarchiv Hannover), Franz Morré (Geheimes Staatsarchiv Berlin), Wolfgang Müller (Geheimes Staatsarchiv Berlin), Gerhard Schrader (Staatsarchiv Münster), Walter Vogel (Reichsarchiv Potsdam), Hans Weirich (Staatsarchiv Marburg), Klotilde von Olshausen (Staatsarchiv Magdeburg). Leesch, Institut für Archivwissenschaft (wie Anm. 16), S. 243f.

38 28 Schüler bzw. Absolventen sind im Krieg gefallen, zwölf schlugen den Weg einer Hochschulkarriere ein und sechs orientierten sich anderweitig; der überwiegende Teil übte den Beruf des Archivars aus. Leesch, Institut für Archivwissenschaft (wie Anm. 16), S. 242–246; Puppel, Ausbildung am Institut (wie Anm. 21), S. 362.

39 Eine Anfrage Ennens an das Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart im Hinblick auf die Vermittlung einer Stelle im ausländischen Buchhandel oder einem Verlag blieb bis No-

erreichte sie das fünftbeste Ergebnis von 17 insgesamt und die Note »gut, z. T. besser«, im Wahlfach Kunstgeschichte bestand sie »mit Auszeichnung«.⁴⁰ Nach der anfänglichen Freude über die hilfswissenschaftliche Unterweisung, die ihr bislang beim Quellenstudium fehlte, empfand Ennen den Lehrgang bald als eintönig und wenig hilfreich für die praktische Arbeit.⁴¹

Auf den Abschluss folgte ihr Einsatz im Staatsarchiv Koblenz, der sechs Monate dauerte. Ennen erfüllte somit alle fachlichen Voraussetzungen für die Übernahme als verbeamtete Staatsarchivarin in eines der preußischen Staatsarchive. Angeboten wurde ihr jedoch nur eine Stelle als Angestellte im Staatsarchiv Wiesbaden, die sie enttäuscht ablehnte.⁴² Brackmann, der als stets bemüht um die Zukunft seiner Absolventen galt, empfahl sie für eine Stelle bei einem Stadtarchiv. Dort bewarb sich Ennen ohne Erfolg. Dabei wirkten sich ihr Geschlecht und die nicht vorhandene Mitgliedschaft in der NSDAP aus.⁴³ Auch Archivare traten nun vermehrt in die NSDAP und ihre Unterorganisationen ein. Brackmann hielt in der Chronik des vierten Lehrgangs fest, dass alle Teilnehmer »arisch« seien und die männlichen Anwärter fast alle Mitglieder der SA oder SS und vier Mitglied der Partei seien.⁴⁴

Festzuhalten ist, dass obwohl die Archive seit 1933 mit den neuen Aufgaben einen erhöhten Bedarf an ausgebildeten Archivaren anmeldeten, hoch qualifizierte Absolventinnen des Dahlemer Instituts keine Möglichkeit hatten, eine ihren Kompetenzen angemessene Stelle wie ihre männlichen Kollegen zu erreichen. Den Absolventinnen wurde – so schreibt es Ennen in einem Nachruf für die verstorbene Kollegin Katharina Gräfin von Looz-Corswarem, Teilnehmerin des dritten Lehrgangs, »die Zulassung zum staatlichen Archivdienst in einer ihrer Ausbildung entsprechenden Position zunächst verweigert«.⁴⁵ Für die Verwaltung bestand die

vember 1934 ohne Ergebnis. UA IGL-112: Briefe Ennens an Steinbach vom 2. 10. 1934 und vom 24. 11. 1934.

40 UA PA 1775; StAB PA 1974/189: Personalbogen und Zeugnis.

41 Da sie nicht am Polnisch-Kurs teilnahm und Zeit hatte, bat Ennen Steinbach um einen kleinen Forschungsauftrag. UA IGL-112: Briefe Ennens an Steinbach vom 24. 11. 1934 und 5. 4. 1935.

42 StAB PA 1974/189. Ennen wurde am 23. 12. 1935 für die Zeit vom 6. 1. 1936 bis Ende Juni 1936 ans Staatsarchiv abgeordnet. UA IGL-112: Brief Ennens an Steinbach vom 23. 6. 1936. Darüber hinaus bot sich ihr noch die Möglichkeit, das Archiv der Grafen Alvensleben-Erzleben neu zu ordnen.

43 Irsigler, Gedenken (wie Anm. 2), S. X; Gisela Vollmer, Nachruf Edith Ennen, in: Der Archivar. Mitteilungsblatt für das deutsche Archivwesen 52/2 (2001), Sp. 174–176, Sp. 174; Dietrich Höroldt, Auch Japaner lesen Edith Ennen. Bonner Historikerin genießt weltweites Ansehen, in: Renate Hawranke/Werner D’hein (Hg.), Bonn ist 2000. Festbuch zum Stadtjubiläum – 40 Jahre Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt am Main/Berlin 1988, S. 177f., S. 178.

44 Puppel, Ausbildung am Institut (wie Anm. 21), S. 353 und Anm. 104.

45 Edith Ennen, Nachruf Katharina Gräfin von Looz-Corswarem, in: Der Archivar. Mitteilungsblatt für das deutsche Archivwesen 39/2 (1986), Sp. 250f., Sp. 251.

Anweisung – so Brackmann in einem Schreiben – »*nur Herren in die höheren Beamtenstellen hineinzubringen.*«⁴⁶ Die »Verordnung über die Zulassung zum wissenschaftlichen Archivdienst« von 1930 beinhaltete jedoch keine Einschränkung für Frauen.⁴⁷ Keine Frau hat in der Zeit bis 1945 als Beamtin in den staatlichen Archivdienst gehen können; trotz dieser miserablen Aussichten bewarben sie sich am Dahlemer Institut. Auch für die acht Absolventinnen der Jahrgänge 1930 bis 1945 lief es nach längeren Durststrecken, Auftragsarbeiten über mehrere Jahre lediglich auf ein Angestelltenverhältnis hinaus. Frauen wurden bewusst unter Wert eingesetzt, man schätzte ihre Arbeit und den Effekt, dass »*sie wissenschaftliche Beamte*«[...] »*ersparen.*«⁴⁸ In den Archivverwaltungen verhielt man sich insgesamt besonders zurückhaltend gegenüber Frauen im höheren Dienst. Während der Zeit des Nationalsozialismus verstärkte sich diese Haltung grundsätzlich auch in anderen Bereichen wie im Bildungsbereich oder den juristischen Berufen. Im September 1937 äußerte Adolf Hitler die Maßgabe, dass nur Männer in den höheren Dienst gelangen dürften.⁴⁹

Rückkehr an das Bonner Institut für geschichtliche Landeskunde

Edith Ennen kehrte nach ihrer archivarischen Ausbildung nach Bonn an das Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, mit dem sie seit Studienzeiten vertraut war, gerne zurück. Für sie war dies die beste Alternative,

46 Konzept eines Schreibens Brackmanns an Staatsarchivdirektor Dr. Dersch in Koblenz, 19. 6. 1936. Zitiert nach Puppel, Ausbildung am Institut (wie Anm. 21), S. 364 und Anm. 174.

47 Verordnung vom 27. Juni 1930 (wie Anm. 27).

48 Niederschrift der Direktorenbesprechung im Preußischen Geheimen Staatsarchiv, Berlin-Dahlem, am 13. 3. 1939, in: Allgemeine Verfügungen 1939, S. 39. Zitiert nach Gisela Vollmer, Archivarinnen gestern und heute. Zur Entwicklung des Frauenanteils insbesondere im staatlichen Bereich, in: Der Archivar. Mitteilungsblatt für das deutsche Archivwesen 42/3 (1989), Sp. 351–374, Sp. 357 und Anm. 32. Ein Beispiel ist Klotilde von Olshausen, die mit Ennen gemeinsam den vierten Lehrgang besuchte; Brackmann verhalf ihr zu einem Verbleib am Magdeburger Staatsarchiv. Dort war sie bis 1969 angestellt, 1972 reiste sie in die Bundesrepublik zu ihrer Schwester in Göttingen aus und arbeitete dort bis 1989 ehrenamtlich im Stadtarchiv (Puppel, Ausbildung am Institut (wie Anm. 21), S. 367). Ein weiteres Beispiel ist Luise von Winterfeld, die das Dortmunder Stadtarchiv von 1916 bis 1950 leitete. Nach einer Ausbildung für den Schuldienst und der Promotion war sie von Oktober 1912 bis April 1916 als Volontärin am Historischen Archiv der Stadt Köln tätig. 1916 kam sie ans Dortmunder Stadtarchiv. Zunächst war sie angestellt, im Sommer 1917 folgte die Verbeamtung. Die Stadt Dortmund hatte sich für Einstellung Luise von Winterfelds entschieden, da sie als Frau geringere Gehaltsansprüche stellte als ihre männlichen Kollegen. Vollmer, Archivarinnen (wie Anm. 48), Sp. 353. Zu Luise von Winterfeld Johanne Küenzlen, Luise von Winterfeld – Historikerin und Preußens erste Archivdirektorin: Die Öffnung des Dortmunder Stadtarchivs für die Forschung, in: Stefan Mühlhofer (Hg.), Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark 107 (2016), S. 177–195.

49 Vollmer, Archivarinnen (wie Anm. 48), S. 362.

nachdem ihr die Laufbahn im höheren Archivdienst verschlossen blieb. Am Institut erfuhr sie die »maßgebliche wissenschaftliche Prägung in den frühen 1930er Jahren [...] unter Franz Steinbach [...] also zu einer Zeit, als der bahnbrechende methodische Ansatz der Landeskunde als interdisziplinärer Kulturraumforschung noch jung war.«⁵⁰ Die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde (seit 1881) sorgte zwar für Quelleneditionen für die allgemeine Geschichtswissenschaft, jedoch nicht aufbereitet für oder aus dem Blickwinkel der Lokal- und Regionalgeschichte. Ziel des Instituts gemäß seines Gründers Hermann Aubin sollte es sein, aus dieser lokal- und regionalgeschichtlichen Perspektive Quellen auszuwerten. In der Lehre, auch Studenten sollten an diese Quellen herangeführt werden, sollte eine bestimmte Arbeitsweise vermittelt werden, zu der die Kenntnis der Quellen und die der örtlichen Gegebenheiten, die Anleitung zur Herausarbeitung neuer Problemstellungen, die Erlangung von »grundsätzlich neuen Erkenntnissen« ausgehend von der Lokalforschung gehörten. Die Forschungsergebnisse, aus interdisziplinärer Zusammenarbeit verschiedener Fächer, vor allem der Geschichte und der Sprachwissenschaften, sollten sich ergänzen.⁵¹ Die grenzüberschreitende Forschungstätigkeit wurde in der Zeit des Nationalsozialismus zur Untermauerung deutscher Forderungen und Anrechte westlich des Reichs genutzt (Westforschung). Von 1936 an war Ennen insgesamt zehn Jahre als wissenschaftliche Hilfskraft bzw. Assistentin (seit 1946) am Institut tätig. Im Auftrag der Rheinprovinz bearbeitete sie das historische Ortslexikon des Rheinlandes.⁵² In den Jahren 1938/39 prüfte sie im Auftrag der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde die rheinischen Beiträge für das von Eduard Keyser herausgegebene Deutsche Städtebuch. Anders als Aubin, Steinbach und Petri hat sie nicht in Projekten, die dem Nationalso-

50 Margret Wensky, Edith Ennen zum Gedenken – der Dank der Schüler, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 64 (2000), S. XVII–XX, S. XVIIIf.

51 Franz Steinbach, Das Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn, Sonderdruck aus: Minerva-Zeitschrift 3/8 (1927), S. 183–187, S. 185f.; Hermann Aubin, Geschichtliche Landeskunde. Anregungen in vier Vorträgen (Rheinischer Neujahrsblätter 4), Bonn 1925; Ennen, Stadtgeschichtliche Forschung (wie Anm. 13); Nikolay-Panter, Geschichte (wie Anm. 10), S. 14.

52 UA IGL-112: Briefe Ennens an Steinbach vom 23.6.1936, 28.6.1936 (mit Arbeitsplan) und 7.7.1936; UA PA 1775.Vgl. hierzu Ennens Bericht: Edith Ennen, Ein geschichtliches Ortsverzeichnis des Rheinlandes. Anlage, Aufgaben und bisher geleistete Aufgaben, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 9 (1939), S. 255–275. Das Projekt wurde nach 1945 nicht fortgeführt. Ennens Vorarbeiten waren im Zuge eines Bombenangriffs zerstört worden. Am Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz entstanden die Publikationen: Elmar Rettinger (Bearb.), Historisches Ortslexikon Rheinland-Pfalz. Band 1: Ehemaliger Kreis Cochem (Geschichtliche Landeskunde 27), Stuttgart 1985; Historisches Ortslexikon Rheinland-Pfalz. Band 2: Ehemaliger Landkreis St. Goar (Geschichtliche Landeskunde 37), Stuttgart 1995.

zialismus dienen, mitgewirkt.⁵³ In dieser Zeit beschäftigte sie sich darüber hinaus eingehend mit dem damals profiliertesten Stadthistoriker Hans Planitz.⁵⁴ Sie veröffentlichte Aufsätze zur Stadtgeschichte sowie zur rheinischen aber auch saarländischen Landesgeschichte, darunter auch den Aufsatz zur europäischen Stadt des Mittelalters als Forschungsaufgabe aus dem Jahr 1941.⁵⁵ Letztendlich führte die Beschäftigung mit diesem Thema zu den beiden grundlegenden Veröffentlichungen Ennens »Die Frühgeschichte der europäischen Stadt« aus dem Jahr 1953 und »Die europäische Stadt des Mittelalters« aus dem Jahr 1972.⁵⁶ Ihre inhaltliche Arbeit hätte unter anderen zeitlichen Umständen zur Habilitation führen müssen, jedoch war während des Nationalsozialismus eine Universitätskarriere für eine Frau nicht möglich.

Seit Ausbruch des Krieges vertrat Ennen die einberufenen Assistenten des Instituts. Darüber hinaus assistierte sie dem Direktor des Instituts bei verfassungsgeschichtlichen Übungen, so z. B. Quellenlektüre und -interpretation von Stadtrechten. Sie hielt weitere Lehrveranstaltungen zur Stadt- und Landesgeschichte sowie hilfswissenschaftliche Übungen ab.⁵⁷ So bestanden Forschung und Lehre am Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande in den Kriegsjahren durch Edith Ennen fort,⁵⁸ »während des Zweiten Weltkriegs ruhte die ganze Last der Geschäfte auf Ihren Schultern«, so beschrieb es der Bonner Oberbürgermeister Wilhelm Daniels in seiner Ansprache anlässlich der Eintragung Edith Ennens in das Goldene Buch der Stadt Bonn am 28. Oktober 1977.⁵⁹ Während des Krieges korrespondierte sie mit ihren einberufenen Kollegen, koordinierte in deren Auftrag Drucklegungen oder versorgte sie mit Literatur.⁶⁰

Ennen hatte dort die Stellung einer wissenschaftlichen Hilfskraft inne »mit

53 Bernd-A. Rusinek, Das Bonner Institut für rheinische Landeskunde, in: Pariser Historische Studien 81 (2007), S. 31–46, S. 39; Margret Wensky, Edith Ennen (1907–1999), Historikerin, <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/persoenlichkeiten/E/Seiten/EdithEnnen.aspx> (29.01.2018).

54 Irsigler, Gedenken (wie Anm. 2), S. X.

55 Edith Ennen, Die europäische Stadt des Mittelalters als Forschungsaufgabe unserer Zeit, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 11 (1941), S. 119–146.

56 Edith Ennen, Die Frühgeschichte der europäischen Stadt (Veröffentlichung des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn), Bonn 1953; Edith Ennen, Die europäische Stadt des Mittelalters, Göttingen 1972.

57 UA PA 1775; StAB PA 1974/189.

58 Vollmer, Nachruf (wie Anm. 43), Sp. 174; Höroldt, Auch Japaner lesen Edith Ennen (wie Anm. 43), S. 178.

59 StAB N 2008/461; UA PA 1775.

60 U. a. mit Fritz Textor, Franz Petri (UA Kleinere Sammlungen 179), mit Mathias Zender (UA Kleinere Sammlungen 177) und Franz Steinbach (UA Kleinere Sammlungen 176). Für Oktober 1942 plante Ennen eine »Büchereinkaufsreise« nach Brüssel. UA IGL-85: Korrespondenz von Textor und Ennen vom 27. 8. 1942 und vom 31. 8. 1942.

dem Vorbehalt jederzeitigen Widerrufs.« 1946 rückte sie auf die Assistentenstelle von Fritz Textor, der Ende März 1944 ausgeschieden und in den Schuldienst zurückgekehrt war, allerdings nicht als Inhaberin, sondern als Verwalterin.⁶¹ Eine Habilitation strebte Ennen laut Steinbach nicht an, sondern suchte »eine für sie geeignetere, feste Position.«⁶² Ihre Tätigkeiten und Leistungen waren umfassend und gingen z.T. über die Aufgaben einer wissenschaftlichen Hilfskraft hinaus. Ennen erfuhr hier eine Schlechterstellung, die sie im Archividienst abgelehnt hatte.

Leitung und Wiederaufbau des Bonner Stadtarchivs

1947 wurde Edith Ennen die erste archivarisch vorgebildete Leiterin des Bonner Stadtarchivs. Das Archiv zählt zu den vier ältesten am Niederrhein neben Köln, Duisburg und Neuss.⁶³ Seit 1899 besteht das Institut. Es war Armin Tille, der im Auftrag der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde ein Inventar der kleineren Archive in der Rheinprovinz erstellen sollte. Bei dem Besuch des Bonner Stadtarchivs stellte er fest, dass eine Benutzung nicht möglich war und empfahl dem Bonner Oberbürgermeister Wilhelm Spiritus, das Archiv zu ordnen. Schließlich übernahm Tille den Auftrag der Bestandsordnung und Inventarisierung; 1899 konnten Stadtarchiv und Bibliothek⁶⁴ zunächst nur zur wissenschaftlichen Nutzung eröffnet werden.⁶⁵ Auf Anraten Tilles wurde ein Oberlehrer mit der weiteren nebenamtlichen Betreuung des Archivs beauftragt. Friedrich Knickenberg⁶⁶ leitete das Archiv bis zu seinem Tod 1932. Dabei lag sein Fokus weniger auf der Kooperation mit der Verwaltung und der Archivarbeit im en-

61 Die Stellung mit einer Vergütung von 120 Reichsmark erhielt sie auf Antrag Steinbachs mit Wirkung vom 1. 4. 1941, so das Schreiben des Universitätskurators vom 31. 3. 1941. StAB PA 1974/189. Zu Fritz Textor vgl. Ulrich Pfeil, Fritz Textor, in: Michael Fahlbusch (Hg.), Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme, Berlin 2. überarb. u. erw. Aufl. 2017, S. 821–824, S. 822.

62 UA PA 1775: Notiz vom 21. 12. 1946.

63 Vgl. Raymund Kottje, Mittelalterliche Anfänge der Archivierung in niederrheinischen Städten, in: Manfred van Rey/Norbert Schloßmacher (Hg.), Bonn und das Rheinland. Beiträge zur Geschichte und Kultur einer Region. Festschrift zum 65. Geburtstag von Dietrich Höroldt (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bonn 52), Bonn 1992, S. 9–18, S. 12–17; Manfred van Rey (Hg.), Von der Urkunde zur CD. Geschichte und Bestände von Stadtarchiv und Stadthistorischer Bibliothek Bonn (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bonn 60), Bonn 2000, S. 23.

64 Es handelt sich um die Bibliothek des Archivs, heute die Stadthistorische Bibliothek, und nicht um die 1943 eingerichtete Volksbücherei, heute Stadtbibliothek.

65 van Rey, Von der Urkunde zur CD (wie Anm. 63), S. 42.

66 Friedrich Knickenberg (1863–1932), Lehrer für Latein, Griechisch, Erdkunde und Geschichte am Städtischen Gymnasium in Bonn, kümmerte sich zudem um das Museum »Villa Obernier«; er war Vorsitzender des Vereins Alt-Bonn.

geren Sinne, als vielmehr auf der Bibliothek und den Sammlungen. 1933 folgte Karl Heinz Kobé⁶⁷ auf Knickenberg. Nach Rücksprache mit dem Verein Alt-Bonn wurde nun ein Historiker hauptamtlich mit dem Stadtarchiv und dem Museum »Villa Obernier« betraut. Die Vielfalt der Aufgaben – auch seine Vorstandstätigkeit im Verein Alt-Bonn sowie die Bemühungen um die Gründung eines musikgeschichtlichen Museums gemeinsam mit Theodor A. Henseler – führten schließlich nicht zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit mit der Verwaltung, so dass Kobé 1942 um Entlassung bat.⁶⁸ Als Nachfolger bemühte man sich um Paul Egon Hübinger, Archivrat am preußischen Staatsarchiv Koblenz und Absolvent des sechsten Lehrgangs (1937 bis 1939) am Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung in Berlin-Dahlem. Aufgrund des hohen Bedarfs an Archivaren konnte eine Freigabe vom Generaldirektor der preußischen Archive für einen Wechsel ins Bonner Stadtarchiv nicht erreicht werden. Ein Zugeständnis war jedoch, dass Hübinger, soweit es die dienstlichen Verhältnissen erlaubten, für das Bonner Stadtarchiv tätig werden konnte.⁶⁹ So trat Hübinger von Dezember 1942 bis November 1944, bis er zur Wehrmacht eingezogen wurde, einmal wöchentlich als Leiter des Stadtarchivs in Erscheinung. In kriegsbedingter Abwesenheit Hübingers kümmerten sich Schulrat Johannes Esterhues und der Religionslehrer Johannes Dieckhöfer um die Belange des Archivs.⁷⁰

Nach dem Krieg stand wieder die Besetzung der Stelle des Stadtarchivars auf dem Plan. Dabei standen nicht nur die Bedürfnisse der Stadtverwaltung im Vordergrund. Vielmehr wurde die Stadt seitens der Universität auf die Bedeutung und unverzichtbare Rolle des Archivs aufmerksam gemacht. Bereits im Dezember 1945 wandte sich der Rektor der Universität, Heinrich Konen, an den Oberbürgermeister Eduard Spoelgen. Die Direktoren des Historischen Seminars und des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande baten darum, Stadtarchiv und Bibliothek möglichst schnell benutzbar zu machen. Aufgrund der Verluste der Universitätsbibliothek und der Bibliothek des Historischen Seminars war der Studienbetrieb im Fach Geschichte stark eingeschränkt. Trotz

67 Karl Heinz Kobé (1888–1959) hatte in Bonn studiert und wurde bei Wilhelm Levison promoviert. StAB PA/D 35.

68 Er wechselte an das Landessippenamt der Rheinprovinz, später Personenstandsarchiv Liblar, jetzt LAV NRW Abt. Rheinland. StAB PA/D 35.

69 StAB Pr 42/714: Kurze Mitteilung des Generaldirektors Zipfel an den Oberbürgermeister Ludwig Rickert vom 12. 11. 1942.

70 Johannes Esterhues (1885–1970), von 1929 bis 1937 als Schulrat und Dozent an der Pädagogischen Akademie in Bonn tätig, nach dem Krieg Direktor der Kölner Pädagogischen Akademie, dann Ministerialrat in Düsseldorf (vgl. StAB ZA 104/407, 104/751, 122/1667). Johannes Dieckhöfer (1888–1967), ab 1912 Kaplan in Poppelsdorf, 1924 bis 1940 Religionslehrer in Bonn (vgl. Bonner General-Anzeiger vom 15./16. 4. 1967); van Rey, Von der Urkunde zur CD (wie Anm. 63), S. 50.

der Umstände hielt das Prüfungsamt beim Oberpräsidium der Nord-Rheinprovinz an der Ausarbeitung einer schriftlichen Hausarbeit fest und verwies auf »örtliche Privatbüchereien«, die die Dozenten bei der Aufgabenstellung zu berücksichtigen hätten. Infrage kamen hier neben der städtischen Bücherei mit sehr beschränkten Arbeitsmöglichkeiten das Stadtarchiv und seine Bibliothek. Der Rektor warb regelrecht um die Kooperation und formulierte die Vorteile für die Stadt, die von der Auswertung der Quellen bezüglich einer eigenen Geschichte profitieren könne. Weiter brachte Konen vor, dass historisch-hilfswissenschaftlich gebildete Studienräte ausgebildet würden, die dann wiederum bei den Ordnungsarbeiten im Archiv, die in Folge des Kriegs notwendig geworden waren, helfen könnten. Die Ausbildung künftiger Lehrer könne aber nur gelingen, wenn der akademische Unterricht auf das Anschauungs- und Studienmaterial des Stadtarchivs zurückgreifen könne – wie es bereits vor dem Krieg möglich gewesen sei. Die Stadt würde »der Forschung durch Bereitstellung des Archivs einen großen Dienst erweisen.«⁷¹ Die Reaktion der Stadt war durchaus im Sinne der Universität, die Einrichtung des Stadtarchivs sollte »mit allen Mitteln beschleunigt werden.«⁷² Die Besetzung der Stelle war auf Anweisung der Militärregierung wie in allen anderen Städten auch mit der Archivverwaltung der Landesregierung abzustimmen. Die Stadtverwaltung nahm so den Kontakt mit Wilhelm Kisky auf,⁷³ Leiter der Archivverwaltung beim Land Nordrhein-Westfalen. Er wies die Stadt auf die Notwendigkeit eines hauptamtlichen Leiters hin und schlug, da Hübinger in der Zwischenzeit an die Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn gewechselt war, Edith Ennen als besonders geeignete Kraft vor: »Frl. Ennen ist eine angesehene erfolgreiche Forscherin auf dem Gebiet der Rheinischen Geschichte, hat Orts- und Heimatsinn und zweifellos die für das Bonner Stadtarchiv notwendigen Fachkenntnisse. Ich weiss nicht, ob sie bereit ist, dies Amt zu übernehmen, aber ich möchte die Stadtverwaltung besonders auf sie hinweisen, zumal, wie ich höre, die Gefahr besteht, dass Frl. Ennen aus dem Rheinland weggerufen wird.«⁷⁴

Edith Ennen zeigte großes Interesse an der Stelle des Bonner Stadtarchivars und bewarb sich bei der Stadt. »Wunsch und wissenschaftliche Neigung liessen mich den Archivberuf ergreifen.« So empfahl sich Ennen, politisch unbelastet, da

71 StAB Pr 42/906: Schreiben des Universitätsrektors Heinrich Konen an Oberbürgermeister Spoelgen vom 18. 12. 1945.

72 StAB Pr 42/906: Niffka an das städtische Hochbauamt vom 3. 1. 1946.

73 Wilhelm Kisky (1881–1953), Historiker und Archivar, 1928 erster Leiter der Archivberatungsstelle bei der rheinischen Provinzialverwaltung, die nicht hauptamtlich besetzte Kommunal-, Kirchen- und Adelsarchive in archivfachlichen Fragen beriet, heute LVR-Archivberatungs- und Fortbildungszentrum.

74 StAB PA 1974/189: Schreiben Kiskys an den Oberstadtdirektor vom 16. 1. 1947. Ennen hatte das Angebot, in den Schuldienst ihrer saarländischen Heimat zu wechseln. StAB PA 1979/189.

weder Partei- noch Mitglied in einer Unterorganisation. Schon früh hatte sie nach eigenem Bekunden in Erwägung gezogen, in einem Stadtarchiv zu wirken; bereits ihre Doktorarbeit setzte sich mit den Grundlagen der kommunalen Selbstverwaltung auseinander; mit Fragen der Stadtgeschichte war sie also bestens vertraut. 1947 befand sie sich forschungstechnisch in einer vergleichenden Betrachtung der europäischen Stadtkultur des Mittelalters. Ihre Vorarbeiten hierzu waren: »Die europäische Stadt des Mittelalters als Forschungsaufgabe unserer Zeit«, »Burg Stadt und Territorialstaat in ihren wechselseitigen Beziehungen«. ⁷⁵ Die rheinischen Städte standen aufgrund ihrer führenden Stellung im Mittelalter im Fokus ihrer Forschung. »Die Übernahme eines rheinischen Stadtarchivs und in erster Linie die des Stadtarchivs Bonn würde mir aufs glücklichste gestatten, endlich in meinem eigentlichen Beruf als Archivar wirken zu können. Ich würde meine Aufgabe vor allem darin sehen, das Archiv auf Grund meiner fachlichen Ausbildung zu ordnen, zu verwalten und der Benutzung zu erschliessen sowie im Zusammenhang mit den übrigen kulturellen Einrichtungen Bonns seinen Rang im wissenschaftlichen Leben der Stadt zu sichern.« ⁷⁶

Auch Paul Egon Hübinger, bisher der Wunschkandidat der Stadt Bonn auf dem Posten des Stadtarchivars, unterstützte Ennens Bewerbung ausdrücklich und machte deutlich, dass seine Ambitionen bezüglich eines Engagements bei der Stadt Bonn nunmehr Richtung Universität gerichtet seien. Von Juni bis Oktober 1945 fungierte er als persönlicher Referent des ersten Oberpräsidenten des englisch besetzten Teiles der Rheinprovinz, Hans Fuchs; seit dem Wintersemester 1945/46 hatte er eine bezahlte Dozentur an der Bonner Universität inne; 1947 sollte ihn eine Gastprofessur nach Cambridge führen. ⁷⁷ Hübinger unterstrich in seinem Brief an den Bonner Oberbürgermeister Eduard Spoelgen die Notwendigkeit einer fachmännischen Leitung. Angesichts der Gegenwart, der Tatsache, dass die Bonner Altstadt in Trümmern liege und wieder aufgebaut werden solle, dass ein vollkommen neuer Abschnitt der staatlichen und städtischen Geschichte begägne, dass eine Fülle wertvoller historischer Quellen und Verwaltungsakten archivreif seien und bald würden, erforderten einen Fachmann auf die Stelle des Stadtarchivars, um Verluste zu verhindern. Darüber hinaus fordere die Zerstörung des Historischen Seminars und der Abteilung

75 StAB PA 1974/189: Lebenslauf Ennens aus dem Jahr 1947.

76 StAB PA 1974/189: Bewerbung Ennens vom 29. 1. 1947.

77 Vgl. hierzu Raymund Kottje, Paul Egon Hübinger. Zu Lebensweg und -werk, in: Magnus Ditsche/Raymund Kottje (Hg.), Paul Egon Hübinger. Ausgewählte Aufsätze und Vorträge. Beiträge zur Geschichte Europas und der Rheinlande in Mittelalter und Neuzeit (Bonner Historische Forschungen 53), Siegburg 1990, S. XIII–XIX, S. XIII–XVII; Wolfgang Löhr, Paul Egon Hübinger (1911–1987), Historiker, Wissenschaftspolitiker, <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/persoenelichkeiten/H/Seiten/PaulEgonHuebinger.aspx> (21.01.2018); Ulrich Pfeil, Die »Generation 1910«. Rheinisch-katholische Mediävisten vom »Dritten Reich« zur Bundesrepublik, in: Geschichte im Westen 26 (2011), S. 61–87.

Geschichte der Universitätsbibliothek das Stadtarchiv mit seiner Bibliothek in einem ungleich höheren Maß als früher für den Unterricht der Doktoranden. Der Leiter des Archivs müsse also in der Lage sein, aus der eigenen Vertrautheit mit den notwendigen methodischen Notwendigkeiten, historische Arbeit und der Kenntnis der geschichtswissenschaftlichen Forschung heraus die Benutzer des Archivs zu fördern und zu beraten. Die kriegsbedingten Einflüsse auf den Bestand, die eine Neuordnung erforderlich machten, könnten nur durch eine fachlich ausgebildete Kraft bewältigt werden. In Ennen sah Hübinger diese qualifizierte Kraft, die die gleiche Ausbildung wie er genossen habe, nicht nur mit den Verhältnissen in Bonn bestens vertraut sei, sondern auch mit dem Bereich der kommunalen Verwaltungsgeschichte allgemein. »*Ich kann mir keinen geeigneteren Nachfolger vorstellen.*«⁷⁸

Mitte Februar verwandte sich Kisky erneut für Ennen und betonte, dass die Archivverwaltung »*größten Wert*« darauf lege, dass die Bonner Stelle mit einem ausgebildeten Archivar besetzt würde. Sein Vorschlag war Edith Ennen, »*die in jeder Beziehung hinreichend qualifiziert und auch politisch nicht belastet*« sei. »*Dass eine Frau zum Leiter eines Stadtarchivs bestellt wird, ist auch nichts aussergewöhnliches; in Dortmund z. B. waltet die Archivdirektorin Dr. Luise von Winterfeld schon seit vielen Jahren ihres Amtes.*«⁷⁹ Auch Hübinger wurde erneut für Ennen tätig. In einem Brief an den Beigeordneten und Stadtschulrat Erwin Niffka zeigte er der Stadt Bonn an, im Falle der Besetzung der Stelle des Stadtarchivars zu einer Entscheidung zu kommen, da Ennen gleichzeitig Aussicht auf eine Schulleitung in ihrer saarländischen Heimat bekommen habe. Ennen ziehe ein Engagement in Bonn vor, warte aber auf eine verbindliche Zusage.⁸⁰ Ende Februar empfahl der Kulturausschuss einstimmig die Anstellung von Ennen als Stadtarchivarin. Nach einer erfolgreichen halbjährigen Probezeit wurde eine endgültige Anstellung im Beamtenverhältnis empfohlen.⁸¹ Damit war Ennen ihren männlichen Mitbewerbern, Johannes Dieckhöfer, Theodor Anton Henseler, Musiklehrer an einer höheren Schule, der das Archiv vor allem aus der Nutzperspektive kannte, und Johannes Dreesen, ein Verlagslektor, überlegen.⁸²

Ennen trat die Stelle am 1. April 1947 an; am 30. September 1947 endete ihre Probezeit, die Übernahme in das Beamtenverhältnis wurde rückhaltlos emp-

78 StAB PA 1974/189: Brief Hübingers an Oberbürgermeister Spoelgen vom 1. 2. 1947.

79 StAB PA 1974/189: Schreiben Kiskys an Oberbürgermeister Spoelgen vom 12. 2. 1947. Vgl. zu Luise von Winterfeld (1916 bis 1950 Leiterin des Dortmunder Stadtarchivs): Anm. 48.

80 StAB PA 1974/189: Brief Hübingers an Stadtschulrat Niffka vom 17. 2. 1947.

81 StAB PA 1974/189: Niederschrift über die Sitzung vom 28. 2. 1947; Stellungnahme des Stadtschulrates Niffka zum Ende der sechsmonatigen Probezeit: »*Leistungen und Führungen der Stadtarchivarin Frl. Dr. Edith Ennen sind sehr gut. Die endgültige Anstellung unter Übernahme in das Beamtenverhältnis gemäss dem Beschluss des Personalausschusses vom 3.3.47 kann rückhaltlos empfohlen werden.*« StAB Pr 42/906.

82 StAB Pr 42/906.

fohlen und ab dem 1. Juli 1948 befand sie sich nach Inkraftsetzung des neuen Beamtenrechts im Beamtenverhältnis. Ihr Aufgabengebiet umfasste die Leitung und Verwaltung des Stadtarchivs und des Arndtarchivs sowie der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek und deren Erschließung zur wissenschaftlichen Forschung. Ennens Besoldung bei Einstellung entsprach der eines staatlichen Archivrates.⁸³ Sie führte die Bezeichnung eines Stadtarchivars. Im April 1959 bemühte sie sich um eine Angleichung der Titelführung an diejenige des höheren Dienstes bei den Staatsarchiven. Sie legte Wert darauf die Laufbahn des gehobenen Dienstes von der des höheren Dienstes zu unterscheiden und schlug deshalb die Bezeichnung »Direktor« oder »Rat« vor.⁸⁴ Dem wurde bei der Stadt entsprochen, seit dem 4. Juni 1959 führte sie die Amtsbezeichnung städtische Archivrätin,⁸⁵ somit sah man die Unterscheidung von nicht wissenschaftlichen Archivaren als ausreichend dokumentiert an und erkannte zu dem keine Schwierigkeiten hinsichtlich ihrer Besoldungseinstufung.⁸⁶

»Wir hatten den gleichen schweren Start in dem Hungerjahr und in den Trümmerhaufen von 1945.« So schrieb Ennen 1961 an Walter Holzhausen, den Leiter der Bonner Kunstsammlungen, zu dessen Abschied in den Ruhestand.⁸⁷ Ennen stand als neue Leiterin des Stadtarchivs vor der Aufgabe, ein Archiv und eine Bibliothek völlig neu einzurichten und dies angesichts der Notlage der Bevölkerung und des Mangels in allen anderen Bereichen. Auch persönlich sah sie sich der Schwierigkeit gegenüber, aufgrund der Größe ihrer Bibliothek eine passende Wohnung zugewiesen zu bekommen.⁸⁸ Das Stadtarchiv sollte seinen neuen Standort in der Quantiusstraße 9, einem Wohnhaus, finden. So stand es bereits im Januar 1946 fest. Seit 1946 wurde das Haus instandgesetzt, allerdings gab es keinerlei Einrichtung; das Mobiliar, sämtliche Regale waren im Alten Rathaus beim Luftangriff vom 18. Oktober 1944 verbrannt, das Archiv- und Bibliotheksgut – ca. 400 Kisten – in einem Bunker in der Görresstraße sowie in einem Gebäude in der Koblenzer Straße 7 ausgelagert. Beide Stätten befanden sich zum Ende des Krieges in einem »unbeschreiblichen« Zustand: alle Fenster und Türen waren zerstört, offensichtlich hatten sich Unbefugte Zutritt verschafft, Schränke und Karteien durchwühlt und den Inhalt auf dem Boden verstreut; selbst im Treppenhaus fand sich »fußhoch« Papier. Im Bunker erlitt das Archivgut erhebliche Wasserschäden, Protokollbücher aus der kurfürstlichen Zeit, Akten aus der französischen Zeit sowie die Manuskriptsammlung des Vereins Alt-Bonn waren in Mitleidenschaft gezogen. 1945 war die Bibliothek mit

83 StAB PA 1974/189.

84 StAB PA 1974/189: Schreiben Ennens an Oberstadtdirektor Franz Schmidt vom 19. 4. 1959.

85 StAB PA 1974/189: Mitteilung des Personal- an das Kulturredamt vom 15. 5. 1959.

86 StAB PA 1974/189: Mitteilung des Kultur- an das Personalamt vom 8. 5. 1959.

87 StAB N 41/1023: Schreiben Ennens an Holzhausen vom 27. 7. 1961.

88 StAB Pr 42/973: Schreiben Ennens an das Kulturredamt vom 2. 1. 1948.

40.000 Bänden notdürftig im Stadthaus untergebracht.⁸⁹ Edith Ennen war mit der Herrichtung der Quantiusstraße 9 beschäftigt; persönlich setzte sie sich für Heizkörper und ein Ofenrohr, für Türen und Regale, für ein Sicherheitsschloss an der Eingangstür, für Tische, einen Briefkasten, Glühbirnen, Schränke und Kartenschränke sowie für die Möglichkeit, Fenster zu öffnen, ein.⁹⁰ Darüber hinaus fehlte es an der Büroausstattung: seit dem Ende des Krieges befand sich nämlich die Schreibmaschine des Stadtarchivs im Wirtschafts- und Ernährungsamt im Einsatz; man behalf sich mit einer Leihgabe von Josef Niessen, dem Vorsitzenden des Vereins Alt-Bonn, die jedoch im Juni 1947 zurückgegeben werden musste.⁹¹ Im Laufe des Jahres 1947 konnte die neue Unterkunft erst einmal bezogen werden.⁹² Die Ersatzbeschaffung für die verbrannten Regale gelang erst nach der Währungsreform; die Lieferung erfolgte ab Dezember 1948.⁹³

Die inhaltliche Ein- und Herrichtung von Archiv und Bibliothek standen nun auf dem Plan. Die innere Ordnung der Bestände musste wiederhergestellt werden. Ein Gesamtkatalog bestand bisher für die Bibliothek nicht; Ennen nahm sich nun vor, die vier einzelnen nicht immer den bibliothekarischen Anforderungen entsprechenden Einzelkataloge zusammenzuführen und zu überarbeiten nach den für deutsche wissenschaftliche Bibliotheken maßgeblichen Preußischen Instruktionen; dies geschah in den Jahren 1947 bis 1950. Bei der Ordnung des Bücherbestandes galt es auch, diejenigen Bände herauszusuchen, die aus Klosterbibliotheken unter den Beständen der städtischen Bibliothek untergebracht waren, um sie vor der Beschlagnahme durch die Gestapo zu schützen. So gingen »9 Lastwagen« mit Büchern an die Redemptoristen und »drei Lastwagen« an die Jesuiten zurück.⁹⁴ Ebenso wurde mit Büchern und Broschüren der Freimaurerloge der Bruderkette vor den 7 Bergen verfahren.⁹⁵ Weiter galt es, Übernahmen aus der Stadtverwaltung vorzunehmen. Bis Dezember 1949 wurde die seit 1935 anstehende Bewertung der Akten durchgeführt. Parallel konnten namhafte Zugänge wie die Akten der Bonner Fassbindergesellschaft oder die

89 StAB N 41/1030: Berichte an die Landesarchivverwaltung zur Lage in den Jahren 1945 bis 1946; StAB N 1989/530. Görresstraße, heute Platz der Vereinten Nationen; Koblenzer Straße, heute Adenauerallee.

90 StAB Pr 42/974: Ennens Kontakt mit der Hausverwaltung; vgl. auch StAB Pr 42/906: Ennens Bemühungen um Unterstützung innerhalb der Stadtverwaltung. Die personelle Situation war zudem angespannt.

91 StAB N 10/196.

92 StAB N 41/1031.

93 StAB N 1989/530.

94 StAB N 1979/944: Die Redemptoristen aus Geistingen im Siegkreis hatten eine Niederlassung in der Kölner Chaussee in Bonn; die Jesuiten hatten in Bonn in der Reichsbankstraße ihren Sitz. StAB N 41/1030; StAB Pr 42/943: Verwaltungsberichte 1933 bis 1955.

95 StAB Pr 42/906: Vermerk über die Rückgabe an den Beauftragten der Bruderkette vor den 7 Bergen vom 11. 12. 1948.

Akten des städtischen Verkehrsamtes (1913–1938) verbucht werden.⁹⁶ Die Restaurierung der im Gronaubunker durch Grundwasser geschädigten Archivalien wurde nach und nach in den folgenden Jahren durchgeführt; 1952 war die Instandsetzung der Protokollbücher der Stadtverordnetensitzungen abgeschlossen, die der kurfürstlichen Protokollbücher begann; ab 1955 wurden verstärkt Archivalien aus dem Bestand Französische Zeit restauriert.⁹⁷ 1952 gelang nach langen Verhandlungen die Rückführung der Bonner Graphik des Vereins Alt-Bonn (seit 1951 Bonner Heimat- und Geschichtsverein) aus Köln. 1941 hatte der Vorstand beschlossen, die Graphik mit Museumsgut ins Rheinische Museum Köln zu bringen. Von dort sollte es mit den Beständen des Rheinischen Museums nach Süddeutschland evakuiert werden. Nach 1945 stellte sich die Rückgängigmachung des Depositilverhältnisses infolge der unklaren Rechtslage als nicht ganz einfach heraus. Bei den Rückführungen aus Köln der Jahre 1950 und 1951 war die Bonner Graphik nicht dabei; sie war unter den Kölner Beständen nicht wiederzufinden. »Erst der von der Stadtarchivarin geführte aktenmäßige Nachweis, daß sich die Bonner Graphik im Rheinischen Museum befinden müsse, veranlaßte die zuständigen Kölner Herren zu einer erfolgreichen Sucharbeit.«⁹⁸ Am 4. April 1952 reisten Ennen und der Schriftführer des Vereins Josef Dietz zu Übergabeverhandlungen nach Köln; am 9. April 1952 wurde der Bestand ins Stadtarchiv überführt, wo er bis zur Einrichtung eines Heimatmuseums verbleiben sollte. Mehrere Wochen nahm die Ordnung der Graphik in Anspruch. Sie beendete die kriegsbedingten Wiederaufbauarbeiten im Stadtarchiv und war die Basis für die Ausstellung »Das Alte Bonn. Pläne, Stiche, Dokumente«, die 1952 in den Räumen der Universität gezeigt wurde. Mit 2.089 Besuchern, davon 812 Schüler, war die Ausstellung ein Erfolg.⁹⁹

Für das Jahr 1953 erreichte Ennen eine erneute durchgreifende Renovierung des Gebäudes Quantiusstraße 9; nach und nach konnten moderne Schränke und Metallregale beschafft werden. Jedoch blieben die Probleme eines Hauses, das kein Archivzweckbau war. Decken wurden über ihre Belastbarkeit hinaus in Anspruch genommen, so dass zeitweise Einsturzgefahr bestand. Ennen mahnte dies beharrlich und stetig an und konnte eine Erneuerung der Decken durchsetzen.¹⁰⁰ Auch die inhaltliche Erweiterung behielt Ennen im Auge, so konnte sie z. B. für die Stadt Bonn das Bruderschaftsbuch von St. Cassius sowie zahlreiche

96 StAB Pr 42/943: Verwaltungsberichte 1933 bis 1955.

97 StAB Pr 42/943: Verwaltungsberichte 1933 bis 1955.

98 StAB Pr 42/943: Verwaltungsberichte 1933 bis 1955.

99 StAB Pr 42/943: Verwaltungsbericht 1933 bis 1955. Die Graphische Sammlung des Vereins Alt-Bonn ging 1956 in das Eigentum der Stadt Bonn über. StAB N 41/1032.

100 StAB N 1979/944: Schreiben Ennens an das Hochbauamt vom 12. 10. 1953, an den Kulturreferenten Gerhard Schroers 12. 4. 1955 und an das Kulturamt 25. 7. 1957 (wegen Einsturzgefahr der Decken); die Instandsetzung der Decken erfolgte 1962.

Arndt- und Kinkelbriefe erwerben; die Bibliothek verfügte im Jahr 1955 über knapp 57.000 Bände.¹⁰¹

»Der erste und wichtigste Benutzer des Stadtarchivs ist die Stadtverwaltung selbst.« [...] »Als Stätte historischer Forschung pflegt das Archiv die Beziehungen zur Universität und zu den historischen Vereinen. Professoren und Studenten der Geschichte, der Volkskunde und verwandter Disziplinen gehören zu seinen regelmäßigen Benutzern.« [...] »So ist das Bonner Stadtarchiv nicht nur ein unentbehrlicher Bestandteil des städtischen Behördenapparates, sondern für Bonn auch eine zentrale Stätte wissenschaftlicher Arbeit und heimatkundlicher Bestrebungen. Noch manche ungehobenen Schätze warten darauf, vom methodisch geschulten Forscher entdeckt zu werden, der aus den verstaubten Akten das Leben der vergangenen Zeiten in ursprünglicher Leuchtkraft und der Fülle des Geschehens wieder vor uns erstehen läßt.« So warb Ennen in einem Artikel, der am 12. Juni 1948 in der Kölnischen Rundschau erschien, für die Benutzung des Stadtarchivs, das seit dem Sommer 1942 nicht mehr zugänglich gewesen ist.¹⁰² So ist auch die Dienstanweisung für den Stadtarchivar ausgelegt, die Ennen unter Verwendung des Entwurfs von Hübinger entwarf. Neu war gegenüber der Dienstanweisung aus dem Jahr 1935 die Öffnung des Archivs und der Bibliothek, die »allen wissenschaftlich und heimatkundlich interessierten Kreisen der Bevölkerung zugute kommen sollen.« Kobé war hier deutlich zurückhaltender, eine Unterstützung der Benutzer bei Recherchen sei nur möglich, sofern es der übrige Dienst zuließe; die Bibliothek sollte vorzugsweise genutzt werden. Darüber hinaus lag die Sperrfrist für Archivgut damals noch bei 100 Jahren,¹⁰³ eine Genehmigung des Oberbürgermeisters war einzuholen. Unter Ennen konnte das Archiv nun genauso genutzt werden wie die Bibliothek; der Oberstadtdirektor gestattete Akteneinsicht bis einschließlich 1918 – sofern hieraus keine Nachteile für die Stadt entstanden. Eine Fristverkürzung für Unterlagen nach 1918 konnte der Archivleiter bei völlig unbedenklichen Fragen gewähren.¹⁰⁴

Offensiv betrieb Ennen gerade die Öffnung des Archivs für Studierende. Für das Wintersemester 1949/50 meldete sich Hübinger mit einer archivalischen Übung im Stadtarchiv an.¹⁰⁵ Ennen betonte stets, wie »fruchtbringend« sich die Kooperation mit der Universität gestaltete. Für das nächste Semester war dann

101 StAB N 41/1031.

102 StAB N 41/1031.

103 StAB N 41/1068: Überarbeitung von Hübingers Entwurf durch Ennen vom 14.4.1947; Schreiben des Oberstadtdirektors vom 9.3.1948; StAB N 1985/255: Schreiben Ennens an das Hauptamt vom 26.9.1956.

104 StAB N 41/1033: Schreiben Ennens an Oberstadtdirektor Johannes Langendörfer vom 14.4.1947.

105 StAB Pr 42/714: Mitteilung Ennens an Stadtschulrat Niffka vom 25.10.1949.



Abbildung 1: Prof. Ennen mit Studierenden im Lesesaal des Stadtarchivs in der Quantiusstraße, 1964 [StAB DA01/4237-03, Rechte: Stadt Bonn]

die Beteiligung der Studierenden an den Ordnungsarbeiten vorgesehen.¹⁰⁶ Jedoch unterstützte Ennen ebenso das Bemühen um Akzeptanz und Kenntnisse über das Archiv innerhalb der Stadtverwaltung. So begrüßte sie ausdrücklich den Vorschlag, dass sie den Teilnehmern der Lehrgänge der Gemeindeverwaltungs- und Sparkassenschule heimatkundlichen Unterricht erteilen sollte. Sie sah dies als Gelegenheit, das Interesse für Archive bei den künftigen Kommunalbeamten zu wecken.¹⁰⁷ Auch weitere Gruppen besuchten das Bonner Stadtarchiv, so die Studierenden der Pädagogischen Akademie Lüdenscheid (1950) oder die Schüler der Oberstufe der Emilie-Heyermann-Schule (1949). »Die Beratung der Benutzer ist eine zeitraubende als fruchtbringende Aufgabe, deren sorgfältiger Wahrnehmung das besondere Bestreben der Archivverwaltung gilt.«¹⁰⁸ Die Benutzer des Stadtarchivs setzten sich aus ganz unterschiedlichen Gruppen zusammen; es überwogen Lehrer und pensionierte Beamte und Jour-

106 StAB Pr 42/906: Brief Hübingers an Ennen vom 28.2.1950; StAB Pr 42/906: Mitteilung Ennens an Stadtschulrat Niffka vom 3.3.1950.

107 StAB Pr 42/906: Mitteilung Ennens an Stadtschulrat Niffka vom 3.1.1951.

108 StAB Pr 42/943: Verwaltungsberichte 1933 bis 1955. Im Alltag war diese Vorstellung vom Benutzerdienst nicht immer durchführbar. So berichtete Horst Zimmermann, ein Redakteur der NRZ – aus eigener Erfahrung – dass die Beratung der Benutzer aufgrund von Zeitmangel nicht allzu sorgfältig von Ennen vorgenommen wurde und ein wenig verbindlicher Umgang mit den Besuchern des Stadtarchivs vorkam. NRZ vom 30.9.1961.

nalisten; einige Dozenten verschiedener Einrichtungen, so z. B. Prof. Braubach von der Bonner Universität oder Prof. Neu von der Pädagogischen Akademie Köln und Dr. Pohl von der Pädagogischen Akademie Bonn, schickten regelmäßig Studierende zu weiteren Recherchen ins Stadtarchiv.¹⁰⁹ Veranstaltungen zur Berufsberatung lockten zudem junge Menschen ins Stadtarchiv.¹¹⁰ Eine breitere öffentliche Wirkung hatten natürlich Ausstellungen, die Ennen regelmäßig durchführte; einmal im Jahr – zumindest unter Beteiligung des Stadtarchivs – fanden Ausstellungen statt. »Auch hierin kommt zu Ausdruck, daß Archiv und Bibliothek – wenn sie auch eine wohlverwahrte und gehütete Schatzkammer sein müssen – ihre Schätze dennoch bereitwillig der Schaulust, echter Wißbegier und dem Forschungseifer zur Verfügung stellen.«¹¹¹ So fand bereits 1948 eine Ausstellung des Stadtarchivs in Verbindung mit dem Verein Alt-Bonn mit dem Titel »Bonn im Jahre 1848. Bilder – Dokumente – Bücher« statt; 1.166 Besucher, darunter 117 Studenten und 37 Klassen der höheren Schulen, der Fach- und Berufsschulen und der Volksschulen Bonns erreichte dieser »Beitrag zur staatsbürgerlichen Erziehung der heranwachsenden deutschen Jugend.«¹¹²

Die Kooperation von Bonner Heimat- und Geschichtsverein und Stadtarchiv wurde enger, die Geschäftsstelle des Vereins hat ihren Sitz im Stadtarchiv, seit 1954 geben Archiv und Verein gemeinsam die Zeitschrift Bonner Geschichtsblätter heraus, die Schriftleitung liegt seitdem beim Stadtarchivar. Zudem gelang es Ennen, die Veröffentlichungsreihe des Stadtarchivs zu begründen.¹¹³

Darüber hinaus galt sie als »aktivste Benutzerin der Bestände Stadtarchiv.«¹¹⁴ Ihre Ergebnisse flossen in den zweiten Band der »Geschichte der Stadt Bonn«, der 1962 erschien und in dem Ennen die frühneuzeitliche Geschichte Bonns des 17. und 18. Jahrhunderts darstellte;¹¹⁵ den ersten Band von Josef Niessen aus dem Jahr 1956 hatte sie bereits vorbereitet und betreut.¹¹⁶ Neben zahlreichen kleineren Beiträgen und Aufsätzen zur Bonner Geschichte verfasste sie gemeinsam mit ihrem Nachfolger im Amt des Stadtarchivars Dietrich Höroldt die »Kleine Geschichte der Stadt Bonn« (1967).¹¹⁷

Ennen behielt ihren Forschungsschwerpunkt der vergleichenden Städtegeschichte immer im Fokus und genoss schnell die Aufmerksamkeit ihrer

109 StAB Pr 42/943: Verwaltungsberichte 1933 bis 1955.

110 StAB N 41/1032: z. B. 1959 »Berufsberatung für Abiturienten«.

111 StAB N 41/1032: Verwaltungsbericht 1956 bis 1963.

112 Die Ausstellung fand vom 30.5. bis 30.6.1948 statt. StAB Pr 42/943: Verwaltungsberichte 1933 bis 1955; StAB N 41/1048: Ausstellungen.

113 Der erste Band erschien 1963, 2016 Band 72.

114 Irsigler, Gedenken (wie Anm. 2), S. XI.

115 Edith Ennen. Geschichte der Stadt Bonn. II. Teil, Bonn 1962.

116 Josef Niessen, Geschichte der Stadt Bonn. I. Teil, Bonn 1956.

117 Edith Ennen/Dietrich Höroldt, Vom Römerkastell zur Bundeshauptstadt. Kleine Geschichte der Stadt Bonn, Bonn 1967.

Kollegen auch außerhalb von Bonn und besonders im Ausland. 1953 erschien ihre »Frühgeschichte der europäischen Stadt«, das Werk, das eine breite und durchweg positive Aufnahme in der internationalen Fachwelt fand. 1953 erhielt Ennen die Einladung der Société Jean Bodin pour l'histoire comparative des institutions nach Brüssel. Ennen war der einzige deutsche Gast und sie hatte Gelegenheit, sich mit François Louis Ganshof, »einer der bedeutendsten belgischen Historiker«, auszutauschen. Die Gesellschaft, so berichtete Ennen später in Bonn, war zu Gast bei Comte Jacques Pirenne, dem Sohn des »größten belgischen Historikers Henri Pirenne«. Dieser Besuch war ihr ein »unvergessliches Erlebnis« [...] »vor allem [...] im ehemaligen Arbeitszimmer des größten belgischen Historikers aller Zeiten, Henri Pirenne, zu stehen« [...] »Es war das erste Mal, daß ein Deutscher an der Versammlung der Société Jean Bodin teilnahm, u. a. ein Verdienst des derzeitigen Präsidenten Comte Jacques Pirenne, der im Gegensatz zu seinem Vorgänger ohne Ressentiment ist. Jacques Pirenne betonte in seiner Ansprache beim gemeinsamen Abendessen die völkerverbindende Bedeutung der vergleichenden historischen Studien, die zu gegenseitigem Verständnis führen.«¹¹⁸

Bereits 1952 erhielt sie vom Vorstand des Historikerverbandes die Mitteilung, dass man sie dem Comité international des sciences historiques für ein Referat über Typen europäischer Städtebildung auf dem 10. Internationalen Historikerkongress 1955 in Rom vorgeschlagen habe. Hierzu schrieb ihr Aubin: »Der Vorstand des Historikerverbandes hat seinerzeit das Thema und Sie als Berichterstatter auf diesem Gebiet in der Überzeugung gewählt, daß die deutsche Wissenschaft hier etwas Wesentliches zu sagen habe und dabei am besten durch Sie vertreten werde.«¹¹⁹ Ennen nahm die sich »nur einmal im Leben bietende Gelegenheit«¹²⁰ wahr und präsentierte die Ergebnisse ihrer langjährigen Forschung vor einem internationalen Publikum. Ihr Vortrag »Über die verschiedenen Typen der europäischen Städtebildung« fand grundsätzlich Zustimmung; die durch ihre wissenschaftliche Arbeit »bewiesene Fruchtbarkeit des Europa umfassenden Vergleichs für die Stadtgeschichte« wurde bejaht. Die Folge war die Gründung einer besonderen Kommission für vergleichende Stadtgeschichte beim Comité international des sciences historiques, der Commission internationale pour l'Histoire des Villes. Glückwünsche für ihren Erfolg erhielt Ennen von den führenden Städtehistorikern François Louis Ganshof und Fernand Vercauteren.¹²¹

Die Stadt Bonn war sich der Qualität ihrer Stadtarchivarin, ihres wissen-

118 Die Tagung fand auf dem Familienbesitz der Pirenne statt, Château de Hierges im Maastal. StAB Pr 42/973: Bericht Ennens vom 29. 9. 1953.

119 StAB PA 1974/189.

120 StAB PA 1974/189.

121 StAB Pr 42/973: Ennens Bericht über die Tagung vom 3. 10. 1955; StAB PA 1974/189.

schaftlichen Ansehens im In- und Ausland, das durchaus auch auf die Hauptstadt und die Bundesrepublik abfärbte, bewusst¹²² und unterstützte Ennen in ihrer regen Reisetätigkeit im Dienste der Stadtgeschichtsforschung. Es folgten Reisen – über die auch gelegentlich die Lokalpresse berichtete – nach Spoleto (1958) auf Einladung des ein Jahr zuvor gegründeten Centro italiano di studi sull'alto medioevo mit einem Vortrag zur Entwicklung des Städtewesens an Rhein und Mosel vom 6. bis 9. Jahrhundert, nach Warschau (1959) im Rahmen eines Kolloquiums der École pratique des hautes études, auch hier war Ennen die einzige Bundesdeutsche, in Stockholm (1960) zur Sitzung der Commission International pour l'Histoire des Assemblés d'États, deren gewähltes Mitglied Ennen war, oder nach Konstanz (1960) zum Arbeitskreis für Stadtforschung, den sie gemeinsam mit Walter Schlesinger leitete, mit einem Referat zur Bonner Marktsiedlung.¹²³ 1961 erfolgte die Ernennung zum Honorar-Professor an der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn sowie ein Lehrauftrag für das Gebiet »Allgemeine Landesgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des europäischen Städtewesens«.¹²⁴

Ennens dienstliche Beurteilung im Vorfeld der Ernennung zur städtischen Oberarchivrätin durch den Kulturreferenten Schroers würdigte denn auch ihre »*überragenden fachlichen und wissenschaftlichen Fähigkeiten*«, die persönliche Integrität und weist sie als energische Vertreterin der öffentlichen Angelegenheiten aus, sie eigne sich bestens zur Leitung eines umfangreichen Instituts. Sie »*eckt allerdings gelegentlich einmal an*« und erscheint gegenüber Mitarbeitern »*gelegentlich reizbar*«. ¹²⁵

Fortsetzung der universitären Laufbahn

Gleichzeitig war Ennen immer auch in der saarländischen Landesgeschichte aktiv. Seit 1952 war sie Mitglied in der Kommission für saarländische Landesgeschichte und Volksforschung.¹²⁶ Die logische Folge ihrer wissenschaftlichen Leistungen war die Übernahme des Lehrstuhls für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität des Saarlandes. Von 1964 bis 1968 wirkte Ennen in

122 Vgl. StAB PA 1974/189: Schreiben des Oberstadtdirektors an Ennen vom 1. 10. 1964: »*Ich weiß, daß die Bedeutung und das Ansehen der Stadt Bonn stark von Ihrer stadsgeschichtlichen Forschung, Ihren Publikationen oder Mithilfen bei Veröffentlichungen und nicht zuletzt auch durch den kräftigen Einfluß auf die Heimatpflege überhaupt mitgeprägt worden sind.*«

123 StAB PA 1974/189; Bonner General-Anzeiger vom 2. 4. 1958; StAB Pr 42/973.

124 StAB PA 1974/189.

125 StAB PA 1974/189: Dienstliche Beurteilung über Leistung und Befähigung vom 8. 1. 1962.

126 1965/66 als stellvertretende Vorsitzende, 1966 bis 1969 als Vorsitzende. Irsigler, Gedenken (wie Anm. 2), S. XII.

ihrer Heimat und engagierte sich sehr in der Lehre, erschloss sich neue Bereiche wie die Geschichte der Industrialisierung auch auf der regionalen Ebene.¹²⁷

1968 kehrte sie an die Bonner Universität auf den Lehrstuhl für mittelalterliche und neuere Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Rheinischen Landesgeschichte und als Direktorin des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande zurück. Bereits 1961 hatte man Ennen für die Nachfolge von Steinbach in Betracht gezogen und im Zuge des Besetzungsverfahrens innerhalb des Historischen Seminars darüber diskutiert. Auf die Vorschlagsliste hatte es Ennen jedoch nicht geschafft, in die Präambel wurde sie aufgenommen. Der Geschäftsführende Direktor des Historischen Seminars, Hübinger, begründete die Entscheidung damit, dass man Ennen »nicht von ihrem mit hervorragendem Erfolg bearbeiteten Forschungsgebiet der europäischen Stadtgeschichte« durch neue und andere Aufgaben »abgelenkt werden sollte«, die die Stelle einer Direktorin des Instituts für geschichtliche Landeskunde unweigerlich mit sich bringen würde. »Im Einvernehmen mit den Herren Braubach, Steinbach, Petri und Willemsen bitte ich die Fakultät, beim Kultusministerium zu beantragen, daß Frau Dr. Ennen zum Honorarprofessor mit Lehrauftrag für europäische Stadtgeschichte ernannt wird.«¹²⁸ Die Rücksichtnahme auf Ennens Forschungen, die die oben genannten Herren auf keinen Fall durch die Belastung eines Lehrstuhles oder die Leitung des Instituts einschränken wollten, wirft zudem ein Licht auf die Vorstellung von Ennens Arbeitsalltag als Leiterin des Stadtarchivs und der Stadthistorischen Bibliothek. Gut zwei Jahre später bewertete Steinbach die Situation Ennens anders: er empfahl sie als bestens geeignet für den Lehrstuhl im Saarland.¹²⁹ Bevor man Edith Ennen 1968 in von Studierendenprotesten bewegten Zeiten doch mit der Leitung von Lehrstuhl und Institut »belastete«, folgte auf Steinbach Franz Petri, ein ehemaliger Westforscher.¹³⁰

Ennen setzte an den Beginn ihres Wirkens am Institut eine Bestandsaufnahme und Hinwendung zu den ursprünglichen Zielen und Vorgehensweisen. Unter

127 Irsigler, Gedenken (wie Anm. 2), S. XII; Wolfgang Müller, Prof. Dr. Edith Ennen, in: Jubiläumsschrift zum sechzigjährigen Bestehen des Historischen Instituts der Universität des Saarlandes, Saarbrücken 2009, S. 95f.; Wolfgang Müller, Die Vorsitzenden und stellvertretenden Vorsitzenden der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung. Eine bio-bibliographische Übersicht, in: Brigitte Kasten (Hg.), Historische Blicke auf das Land an der Saar. 60 Jahre Kommission Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung (Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung 45), Saarbrücken 2012, S. 594–596.

128 UA PF-PA 699: Hübinger an den Dekan der Philosophischen Fakultät vom 24. 6. 1961.

129 UA IGL-105: Schreiben Steinbachs an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität des Saarlandes vom 4. 11. 1963; UA PA 1775: Gutachten Steinbachs. Neben Steinbach lieferten auch François Louis Ganshof/Gent und Heinrich Büttner/Köln Einschätzungen zu Ennen.

130 Vgl. hierzu Rusinek, Das Bonner Institut (wie Anm. 53), S. 38, 40.

Steinbach (1926–1961) und Petri (1961–1968) hatte das Institut an Innovation verloren.¹³¹ So widmete sie ihre Bonner Antrittsvorlesung dem Thema »Hermann Aubin und die geschichtliche Landeskunde der Rheinlande.«¹³² Zwei große wissenschaftliche Unternehmungen stieß Ennen an: den »Rheinischen Städteatlas« und den »Geschichtlichen Atlas der Rheinlande«¹³³. Ihre Lehrveranstaltungen widmeten sich in Bonn wie auch in Saarbrücken der vergleichenden Stadtgeschichte, der Verfassungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte epochenübergreifend von der Antike bis über das Spätmittelalter hinaus. Nach Aussagen ihrer Schüler legte Ennen großen Wert auf Kontakt und den Austausch mit ihren Studierenden, so wirkten die Teilnehmer eines Doktorandenkolloquiums an der Konzeption des Geschichtlichen Atlases der Rheinlande mit. Ebenso gehörten Exkursionen und Studienfahrten fest zur Lehre Ennens.¹³⁴

1972 erschien ein weiteres hoch beachtetes Werk: »Die europäische Stadt des Mittelalters« – nicht nur in Fachkreisen geschätzt, sondern auch in fünf Sprachen und vier erweiterten und verbesserten Auflagen veröffentlicht.¹³⁵ Ennen bat 1973 um vorzeitige Entpflichtung; mit Ablauf des März 1974 erfolgte dann ihre Emeritierung.¹³⁶ In der folgenden Zeit setzte sie ihre wissenschaftliche Arbeit fort, die sie zum Teil in neue Bereiche führte. So veröffentlichte sie gemeinsam mit Walter Janssen das Studienbuch »Deutsche Agrargeschichte: Vom Neolithikum bis zur Schwelle des Industriezeitalters«¹³⁷ und 1984 ihre siebte Monographie »Frauen im Mittelalter«.¹³⁸ Frauengeschichte wird hier von Ennen »nicht aus feministisch-kämpferischer Warte, sondern getragen von wissenschaftlicher Neugier und dem Verlangen, diese jahrhundertlang vernachlässigte Komponente des Weltgeschehens zurechtzurücken.«¹³⁹ Über 80-jährig legte Ennen 1989

131 Rusinek, Das Bonner Institut (wie Anm. 53), S. 37.

132 Edith Ennen, Hermann Aubin und die geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 34 (1970), S. 9–42.

133 Vgl. dazu: Irsigler, Gedenken (wie Anm. 2), S. XIIIff.; Ennen, Stadtgeschichtliche Forschung (wie Anm. 13), S. 25; Gerhard Fouquet, Edith Ennen (1907–1999), in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 87/1 (2000), S. 1–4, S. 3f.

134 Sie betreute zahlreiche Promotionen und drei Habilitationen. Wensky, Dank der Schüler (wie Anm. 50), S. XVIIIff.

135 Edith Ennen, Die europäische Stadt des Mittelalters, Göttingen 1972. Ebenfalls 1972 erschien Werner Besch u. a. (Hg.), Die Stadt in der europäischen Geschichte. Festschrift Edith Ennen, Bonn, 1972. Vgl. auch Georg Droege u. a. (Hg.), Edith Ennen. Gesammelte Abhandlungen, Bonn 1977; Dietrich Höroldt/Franz Irsigler (Hg.), Gesammelte Abhandlungen II, Bonn 1987.

136 UA PA 13527.

137 Edith Ennen/Walter Janssen, Deutsche Agrargeschichte: Vom Neolithikum bis zum Ende des Industriezeitalters (Wissenschaftliche Paperbacks/Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 12), Wiesbaden 1979.

138 Edith Ennen, Frauen im Mittelalter, München 1984.

139 Wilhelm Rausch, Nachruf Edith Ennen – Zum Gedenken, in: Pro Civitate Austriae. Informationen zur Stadtgeschichtsforschung in Österreich, Neue Folge, 5 (2000), S. 107.

zur 2000-Jahrfeier der Stadt Bonn umfassende Beiträge zum dritten Band der »Großen Stadtgeschichte« zu den Jahren 1600 bis zum Ende der französischen Herrschaft 1814 vor.¹⁴⁰

Ennen setzte sich während ihrer langen und überaus erfolgreichen Karriere in den Bereichen der Archivverwaltung, Hochschule und in der internationalen Stadtgeschichtsforschung, die sehr stark männlich dominiert waren, durch. Stets achtete sie darauf, den Titel eines »Stadtarchivars«, »Professors« oder eines »Direktors« zu führen; sie war überzeugt davon, dass die Leistung eines Menschen nicht von seinem Geschlecht abhängig seien, sondern vom Intellekt und von Charaktereigenschaften wie Durchsetzungsfähigkeit.¹⁴¹ Hilfreich waren Ennen sicherlich nicht nur ihre überdurchschnittliche fachliche Kompetenz, sondern auch eine ausgeprägte Neugier, Ehrgeiz, Fleiß, Beharrlichkeit und Schlagfertigkeit. Ihr Weg – von der Sondergenehmigung für den Besuch eines Jungengymnasiums zur Ordinaria – hat dazu beigetragen, dass Frauen in akademischen Berufen selbstverständlicher geworden sind.

Edith verstarb am 28. Juni 1999 in Bonn.¹⁴²

140 Edith Ennen, Einleitung, in: Dietrich Höroldt (Hg.), Geschichte der Stadt Bonn, Band 3: Bonn als kurkölnische Haupt- und Residenzstadt, Bonn 1989, S. 9–13; Dies., Die kurkölnische Residenz Bonn und ihr Umland in einem Jahrhundert der Kriege, in: Ebd., S. 15–203; Dies., Die kurkölnische Haupt- und Residenzstadt in einem Jahrhundert der friedlichen und glanzvollen Entwicklung, in: Ebd., S. 205–359; Dies., Bonn 1597–1704. Ein Resümee, in: Ebd., S. 537–546.

141 Wilhelm Janssen/Margret Wensky, Vorwort, in: Janssen/Wensky, Mitteleuropäisches Städtewesen (wie Anm.12), S. IX–X, S. IX.

142 Im Stadtarchiv Bonn befindet sich ein Teil des Nachlasses (SN56), der vorwiegend Exzerpte aus Bonner Quellen und Vortragsmanuskripte enthält. Weitere umfangreiche Teile befinden sich im Landesarchiv Saarbrücken sowie bei der Familie Ennens. (Freundliche Auskunft von Dr. Wolfgang Laufer, Saarbrücken).

Frauen gestalten die Universität

Christian George

Das Frauenstudium an der Universität Bonn in der Nachkriegszeit

Einleitung

Es sind genügend Studentinnen bereits da (die hübschen, häuslichen usw., die im allgemeinen bald weggeheiratet werden, müssten eigentlich höhere Gebühren bezahlen, da die für sie verausgabten Staatsgelder verschleudert sind!) Viel zu viele Studentinnen machen nur darum das Abitur und studieren, weil das heute »Mode« ist.¹

So urteilte der Bonner Philosoph Erich Rothacker (1888–1965) 1948 über das Frauenstudium. Auch vierzig Jahre nach der Öffnung der preußischen Universitäten für das Frauenstudium waren offenbar die Vorurteile der Dozentschaft gegenüber studierenden Frauen noch deutlich spürbar.² Auch in einer wenige Jahre später an vier deutschen Universitäten (u. a. in Bonn) durchgeführten repräsentativen Erhebung unter den Hochschullehrern nahmen 64 % der befragten Professoren und Dozenten eine negative und nur 4 % eine uneingeschränkt positive Haltung zum Frauenstudium ein.³ Florence Hervé kommt daher in ihrer grundlegenden Untersuchung zu Studentinnen in der Bundesrepublik zu dem Schluss, die Einstellung des Lehrkörpers zu Studentinnen habe sich zwischen 1910 und 1960 nicht geändert.⁴ Dennoch hielt sich der Anteil der Frauen unter den Studierenden der Universitäten in den ersten Jahren der Bundesrepublik der ablehnenden Haltung der vorwiegend – mit Blick auf die ordentlichen Professorenstellen quasi ausschließlich – männlichen Dozentschaft zum Trotz mit kleineren Schwankungen bei rund 21 %. Ab Mitte der

1 Zitiert nach David Phillips, *Pragmatismus und Idealismus. Das »Blaue Gutachten« und die britische Hochschulpolitik in Deutschland 1948* (Studien und Dokumentationen zur deutschen Bildungsgeschichte 56), Köln u. a. 1995, S. 82.

2 Zu den Anfängen des Frauenstudiums in Bonn vgl. Annette Kuhn u. a. (Hg.), *100 Jahre Frauenstudium. Frauen der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Dortmund 1996*.

3 Hans Anger, *Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Dozenten*, Tübingen 1960, S. 478.

4 Florence Hervé, *Studentinnen in der BRD. Eine soziologische Untersuchung* (Kleine Bibliothek 33), Köln 1973, S. 68.

1950er Jahre begann der Anteil der Studentinnen sogar langsam aber kontinuierlich zu steigen.⁵ Das Frauenstudium an der Universität Bonn entwickelte sich in dieser Zeit in quantitativer Hinsicht annähernd parallel zur Gesamttendenz der Universitäten in der Bundesrepublik.

In den ersten Nachkriegsjahren zeigt sich aber für Bonn ein anderes Bild: Lag der Frauenanteil unter den Studierenden in den westlichen Zonen insgesamt erstaunlich hoch,⁶ so nahm die Universität Bonn in der britischen Zone mit einem Frauenanteil von über 25 % die Spitzenposition ein.⁷ Zugleich wurde das Frauenstudium von den Reformbemühungen der britischen Militärregierung unterstützt, so dass sich ein kurzes Zeitfenster von wenigen Jahren auftat, in dem die Akzeptanz der studierenden Frau möglich schien. In der Erwartung eines gesellschaftlichen Neuanfangs hatte der erste Studententag bereits 1946 erklärt: »Gleichberechtigt stehen Studenten und Studentinnen neben- und miteinander in der Universität.«⁸ Warum es nicht dazu kam und wie sich das Frauenstudium und seine Rahmenbedingungen an der Universität Bonn in der Nachkriegszeit entwickelten, soll im Folgenden untersucht werden.⁹

Die Anfänge des Frauenstudiums

Am Ende des Zweiten Weltkriegs konnte das Frauenstudium in Bonn bereits auf eine rund 50jährige Geschichte zurückblicken. 1896 schrieben sich die ersten Studentinnen in Bonn zunächst als Gasthörerinnen ein, die Vollimmatrikulation von Frauen wurde in Preußen erst 1908 ermöglicht. Im internationalen sowie im nationalen Vergleich bildete Preußen damit das Schlusslicht. In den USA war es Frauen bereits ab 1833, in vielen europäischen Ländern ab den 1860er Jahren – etwa in der Schweiz ab 1865 oder in England ab 1869 – gestattet, ein Studium aufzunehmen,¹⁰ und auch die übrigen deutschen Länder hatten die Barrieren für

5 Peter Lundgreen, *Berufliche Schulen und Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland 1949–2001* (Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte VIII), Göttingen 2008, S. 296.

6 Kleinen führt dies auf die Nachwirkungen des kriegsbedingten Anstiegs der Studentinnenzahlen zurück, Karin Kleinen, *Frauenstudium in der Nachkriegszeit (1945–1950)*. Die Diskussion in der britischen Besatzungszone, in: *Jahrbuch für Historische Bildungsforschung* 2 (1995), S. 281–300, hier S. 283.

7 Die Zahlen beruhen auf der Auswertung der Studentenkartei im Universitätsarchiv Bonn (UAB); Phillips nennt für das WS 1947/48 sogar einen Frauenanteil von 30,31 %, Phillips, *Pragmatismus* (wie Anm.1), S. 81.

8 Ist die Studentin gleichberechtigt?, in: *Bonner Universitätszeitung (BUZ)* Nr. 5 (1946), S. 8.

9 Die Ergebnisse beruhen im Wesentlichen auf den Forschungen für meine 2010 erschienene Dissertation *Studieren in Ruinen. Die Studenten der Universität Bonn in der Nachkriegszeit* (Bonner Beiträge zur Universitätsgeschichte 1), Göttingen 2010.

10 Ilse Costas, *Der Kampf um das Frauenstudium im internationalen Vergleich. Begünstigende und hemmende Faktoren für die Emanzipation der Frauen aus ihrer intellektuellen Un-*

das Studium von Frauen bereits abgebaut.¹¹ Trotz der ohnehin vergleichsweise späten Einrichtung des Frauenstudiums in Preußen sollte es noch bis 1922 dauern, bis mit der Zulassung zum juristischen Staatsexamen die letzte Studienbeschränkung für Frauen abgeschafft wurde.¹²

Auf die Zulassung zu den Universitäten erfolgte keineswegs ein Ansturm der Frauen auf die Hochschulen. Für Frauen stellte die eigentliche Zulassung zur Universität nur eine von mehreren Hürden dar. So führten im deutschen Kaiserreich in der Regel nur Knabenschulen zum Abitur, so dass Mädchen schon in der Schule der Weg zu höherer Bildung verwehrt wurde.¹³ Es ist daher nicht verwunderlich, dass der Frauenanteil an der Universität Bonn 1908 bei 2,2 % lag und nur sehr langsam anstieg.¹⁴ Einen Emanzipationsschub für die deutschen Frauen brachte der Erste Weltkrieg. Durch die Abwesenheit der Männer wurde es Frauen ermöglicht, nun auch ursprünglich mehrheitlich Männern vorbehaltene Tätigkeiten auszuüben. Von dieser Entwicklung profitierte auch das Frauenstudium, so dass der Frauenanteil an den deutschen Universitäten in den Kriegsjahren auf rund 10 % stieg. In den Krisenjahren nach dem Krieg ging er zunächst leicht zurück, um dann bis 1931 auf etwa 20 % anzusteigen.¹⁵

Das Frauenstudium im Nationalsozialismus

Anfang der 1930er Jahre zeichnete sich, bedingt durch die ungünstige Wirtschaftslage und die sich damit verschlechternden Berufsaussichten für Akademiker ein allgemeiner Rückgang der Studierendenzahlen ab. Dem war eine einige Jahre vorher einsetzende Diskussion um die Überfüllung der Universitäten in Verbindung mit ersten Versuchen, den Hochschulzugang einzuschränken, vorausgegangen.¹⁶ Mit dem von den Nationalsozialisten 1933 eingeführten Ge-

mündigkeit in unterschiedlichen bürgerlichen Gesellschaften, in: Anne Schlüter (Hg.), *Pionierinnen, Feministinnen, Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland* (Frauen in Geschichte und Gesellschaft 22), Pfaffenweiler 1992, S. 115–144, hier S. 115.

11 Elisabeth Dickmann, Einführung. Steinige Wege, in: Dies. (Bearb.), *Steinige Wege. Barrieren und Karrieren des Frauenstudiums 1900 bis 2000*. Ausstellungsführer Bremen 2000 (FrauenGeschichte. Studien und Berichte zur Historischen Frauenforschung an der Universität Bremen 8/2000), S. 5–13, hier S. 5.

12 Kuhn, *Frauenstudium* (wie Anm. 2), S. 43.

13 Costas, *Kampf* (wie Anm. 10), S. 116.

14 Hartmut Titze, *Wachstum und Differenzierung der deutschen Universitäten 1830–1945* (Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte I,2), Göttingen 1995, S. 103.

15 Hartmut Titze, *Das Hochschulstudium in Preußen und Deutschland 1820 – 1944* (Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte I,1), Göttingen 1987, S. 42–43.

16 Claudia Huerkamp, *Geschlechtsspezifischer Numerus Clausus – Verordnung und Realität*,

setz gegen die Überfüllung der Hochschulen wurde der Frauenanteil unter den Abiturienten mit Hochschulreife auf 10 % begrenzt. Das Gesetz hatte nur geringen Einfluss auf den Rückzug der Frauen von den Universitäten.¹⁷ Entscheidender waren eine Reihe ideologischer Maßnahmen der nationalsozialistischen Politik, wie die propagandistische Aufwertung der Mutterrolle, Einschränkungen für berufstätige Akademikerinnen sowie die Nicht-berücksichtigung von Frauen bei der Vergabe von Stipendien, die darauf abzielten, die Vorrangstellung des Mannes im politischen und beruflichen Leben zu garantieren und Frauen auf die Bereiche Heim und Familie zu verweisen.¹⁸ Nicht zuletzt führten auch die Ressentiments der Nationalsozialisten gegen Intellektuelle und die Vertreibung der jüdischen Bevölkerung dazu, dass die Zahl der Studentinnen bis 1939 auf rund ein Drittel des Wertes vom Anfang der dreißiger Jahre absank.¹⁹

Bereits 1936 hatte jedoch der einsetzende Akademikermangel zu einem Umdenken geführt.²⁰ Beschränkungen für Frauen im Bildungswesen wurden abgebaut und Frauen von Reichserziehungsminister Rust sogar ausdrücklich zu einem Studium ermutigt.²¹ Doch blieben diese Maßnahmen ohne Erfolg, zu stark war die ideologische Wirkung des nationalsozialistischen Frauen- und Familienbildes. Erst mit Kriegsbeginn stieg die Zahl der Studentinnen wieder deutlich an. Da die spätere Versorgung durch einen Ehemann auf Grund des Krieges unsicherer geworden war, bemühten sich viele Frauen um eine eigenständige Ausbildung. Zudem bot die Aufnahme eines Studiums Schutz vor einer möglichen Dienstverpflichtung, von der Studierende ausgenommen waren.²² Die Zahl der Studentinnen an den deutschen Universitäten wuchs so von 5.666 im Win-

in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart, Frankfurt/New York 1996, S. 325–341, hier S. 329.

17 Ebd. S. 325 ff.

18 Nieves Kolbe u. a., Chancen und Grenzen der Emanzipation von Frauen in der Nachkriegszeit, in: *Frauenforschung* 6 (1988), H. 3, S. 13–32, hier S. 14.

19 Michael Grüttner, *Studenten im Dritten Reich*, Paderborn u. a. 1995, S. 117 f.; vgl. auch Ingrid Weyrather, *Numerus Clausus für Frauen – Studentinnen im Nationalsozialismus*, in: *Fachgruppe Faschismusforschung* (Hg.), *Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 1981, S. 131–162, hier S. 145.

20 Aharon F. Kleinberger, Gab es eine nationalsozialistische Hochschulpolitik?, in: Manfred Heinemann (Hg.), *Erziehung und Schulung im Dritten Reich, Teil 2: Hochschule, Erwachsenenbildung* (Veröffentlichungen der Hist. Komm. der Dt. Ges. f. Erziehungswissenschaft 4,2), Stuttgart 1980, S. 9–30, hier S. 17.

21 Grüttner, *Studenten* (wie Anm. 19), S. 112 ff.; Jacques R. Pauwels, *Women, Nazis and Universities. Female University Students in the Third Reich 1933–1945* (Contributions in women's studies 50), Westport, London 1984, S. 29 ff.

22 Claudia Huerkamp, *Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900–1945* (Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte 10), Göttingen 1996, S. 90.

tersemester 1938/39 auf 25.338 im Wintersemester 1943/44.²³ Durch die Einberufung von Männern im studierfähigen Alter stieg der Frauenanteil unter den Studienanfängern dabei im selben Zeitraum von 9,4 % auf 64 %.²⁴ In den letzten Kriegssemestern war das zahlenmäßige Verhältnis zwischen den Geschlechtern in etwa ausgeglichen.²⁵ An der Universität Bonn stieg der Frauenanteil bis zum ersten Trimester 1941 (den letzten während des Kriegs ermittelten Zahlen) auf 30,6 %.²⁶ Der Krieg hatte damit eine starke Aufwertung des Frauenstudiums zur Folge und erzwang eine »begrenzte Emanzipation der studierenden Frau«.²⁷

Die Situation in der Nachkriegszeit

Dass es sich bei dieser Emanzipation nur um eine »Gleichstellung auf Widerruf«²⁸ angesichts der besonderen Umstände der Kriegsjahre handelte, wurde in den sofort nach Kriegsende aufflammenden Diskussionen um das Frauenstudium deutlich. Schnell geriet das Frauenstudium wieder unter den Legitimationsdruck, dem es auch in den vorangegangenen Jahrzehnten ausgesetzt gewesen war. Hatten die Umstände des Krieges das Frauenstudium begünstigt, so kehrte sich die Situation nach Kriegsende um: Den durch die Zerstörungen im Bombenkrieg und die Entnazifizierung der Lehrkörper eingeschränkten Kapazitäten der Universitäten stand ein enormer Andrang an Kriegsheimkehrern gegenüber, denen nun der Vorrang gegenüber den Studentinnen eingeräumt werden sollte.²⁹

Auch an der Universität Bonn bot sich ein vergleichbares Bild. Durch die starken Zerstörungen der Stadt Bonn, von denen auch das Hauptgebäude der Universität, die Kliniken, das Poppelsdorfer Schloss und viele naturwissenschaftliche Institute betroffen waren, hatte die Universität bereits im Winterse-

23 Titze, Hochschulstudium (wie Anm. 15), S. 33 und 43.

24 Konrad Jarausch, Deutsche Studenten 1800–1970 (Edition Suhrkamp 258), Frankfurt a. M. 1984, S. 203.

25 Grüttner, Studenten (wie Anm. 19), S. 119. Die Verlässlichkeit der in der Literatur vielfach genannten konkreten Zahlenangaben ist auf Grund der Zerstörung einzelner Universitäten sowie der Auflösung der Verwaltungsstrukturen insbesondere für die letzten Kriegssemester fraglich. Für die Universität Bonn liegen für die letzten Kriegsjahre keine Studentenzahlen mehr vor. Dass sich die Anteile von Männern und Frauen am Ende des Krieges stark einander annäherten, darf jedoch als unstrittig gelten.

26 Titze, Wachstum (wie Anm. 14), S. 103.

27 Jarausch, Studenten (wie Anm. 24), S. 204.

28 Brigitte Steffen-Korflür, Studentinnen im ›Dritten Reich‹. Bedingungen des Frauenstudiums unter der Herrschaft des Nationalsozialismus, Bielefeld 1991, S. 267.

29 Vgl. Sigrid Metz-Göckel u. a., Frauenstudium nach 1945 – ein Rückblick, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 39 (1989), S. 13–21, hier S. 14.

mester 1944/45 ihren Lehrbetrieb einstellen müssen.³⁰ Nach Kriegsende und dem Einmarsch amerikanischer Truppen in Bonn ergriff die Universität schnell eigene Initiativen zu ihrer Reorganisation. Der im April 1945 zusammengetretene »Repräsentativ-Ausschuss« aus politisch unbelasteten Vertretern aller Fakultäten, der sich als Leitungsgremium der Universität verstand, erhielt im Juni von der Militärregierung den Auftrag, Maßnahmen zur Wiedereröffnung der Universität einzuleiten.³¹ Bereits zum Wintersemester 1945/46 sollte der Lehrbetrieb wieder aufgenommen werden. In dieser kurzen Zeit mussten nicht nur die rund fünfzig beschädigten oder zerstörten Gebäude der Universität zumindest notdürftig wiederhergestellt werden, auch ein für die Militärregierung akzeptabler Lehrkörper aus politisch möglichst unbelasteten Professoren und Dozenten musste geschaffen und nicht zuletzt Studierende zugelassen werden. Besonders der letzte Punkt erwies sich als aufwändig, da der eingeschränkten Aufnahmekapazität der Universität eine außerordentlich hohe Zahl an Studienbewerbungen gegenüberstand. Als die Militärregierung für das erste Nachkriegssemester einen Numerus clausus von 2.500 Studienplätzen festlegte, hatten sich bereits über 10.000 Bewerberinnen und Bewerber bei der Universität gemeldet.³² Angesichts der hohen Bewerberzahlen und insbesondere der großen Zahl an Kriegsheimkehrern kam in Bonn wie auch an anderen Universitäten der westlichen Besatzungszonen schnell die Idee auf, das Studium von Frauen einzuschränken. Entsprechend äußerten sich beispielsweise die Professoren Ernst Robert Curtius (1886–1956) und Walther Holtzmann (1891–1963) 1945 während der Beratungen über Zulassungsfragen der Philosophischen Fakultät.³³ Auch auf der ersten Hochschulkonferenz nach dem Krieg wurde 1945 über einen möglichen generellen Ausschluss von Studentinnen diskutiert. Mit dem Hinweis, dass die Frauen gewissermaßen als Kriegsgeschädigte anzusehen seien, da sie durch die große Zahl der Gefallenen geringere Heiratsaussichten hätten, wurde diese Überlegung jedoch verworfen.³⁴

Die Zulassung der ersten Studierenden nach dem Zweiten Weltkrieg fand also

30 Manfred an Rey, Die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn vom 18. Oktober 1944 bis 17. November 1945, in: Bonner Universitätsblätter 1995, S. 29–44, hier S. 32 ff.

31 Zur Wiedereröffnung der Universität Bonn 1945 vgl. ausführlicher Christian George, Neubeginn in Trümmern. Die Universität Bonn von ihrer Zerstörung bis zur Absetzung des ersten Nachkriegsrektors Heinrich M. Koenen, in: Thomas Becker (Hg.), Zwischen Diktatur und Neubeginn. Die Universität Bonn im ›Dritten Reich‹ und in der Nachkriegszeit, Göttingen 2008, S. 223–244.

32 Vgl. UAB UV 69–12, hier werden für das WS 1945/46 10.202 Bewerbungen genannt. In einem Schreiben an die Militärregierung vom Oktober 1945 ist von 11.500 Bewerbern die Rede, UAB UV 69–1.

33 Protokoll der Fakultätssitzung am 8.10.45, UAB PF 138–187.

34 Manfred Heinemann (Hg.), Nordwestdeutsche Hochschulkonferenzen 1945–1948, Teil 1 (Geschichte von Bildung und Wissenschaft: Reihe C, Editionen, 1/1), Hildesheim 1990, S. 59.

in einem für das Frauenstudium ungünstigen Klima statt. Die Auswahl der Bewerberinnen und Bewerber an der Universität Bonn erfolgte durch Immatrikulationskommissionen in den Fakultäten. Die Kommissionen entschieden über die Zulassung, indem sie ein vom Senat verabschiedetes Punktesystem zu Grunde legten,³⁵ das neben erlittenen Schädigungen während der Zeit des Nationalsozialismus auch die fachliche Vorbildung, die Mitarbeit am Aufbau der Universität und die Beheimatung in der Rheinprovinz berücksichtigte. Am stärksten wurde jedoch die Nähe des Examens gewichtet, die durch die Verdopplung der Gesamtpunktzahl bei Examensnähe zum entscheidenden Zulassungskriterium avancierte. Hintergrund dieser Punktevergabe war das Ziel, zunächst fortgeschrittenen Studierenden den Abschluss ihres Studiums zu ermöglichen, um die dann freiwerdenden Studienplätze schnell an die nächsten Bewerber vergeben zu können. Diese Regelung begünstigte die Zulassung von Frauen, die sich während der Kriegszeit in stärkerem Maße als ihre Kommilitonen dem Studium widmen konnten und dadurch höhere Semesterzahlen aufwiesen. Die Befürworter von Zulassungsbeschränkungen für Frauen konnten sich somit in Bonn nicht durchsetzen. So wurden zwei Kriterien zur expliziten Benachteiligung von Studentinnen, nämlich die Anrechnung von während des Krieges absolvierten Semestern von Nichtsoldaten³⁶ mit nur je einem halben und die Anrechnung von Militärdienstzeiten mit je einem Punkt pro Jahr aus einem Entwurf für das Punktesystem wieder gestrichen.³⁷ Als Folge dieser Zulassungspolitik lag der Frauenanteil an der Universität Bonn im Wintersemester 1945/46 bei 23,3 %.³⁸ Dabei betrug die Zulassungsquote bei Männern und Frauen gleichermaßen etwa 25 %.³⁹ Die von Seiten der Universität geäußerten Vorbehalte gegen das Frauenstudium schlugen sich also im ersten Nachkriegssemester nicht in einer Benachteiligung von Frauen bei der Zulassung zum Studium nieder.

Das Punktesystem wurde schnell als zu schematisch und unflexibel angesehen und kam nur im Wintersemester 1945/46 und auch dort wohl nicht mit letzter Konsequenz zur Anwendung.⁴⁰ Gleichzeitig wuchs die Kritik der britischen

35 Die endgültige Fassung ist in UAB PF 138–168 überliefert.

36 Zur Verdeutlichung, welche Gruppe unter Nichtsoldaten zu verstehen war, wurde bei einem Entwurf in Klammern angemerkt »insbesondere Frauenstudium«, UAB MF 68–11 und UV 69–160.

37 UAB UV 69–160, im Entwurf in MF 68–11 ist das Kriterium bereits durchgestrichen.

38 Die Zahlenangaben beruhen auf der Auswertung der Studentenkartei des Universitätsarchivs Bonn, vgl. dazu ausführlich: George, Studieren (wie Anm. 9), S. 112f.; nach den offiziellen Zahlen der Chronik der Universität lag der Anteil mit 21,94 % etwas niedriger.

39 Bei den Frauen lag der Anteil der Zugelassenen mit 25,1 % sogar geringfügig höher als bei den Männern (24,8 %), vgl. die Zahl der Bewerbungen in UAB UV 69–13.

40 Vgl. die entsprechende Bemerkung von Universitätsoffizier Beckhoff vom 20. 2. 1946, UAB UV 69–338.

Militärregierung an den Zulassungskriterien, insbesondere an der oberflächlichen politischen Überprüfung der Bewerberinnen und Bewerber. Für das Sommersemester 1946 legten die Briten daher neue Zulassungsregelungen mit einer stärkeren Berücksichtigung der politischen Belastung vor und verfügten, dass auch die bereits immatrikulierten Studierenden sich erneut um die Zulassung für das Sommersemester 1946 zu bewerben hätten.⁴¹ Gleichzeitig wurden die Anforderungen an die schulische Vorbildung erhöht, indem Reifevermerke nun nicht mehr als ausreichend für eine Immatrikulation angesehen wurden.⁴² Diese Regelungen hätten die Zulassung von Frauen begünstigen müssen, da zum einen die verschärfte politische Überprüfung besonders auf die Zulassung ehemaliger Offiziere abzielte, die im Wintersemester 1945/46 knapp 25 % der Studentenschaft ausmachten,⁴³ zum anderen waren Männer in stärkerem Maße von Dienstverpflichtungen und den damit verbundenen vorzeitigen Reifevermerken betroffen, so dass sich Frauen hinsichtlich ihrer schulischen Vorbildung als die besser qualifizierten Bewerber erwiesen.⁴⁴

Dennoch sank der Frauenanteil bei den vollimmatrikulierten Studierenden im Sommersemester deutlich auf etwas mehr als 21 % ab. Blickt man auf die Entwicklung der Zulassungsquoten, wird die Benachteiligung der Frauen noch offensichtlicher: Während der Anteil der abgelehnten Bewerberinnen bei 65 % stagnierte, ging er bei den männlichen Bewerbern im Wintersemester 1946/47 auf 41,7 % zurück.⁴⁵ Ursache hierfür war in Abkehr vom ursprünglichen Punktesystem die nun praktizierte Begünstigung der Kriegsheimkehrer. Angesichts des nur mäßig erhöhten Numerus clausus bei weiterhin sehr großem Bewerberandrang war erneut die Diskussion um Zulassungsbeschränkungen für Frauen aufgeflammt. In einem von der Universitätsverwaltung erarbeiteten Vorschlag für ein verbessertes Zulassungsverfahren zum Sommersemester 1946 war u. a. der Ausschluss von Vorklinikerinnen sowie von Frauen bis zum dritten Semester – mit Ausnahme von Pharmazeutinnen vorgesehen.⁴⁶ Erneut ist hier das Phänomen zu beobachten, dass das Frauenstudium immer dann zur Disposition gestellt wurde, sobald sich eine Konkurrenzsituation für die männlichen Kommilitonen abzeichnete.

Der Bewerberdruck wurde in Bonn noch dadurch erhöht, dass die Universität

41 Erziehungsanweisung (EIGA) Nr. 5, überliefert in UAB UV 69–338.

42 Beschluss der 3. Hochschulkonferenz in Goslar im Februar 1946, Heinemann, Hochschulkonferenzen (wie Anm. 34), S. 132.

43 Public Record Office London (PRO) FO 945/137 und 265, zitiert nach Heinemann, Hochschulkonferenzen (wie Anm. 34), S. 17.

44 Peter Respondek, Der Wiederaufbau der Universität Münster in den Jahren 1945–1952 auf dem Hintergrund der britischen Besatzungspolitik, Univ. Münster, Diss. phil. 1992, S. 311.

45 Zusammenstellung der Zulassungen und Ablehnungen vom 30. 11. 1946 für die Nordwestdeutsche Hochschulkonferenz, UAB UV 69–12.

46 Vorschläge zur Immatrikulation im Sommersemester 1946, UAB Slg. Wiederaufbau 16.

Studierenden für die Beteiligung am Wiederaufbau der Universität Zulassungsgarantien vergeben hatte, ohne absehen zu können, wie viele Plätze im folgenden Semester zur Verfügung stehen würden. So war im Sommersemester 1946 die Zahl der Einsatzstudenten so hoch, dass im folgenden Wintersemester keine Neubewerbungen berücksichtigt werden konnten, da sämtliche Studienplätze bereits an Bautrupps- und Einsatzstudenten vergeben waren.⁴⁷ Zum Wintersemester 1946/47 fiel zudem mit Inkrafttreten der Jugendamnestie für alle nach dem 1. Januar 1919 Geborenen, also für den Großteil der Studienbewerber, die Überprüfung der politischen Vergangenheit weg.⁴⁸ Damit entfiel auch ein Faktor, der die Zulassung von Frauen begünstigt hatte, da die politische Belastung bei Frauen weniger stark ausgeprägt war.⁴⁹

Mit dem Wegfall der politischen Überprüfung und dem zunehmenden Fokus auf die fachliche Qualifikation der Bewerberinnen und Bewerber begannen sich die Verhältnisse allmählich zu normalisieren. Allerdings blieb der von den Briten verfügte Numerus clausus in Kraft. Zwar wurde die Zahl der Studienplätze bis zum Wintersemester 1946/47 auf etwas mehr als 4.000 erhöht, dennoch überstieg die Zahl der Bewerbungen die zur Verfügung stehenden Plätze nach wie vor um ein Vielfaches. Da bis Ende der 1940er Jahre nicht mit nennenswerten Absolventenzahlen zu rechnen war, sah sich die Universität mit dem Problem konfrontiert, viele Studierwillige abweisen zu müssen. Geradezu reflexartig wurden daher im Februar 1947 erneut Studienbeschränkungen für Frauen im Senat erörtert. Dabei stand die Frage im Raum, ob nicht mehr Studienplätze für Kriegsheimkehrer durch Zwangsexmatrikulation von Studentinnen geschaffen werden könnten.⁵⁰ Der Vorschlag wurde letztlich verworfen, der Frauenanteil bei den neu zugelassenen Studierenden ging jedoch deutlich von über 21 % im vorangegangenen Semester auf nur noch gut 17 % im Sommersemester 1947 zurück.⁵¹ Es war offensichtlich, dass den Verantwortlichen der Universität Bonn die Beschränkung des Frauenstudiums als Mittel der Wahl erschien, den Andrang männlicher Studienbewerber zu bewältigen.

Um die Beschränkungen des Numerus clausus zu umgehen, war die Univer-

47 Schreiben von Rektor Konen vom 6.9.46, UAB MF 68–11.

48 Vgl. Irmgard Lange (Bearb.), Entnazifizierung in Nordrhein-Westfalen. Richtlinien, Anweisungen, Organisation (Veröff. d. staatl. Archive des Landes NRW; Reihe C: Quellen und Forschungen 2), Siegburg 1976, S. 278 und 297 ff. Die Jugendamnestie wurde durch die Zonenexekutivanweisung (ZEA) Nr. 54 (30. 11. 1946) und die ZEA Nr. 3 (endgültige Fassung vom 7. 3. 1947) eingeführt. Obwohl beide Anweisungen erst am 14. 4. 1947 in Kraft traten, erfolgte die Zulassung der Studierenden bereits im WS 1946/47 nach den Regelungen der Jugendamnestie. Dies geht aus den Protokollen der Sitzungen der Universitätsoffiziere hervor, vgl. Sitzung vom 4. 8. 1946, PRO FO 945/137.

49 Weyrather, Numerus Clausus (wie Anm. 19), S. 140 f.

50 Senatssitzung vom 7. 2. 1947, UAB Senat 33–3.

51 Zahlen nach Studentenkartei.

sität Bonn bereits 1946 dazu übergegangen, Studierende, die kurz vor dem Examen standen, nur noch als Gasthörer außerhalb des Numerus clausus zu immatrikulieren. Dies betraf insbesondere in den ersten Nachkriegssemestern zu einem großen Teil Studentinnen, die während des Krieges ihr Studium bereits begonnen hatten. Während der Frauenanteil unter den vollimmatrikulierten Studierenden nach dem Wintersemester 1945/46 deutlich zurückging, stieg er unter den Gasthörern kontinuierlich an, so dass die Studentinnen im Wintersemester 1946/47 mehr als 25 % der Gesamtstudierendenschaft ausmachten. Dass die Zahl der Studierenden durch dieses Verfahren den vorgesehenen Numerus clausus deutlich überschritt, konnte dem britischen Universitätsoffizier nicht verborgen bleiben. Eine Ende 1947 eingeleitete Untersuchung des Bonner Immatrikulationsverfahrens führte zum Rücktritt von Rektor Heinrich Mathias Konen (1874–1948) und zur Auflage, alle Examenskandidatinnen und -kandidaten regulär zu immatrikulieren und Maßnahmen zu ergreifen, um die Studierendenzahlen auf Höhe des vorgesehenen Numerus clausus abzusenken.⁵² In den folgenden Semestern ging der Frauenanteil daraufhin zurück, wobei nun jedoch die meisten Studentinnen vollimmatrikuliert waren. Die Beobachtung, dass Frauen auf Grund der Bevorzugung von Kriegsteilnehmern zunächst zurückstehen und zum Teil semesterlang auf den Studienbeginn warten mussten,⁵³ mag für die Bonner Verhältnisse in ihrer Pauschalität nicht zutreffen, eine tendenzielle Benachteiligung von Frauen bei der Zulassung zum Studium steht jedoch auch für die Universität Bonn außer Frage.

Einen tiefen Einschnitt für das Frauenstudium deutschlandweit bedeutete die Währungsreform im Sommer 1948. Zwar konnte mit der neuen Währung die Versorgungskrise der Nachkriegsjahre überwunden werden, der durch den Anstieg der Preise und der Abwertung der Ersparnisse eintretende Geldmangel führte bei vielen Studierenden in der Folge jedoch zum Abbruch des Studiums. Das Hungerproblem der ersten Nachkriegsjahre wandelte sich nach der Währungsreform so zu einem Geldproblem.⁵⁴ Dies zeigte sich deutlich in den nach der Währungsreform steigenden Anträgen auf Gebührenerlass.⁵⁵ Die finanzielle Krise wirkte sich auf Studentinnen stärker aus als auf ihre Kommilitonen. Das Studium der Frau führte im Gegensatz zum Studium des Mannes nicht in selbstverständlicher Weise zu einer künftigen Berufstätigkeit und zu wirt-

52 Stellungnahme eines Vertreters der Militärregierung in der Senatssitzung vom 19.1.1948, UAB Senat 33–4; zum Rücktritt Konens vgl. auch George, *Neubeginn* (wie Anm. 31), S. 232ff.

53 Metz-Göckel, *Frauenstudium* (wie Anm. 29), S. 14.

54 Paul Erker, *Hunger und soziale Politik in der Nachkriegszeit*, in: Manfred Gailus/Heinrich Volkmann (Hg.), *Der Kampf um das tägliche Brot. Nahrungsmangel, Versorgungspolitik und Protest 1770–1990* (Schriften des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin 74), Opladen 1994, S. 392–408, hier S. 403f.

55 UAB UV 69–17.

schaftlicher Selbstständigkeit. Viele Berufsfelder profilierten sich nach wie vor als eine Männerdomäne und blieben Frauen versperrt.⁵⁶ Zudem bedeutete eine Heirat in der Regel das Ende der Berufstätigkeit der Frau. Das Studium einer Tochter war damit also für die Eltern keine Investition in eine finanziell gesicherte Zukunft, sondern erschien nach der Währungsreform wie bereits in der wirtschaftlichen Krisenzeit Ende der 1920er Jahre als Luxus, den man sich nicht mehr leisten konnte oder wollte.⁵⁷ Erschwerend kam hinzu, dass es für Studentinnen weniger Möglichkeiten gab, sich als Werkstudentinnen einen Nebenverdienst zu erwerben oder gar das Studium selbst zu finanzieren.⁵⁸ Studentinnen waren daher in weit höherem Maße als ihre Kommilitonen auf die finanzielle Unterstützung ihrer Eltern angewiesen. Eine »ungünstige wirtschaftliche Lage der Eltern wirkt sich also auf die Mädchen eher das Studium verhindernd aus als auf viele Jungen.«⁵⁹ Nach dem Rückgang in Folge der Währungsreform stabilisierte sich der Frauenanteil unter den Bonner Studierenden im Wintersemester 1949/50 bei rund 22 % und stagnierte mit leichten Schwankungen auf diesem niedrigen Niveau bis zur Mitte der 1950er Jahre.

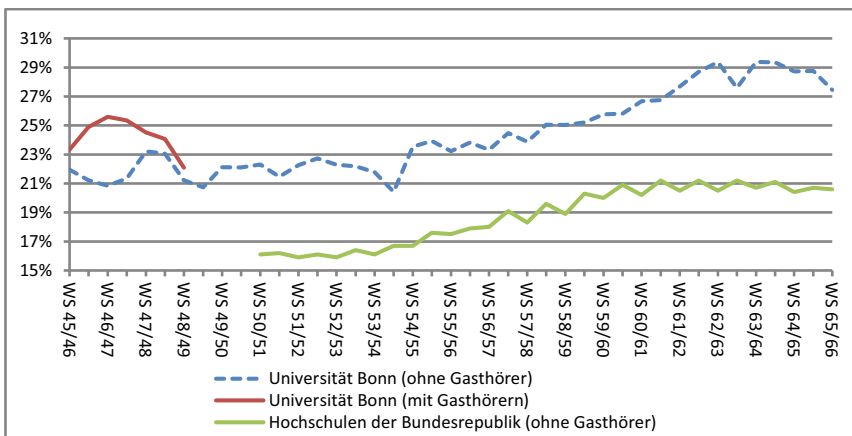


Tabelle 1: Der Frauenanteil unter den Studierenden an der Universität Bonn und an den Hochschulen der Bundesrepublik (ohne PHs)⁶⁰

56 Karin Kleinen, Ringen um Demokratie. Studieren in der Nachkriegszeit. Die akademische Jugend Kölns (1945–1950) (Studien zur Geschichte der Universität zu Köln 17), Köln u. a. 2005, zugl. Univ. Köln Diss. 2003, S. 132.

57 Grüttner, Studenten (wie Anm. 19), S. 117.

58 Bärbel Maul, Akademikerinnen in der Nachkriegszeit. Ein Vergleich zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR, Frankfurt a. M. 2002, zugl. Diss. Mainz 2001, S. 89.

59 Wilhelm Treue, Die Kommilitonin in der Statistik, in: Deutsche Universitätszeitung (DUZ) 6 (1951), H. 23, S. 18–19, hier S. 18.

60 Zahlenangaben »Universität Bonn (ohne Gasthörer)« nach Chronik der Universität, »Universität Bonn (mit Gasthörern)« nach Studentenkartei, »Hochschulen der Bundesrepublik

Nimmt man den Anteil der Frauen unter den Studierenden als Indikator, so deuteten in Bonn in den ersten Jahren nach Kriegsende alle Zeichen auf einen Durchbruch hinsichtlich der Akzeptanz des Frauenstudiums hin. Der Frauenanteil lag so hoch wie noch nie in Friedenszeiten, die Gegner des Frauenstudiums äußerten sich zwar vernehmlich, konnten sich aber in Fragen der Zulassung nicht durchsetzen. Unterstützung erhielten die Frauen zudem von der britischen Militärregierung, denen die Öffnung der deutschen Universitäten für Frauen und für Studierende aus den unteren sozialen Schichten ein wichtiges Anliegen war.⁶¹

Die Briten sahen in den schlechteren Bildungschancen der Frauen im Nationalsozialismus ein Unrecht, das es wiedergutzumachen galt.⁶² Da die Briten dieses Ziel jedoch nicht nachdrücklich verfolgten und den Universitäten abgesehen von der politischen Überprüfung weitgehend freie Hand bei der Auswahl der Studienbewerber ließen, erfolgten in der frühen Nachkriegszeit keine grundlegenden Weichenstellungen, die auf eine Verbesserung der Rahmenbedingungen für das Frauenstudium abzielten. Eine im Herbst 1946 von der Militärregierung erwogene Frauenquote wurde letztlich nicht eingeführt.⁶³ So währte die Periode, in der unter britischer Führung eine grundsätzliche Reform der Universitäten möglich schien, nur kurz. Vorhandene Reformansätze scheiterten an den sich wieder formierenden Universitäten, deren Dozentenschaft in ihrer konservativen Grundhaltung eine Wiederherstellung der Weimarer Universitätstradition anstrebte, und die sich den von britischer Seite unterstützten Reformbestrebungen widersetzte.⁶⁴ Mit der von vielen britischen Hochschuloffizieren als verfrüht empfundenen Übergabe der Entscheidungshoheit im Bildungswesen an deutsche Stellen bereits im Jahr 1947 verloren die Briten zudem erheblich an Einfluss auf die deutschen Universitäten und gaben die Möglichkeit aus der Hand, Reformen aus eigener Initiative durchzuführen.⁶⁵ Ihnen blieben in der Folge nur begrenzte Möglichkeiten, auf die Universitäten einzuwirken. Eine Maßnahme war, durch englische Gastdozentinnen die Vorurteile gegen die Berufung von Frauen abzubauen, wie in einem Gutachten der Vereinigung britischer Hochschullehrer (AUT) vorgeschlagen

(ohne Gasthörer) nach Wilhelm Albert/Christoph Oehler, *Materialien zur Entwicklung der Hochschulen 1950–1967*, Hannover 1969, S. 99.

61 Heinemann, *Hochschulkonferenzen* (wie Anm. 34), S. 14.

62 Donald Riddy auf der 2. Hochschulkonferenz im Dezember 1945 in Bünde, Heinemann, *Hochschulkonferenzen* (wie Anm. 34), S. 82f.

63 Schreiben vom 2. 10. 1946, PRO FO 1050 / 1296.

64 Corine Defrance, *Die Westalliierten als Hochschulreformatoren (1945–1949): ein Vergleich*, in: Andreas Franzmann/Barbara Wolbring (Hg.), *Zwischen Idee und Zweckorientierung. Vorbilder und Motive von Hochschulreformen seit 1945 (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel 21)*, Berlin 2007, S. 35–45, hier S. 42.

65 Sarah Cox, *British University Police in Germany 1945–49. Eddited Summary of Plenary Sessions*, in: Manfred Heinemann (Hg.), *Hochschuloffiziere und Wiederaufbau des Hochschulwesens in Westdeutschland 1945–1952, Teil 1: Britische Zone*, Hildesheim 1990, S. 157–194, hier S. 190.

wurde.⁶⁶ In Bonn erhielt so neben Käthe Wittlake, der Frau des ersten Bonner Hochschuloffiziers, auch Amy Fletcher Cunningham, ehemalige Hochschuloffizierin an der Universität Kiel, 1947 einen Lehrauftrag für Englische Philologie.⁶⁷ Zudem wurden mit Joan E. Seedhaus und Valerie Dundas-Grant zwei Assistant University Officers nach Bonn berufen, um einen engen Kontakt zu den Studierenden und jüngeren Dozenten zu pflegen. Diese Stellen wurden im Sommer 1948 von den Briten eingerichtet und gezielt mit Frauen besetzt.⁶⁸ Erkennbare Auswirkungen hatte diese Maßnahme jedoch ebenso wenig, wie die im gleichen Gutachten enthaltene Forderung, den Anteil weiblicher Studierenden zu erhöhen.⁶⁹ Auch das 1948 veröffentlichte so genannte »Blaue Gutachten« des Studienausschusses für Hochschulreform, das ebenfalls die Erhöhung des Frauenanteils an der Studierendenschaft anmahnte, blieb weitgehend ungehört.⁷⁰

Die Entwicklung nach Gründung der Bundesrepublik

Mit dem Einbruch des Frauenstudiums nach der Währungsreform wurde deutlich, dass die »bemerkenswerte frauenpolitische Aufbruchphase«⁷¹ der unmittelbaren Nachkriegszeit keine grundsätzliche Änderung der gesellschaftlichen Realitäten herbeigeführt hatte. Daran änderte sich auch nach Gründung der Bundesrepublik wenig. Zwar wurde die Gleichheit von Mann und Frau im Grundgesetz explizit festgeschrieben, der Abbau von Berufsbeschränkungen für Frauen erfolgte jedoch nur zögerlich. Gestützt von einem breiten gesellschaftlichen Konsens förderte die Politik des 1953 neugegründeten Familienministeriums unter dem bis 1962 amtierenden, katholisch-konservativen Minister Franz-Josef Wuermeling (1900–1986) die klassische Rollenverteilung der Geschlechter und erschwerte die Berufstätigkeit der Frauen.⁷² Die Propagierung

66 Die Universitäten in der britischen Zone Deutschlands. Bericht der Delegation der britischen Association of University Teachers. Beilage zur Monatsschrift »Die Sammlung«, Jg. 3 (1948), H. 2, zitiert nach David Phillips: Zur Universitätsreform in der britischen Besatzungszone 1945–1948, Köln/Wien 1983, S. 71–106, hier S. 93.

67 Otto Wenig, Verzeichnis der Professoren und Dozenten der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn 1818–1968, Bonn 1968.

68 10. Sitzung der Universitätsoffiziere am 24./25.9.1947 in Berlin, PRO FO 1050 / 1233; vgl. auch Dundas-Grant, Valerie: As Assistant University Officer in Göttingen and Bonn: An Erfahrungsbericht, in: Heinemann: Hochschuloffiziere (wie Anm. 65), S. 109–122.

69 Phillips, Universitätsreform (wie Anm. 66), S. 98.

70 Phillips, Pragmatismus (wie Anm. 1), S. 58.

71 Birgit Meyer, Frauen in der Politik und Wirtschaft der Bundesrepublik, in: Günther Schulz (Hg.), Frauen auf dem Weg zur Elite (Büdingers Forschungen zur Sozialgeschichte 1998), München 2000, S. 189–204, hier S. 191.

72 Ingrid Langer, Die Mohrinnen hatten ihr Schuldigkeit getan... Staatlich-moralische Auf-

eines konservativen Ehe- und Familienbildes in der frühen Bundesrepublik stand damit im Gegensatz zu dem Selbstständigkeitsstreben der studierenden Frau. Die faktische rechtliche Gleichstellung der Geschlechter konnte so erst in einem jahrzehntewährenden Prozess umgesetzt werden. In den 1950er Jahren war es auch im öffentlichen Dienst noch gängige Praxis, Frauen aus einem Arbeitsverhältnis zu entlassen, sobald sie durch Heirat finanziell abgesichert waren.⁷³ Bis 1957 hatte der Ehemann zudem das Kündigungsrecht gegenüber dem Arbeitsverhältnis seiner Frau. Die Pflicht der Frau zur Haushaltsführung wurde erst in den 1970er Jahren abgeschafft.⁷⁴

Die gesellschaftlichen Verhältnisse der 1950er Jahren waren somit für das Studium der Frau wenig förderlich. Es wundert daher nicht, dass der Frauenanteil unter den Studierenden auf niedrigem Niveau, wenn auch mit leicht ansteigender Tendenz, verharrte und erst Ende der 1950er Jahre wieder die Werte der ersten Nachkriegsjahre erreichte. Dass er in Bonn über dem Bundesdurchschnitt lag, ist mit dem Fächerangebot der Universität zu erklären. In der Wahl der Studienfächer ist seit jeher ein signifikanter geschlechtsspezifischer Unterschied zu erkennen. In der Nachkriegszeit lag zwar zunächst als Folge des während des Krieges stark geförderten Medizinstudiums bei allen Studierenden der Anteil an Medizinerinnen außerordentlich hoch. Bereits 1947 machten sich die geschlechterspezifischen Unterschiede in der Fächerwahl aber wieder deutlich bemerkbar. Während die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät männlich geprägt war, schrieben sich die meisten Studentinnen in der Philosophischen Fakultät ein. Ebenfalls stark frequentiert wurde die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät, was in vielen Fällen auf eine angestrebte Berufstätigkeit als Lehrerin hindeutete. Eine Sonderrolle nimmt das Pharmaziestudium ein, das sich auf Grund der kurzen Studienzzeit von sechs Semestern⁷⁵ in der unmittelbaren Nachkriegszeit zu einer Domäne des Frauenstudiums mit einem teilweise über 80 % liegenden Frauenanteil etablierte.⁷⁶ Seit 1950 ist auch ein deutlicher Anstieg des Frauenanteils in der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät zu verzeichnen. Die Frauen legten hier jedoch ihren Schwerpunkt im Gegensatz zu ihren Kommilitonen auf die wirtschaftswissenschaftlichen Fächer.⁷⁷ Bei Studentinnen konzentrierte sich zudem die Wahl in stärkerem Maße als bei ihren

rüstung der Familien, in: Dieter Bänsch (Hg.), *Die fünfziger Jahre. Beiträge zur Kultur und Politik* (Deutsche Textbibliothek 5), Tübingen 1985, S. 108–130, hier S. 121.

73 So u. a. Kleinen, Ringen (wie Anm. 56), S. 136 am Beispiel der Stadt Köln; über ein entsprechendes Beispiel von der Universität Bonn berichtet Dieter Wellershoff, *Die Arbeit des Lebens. Autobiographische Texte*, Köln 1985, S. 225.

74 Maul, *Akademikerinnen* (wie Anm. 58), S. 37.

75 Zur Sympathie von Studentinnen für kürzere Studiengänge vgl. Helge Pross, *Über die Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik*, Frankfurt a. M. 1969, S. 27.

76 Vgl. die Zahlen in UAB UV 69–12 und –13.

77 Vgl. ebd.

Kommilitonen auf wenige Fächer. Dies lag vor allem daran, dass die Katholisch-Theologische und die Landwirtschaftliche Fakultät nahezu ausschließlich von Männern frequentiert wurden, da die Studiengänge beider Fakultäten für Frauen kaum Berufsmöglichkeiten eröffneten. Insgesamt zogen Frauen in der Nachkriegszeit kürzere Studiengänge vor, da die Ausübung eines Berufs bei Frauen nicht als lebenslange Tätigkeit angesehen wurde.⁷⁸ Insbesondere das Pharmaziestudium und das Studium zum Staatsexamen für das mittlere Lehramt wiesen so auf Grund ihrer geringen Mindestsemesterzahl einen überdurchschnittlich hohen Frauenanteil auf.⁷⁹ Dies führte zu einer deutlich kürzeren durchschnittlichen Studienzeit der Studentinnen, die in Bonn etwa 10 % unter dem Wert ihrer Kommilitonen lag.⁸⁰

Verstärkt wird dieses Phänomen zudem dadurch, dass der Hochschulwechsel bei Studentinnen häufiger auftrat⁸¹ und Studentinnen öfter zum Abbruch ihres Studiums gezwungen waren. Als häufigste Gründe für einen Studienabbruch werden in einer von Hannelore Gerstein Anfang der 1960er Jahre in Bonn durchgeführten Untersuchung Heirat oder Verlobung genannt.⁸² Auch wenn die Heirat vermutlich nur als gesellschaftlich anerkanntes Alibi vorgetragen wurde und die wahren Ursachen eher in einer männlich geprägten Universität zu suchen sind, deren Anforderungen mit den gesellschaftlichen Erwartungen an die Rolle einer Frau nicht vereinbar schienen,⁸³ so waren viele Frauen der dreifachen Belastung als Studentin, Ehefrau und Mutter und eventuell Miternährerin verständlicherweise nicht gewachsen.⁸⁴ Die familiären Aufgaben hatten für Frauen der 1950er Jahre Priorität gegenüber dem Studium. Dieser Umstand erklärt auch die Tatsache, dass bei männlichen Studenten der Anteil der Verheirateten deutlich höher lag. Im Wintersemester 1949/50 waren deutschlandweit 9,8 % der Studenten aber nur 2,6 % der Studentinnen verheiratet.⁸⁵ Insbesondere am Beispiel der verheirateten Studentin lässt sich die gesellschaftliche Akzeptanz des Frauenstudiums gut ablesen. Wie im Eingangszitat deutlich wurde, war aus Sicht vieler Professoren und Dozenten die angestrebte Heirat ein wichtiges Studienmotiv für Studentinnen. Dass viele Studentinnen nach ihrer Heirat ihr

78 Pross, Bildungschancen (wie Anm. 75), S. 37.

79 Hannelore Gerstein, Studierende Mädchen. Zum Problem des vorzeitigen Abgangs von der Universität, München 1965, S. 17; Pross, Bildungschancen (wie Anm. 75), S. 27.

80 Zahlen nach Studentenkartei.

81 Hervé, Studentinnen (wie Anm. 4), S. 108.

82 Gerstein, Studierende Mädchen (wie Anm. 79), S. 24.

83 Hansgert Peisert, Soziale Lage und Bildungschancen in Deutschland (Studien zur Soziologie 7), München 1967, S. 109f.

84 Waldemar Krönig/Klaus-Dieter Müller, Nachkriegssemester. Studium in Kriegs- und Nachkriegszeit, Stuttgart 1990, S. 52.

85 Gerhard Kath/Christoph Oehler, Die verheirateten Studierenden an den Hochschulen in der Bundesrepublik und Westberlin im Sommersemester 1963, Bonn 1964, S. 6.

Studium abbrechen, schien diese Auffassung zu bestätigen und damit auch den Sinn eines Studiums für Frauen grundsätzlich in Frage zu stellen. Ausgeblendet blieb dabei, dass die gesellschaftlichen Realitäten verheirateten Frauen kaum Möglichkeiten für die Vereinbarkeit von Familie und Studium bzw. Berufstätigkeit boten. Es war daher auf dem ersten Studententag in Göttingen ein wichtiges Anliegen der Studentinnen, zu formulieren: »Die Frau hat ohne weiteres ein Anrecht zu studieren, wobei es gänzlich gleichgültig ist, ob sie heiraten wird oder nicht.«⁸⁶ Dass es in den 1950er Jahren dennoch immer mehr Studentinnen gelang, trotz Heirat ihr Studium fortzusetzen, deutet auf einen beginnenden Wandel der Geschlechterverhältnisse hin, der freilich erst in den 1960er Jahren durchgreifende Veränderungen mit sich brachte.

Zu einer kürzeren Verweildauer von Frauen an der Universität führte auch der angestrebte Studienabschluss. Studentinnen entschieden sich überwiegend für das Staatsexamen. Promotionsstudiengänge blieben dagegen in der überwiegenden Mehrheit den Männern vorbehalten. So ist eine fortschreitende Reduktion des Frauenanteils von Studienanfängern (30 %) bis zu Absolventen (Staatsexamen 20 %, Promotion 18 %) zu beobachten.⁸⁷

Dieses Phänomen ist mit Blick auf Habilitation und Professorenstellen noch ausgeprägter. Je höher die Stufe in der Bildungshierarchie, desto seltener sind dort Frauen anzutreffen.⁸⁸ Von den 212 weiblichen Lehrkräften an den deutschen Universitäten im Jahr 1953 hatten nur zwölf eine planmäßige Beamtenstelle und nur drei einen ordentlichen Lehrstuhl. 93 % der Dozentinnen bekleideten Stellungen, die keinen Anspruch auf Lebenssicherung und Altersversorgung gewährleisten.⁸⁹ Die Universität Bonn hatte in der Nachkriegszeit den geringsten Frauenanteil im Lehrkörper von allen Universitäten der britischen Zone.⁹⁰ Und auch Anfang der 1950er Jahre belegte sie mit nur zehn Dozentinnen (2,4 % des Lehrkörpers) im bundesdeutschen Vergleich einen der hinteren Plätze.⁹¹ Trotz ihres vergleichsweise hohen Studentinnenanteils erwies sich die Universität Bonn in Berufungsfragen Frauen gegenüber wenig aufgeschlossen. 1952 erhielt mit Margarete Woltner (1897–1985) die erste Frau einen Ruf als außerordentliche Professorin. Über viele Jahre sollte sie die einzige bleiben. Sie war es auch, die 1960 als erste Frau auf eine ordentliche Professur an der Universität Bonn be-

86 Else Kähler, Nöte und Anliegen der Studentinnen, in: BUZ Nr. 6, 1. 8. 1946, S. 6–7, hier S. 6.

87 Peisert, Soziale Lage (wie Anm. 83), S. 107. Die Zahlenangaben beziehen sich auf die gesamte Bundesrepublik zu Anfang der 1960er Jahre. Einen Überblick über die zahlenmäßige Entwicklung ab 1952 gibt Albert/Oehler, Materialien (wie Anm. 60), S. 277.

88 Hervé, Studentinnen (wie Anm. 4), S. 89.

89 Charlotte Lorenz, Frauen im Hochschullehramt. Ihr Anteil am Lehrkörper der wissenschaftlichen Hochschulen, in: DUZ 8 (1953), H. 9, S. 8–10, hier S. 10.

90 Phillips, Pragmatismus (wie Anm. 1), S. 60.

91 Charlotte Lorenz, Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte an den Wissenschaftlichen Hochschulen Deutschlands, Berlin 1953, S. 13.

rufen wurde.⁹² 1967 folgte mit Emmi Hagen (1918–1968) die zweite Frau, die einen ordentlichen Lehrstuhl erhielt. Da war Margarete Woltner bereits emeritiert. Mit Edith Ennen (1907–1999) waren es schließlich drei Frauen, die bis 1968 ordentliche Lehrstühle an der Universität Bonn bekleideten. Deutschlandweit stieg die Zahl der weiblichen Ordinarien ab Mitte der 1960er Jahre ganz allmählich an. 1966 lag deren Anteil jedoch immer noch nur bei 1,8 %, ⁹³ in Bonn bei 0,45 %.⁹⁴ Der geringe Anteil von Frauen an den Lehrkörpern der Universitäten wirkte sich negativ auf die Integration der Studentinnen in den Lehrbetrieb aus.⁹⁵ Es fehlte den Studentinnen an Rollenvorbildern von erfolgreichen Frauen, die sich im Berufsleben an verantwortlicher Stelle etablieren konnten. Eine wichtige Unterstützerin hätten die Studentinnen in der bis 1954 amtierenden Kultusministerin von Nordrhein-Westfalen, Christine Teusch (1888–1968), haben können, die sich zwar einerseits stark für die Berücksichtigung von Frauen bei Stellenbesetzungen einsetzte, doch gegen die »Wiederherstellung alter Personalstrukturen, die Frauen als Studentinnen duldet, aber als zukünftige Wissenschaftlerinnen nicht vorsah«, ⁹⁶ wenig ausrichten konnte. Auf der anderen Seite hatte Christine Teusch sich als Kölner Stadtverordnete 1945 für Zulassungsbeschränkungen für Frauen an der Universität Köln eingesetzt.⁹⁷

Die Widerstände, denen sich Frauen an den Universitäten in der Nachkriegszeit gegenüber sahen, beeinflusste den Kreis derjenigen, die sich diesen Weg dennoch zutrauten. Es waren überwiegend Frauen aus höheren Schichten, die ein Studium anstrebten. Dabei war zum einen die akademische Vorbildung der Eltern entscheidend, die der Tochter ein entsprechendes Bildungsideal mitgaben und diese zu einem Studium ermutigten.⁹⁸ Im Sommersemester 1951 besaßen deutschlandweit 41 % aller Väter von Studentinnen eine abgeschlossene Hochschulbildung. Bei ihren männlichen Kommilitonen lag der Anteil nur

92 Wenig, Verzeichnis (wie Anm. 67).

93 Maul, Akademikerinnen (wie Anm. 58), S. 139.

94 Albert/Oehler, Materialien (wie Anm. 58), S. 324 in Verbindung mit Wenig, Verzeichnis (wie Anm. 67).

95 Hervé, Studentinnen (wie Anm. 4), S. 73.

96 Anne Schlüter, Die ersten Nachkriegsprofessorinnen und die Situation von Wissenschaftlerinnen bis in die siebziger Jahre, in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart, Frankfurt a. M./New York 1996, S. 449–464, hier S. 453 und 456.

97 Auf der 8. Stadtverordnetenversammlung zu Köln am 5.12.1945 hatte sie gegenüber dem Rektor der Universität Köln formuliert: »[Nur die Studentin, die] für eine Berufsausbildung in bestem Frauenwesen und edler Frauenart den Anforderungen entspricht, hat meines Erachtens bei dem starken Andrang der männlichen Bewerber, bei der großen Berufsnot unserer männlichen Heimkehrer, als Frau ein Recht, auf der Universität studieren zu können«, zitiert nach Kleinen, Frauenstudium (wie Anm. 6), S. 293.

98 Hervé, Studentinnen (wie Anm. 4), S. 48, 62.

bei 28,9 %.⁹⁹ Im Zusammenhang mit den bereits angesprochenen finanziellen Faktoren wirkten diese Rahmenbedingungen des Frauenstudiums wie ein »sozialer Numerus clausus«.¹⁰⁰

Hatten die Studentinnen nun alle Hürden überwunden und waren zum Studium zugelassen, sahen sie sich einem Umfeld gegenüber, das ihnen gleichgültig bis abweisend gegenüberstand. Die ablehnende Haltung beschränkte sich dabei nicht nur auf die fast ausschließlich männliche Dozentschaft. Auch in Teilen der Studentenschaft herrschte eine konservativ-traditionalistische Einstellung vor, die am deutlichsten von den Studentenverbindungen artikuliert wurde. Die Bonner Verbindung Ripuaria-Görres sprach sich beispielsweise dafür aus, das Studium von Frauen auf speziell weibliche Berufe zu beschränken und die Bavaria verlieh der Befürchtung Ausdruck, durch die vermehrte Zulassung von Frauen könne die Universität zum Heiratsinstitut verkommen.¹⁰¹ Noch deutlicher wurde der Student Josef Deutz in einer in der Bonner Universitätszeitung veröffentlichten Polemik über »Die Studentin«. Darin bezeichnete er die Frauen pauschal als »für die Beherrschung der komplizierten Klaviatur des öffentlichen Lebens ungeeignet« und folgerte: »Der Mann darf es also immer noch für wichtiger halten, daß die Frau ihm einen guten Mokka zubereitet als die Jahreszahlen mittelalterlicher Päpste auswendig hersagt.«¹⁰² Noch Ende der 1950er Jahre konnte der Soziologe Hermann Vetter nach einer Umfrage unter Studierenden resümieren, dass an den Universitäten »ein patriarchalisches Frauenstereotyp in nicht zu vernachlässigendem Umfang vorhanden« sei, nach dem Studium und Ausübung eines akademischen Berufes für Frauen als weniger passend, die Frauen dafür als weniger geeignet angesehen werden.¹⁰³

Fazit

Die zweite Hälfte der 1940er Jahre erscheint im Rückblick als Übergangsphase zwischen dem Frauenbild des Nationalsozialismus und dem der restaurativen 1950er Jahre.¹⁰⁴ Die von den Umständen des Krieges ausgehenden positiven Auswirkungen auf das Frauenstudium wurden bald nach Wiedereröffnung der

99 Gerhard Kath, *Das soziale Bild der Studentenschaft in Westdeutschland und Berlin 1* (1952), S. 82.

100 Hervé, *Studentinnen* (wie Anm. 4), S. 60.

101 Phillips, *Pragmatismus* (wie Anm. 1), S. 82ff.

102 Deutz, Josef: *Die Studentin*, in: BUZ Nr. 37/38 (1948), S. 11.

103 Hermann Vetter, *Zur Lage der Frau an den westdeutschen Hochschulen. Ergebnisse einer Befragung von Mannheimer und Heidelberger Studierenden*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 13 (1960/61), S. 644–660, hier S. 644 und 660.

104 Jörg Echterkamp, *Nach dem Krieg. Alltagsnot, Neuorientierung und die Last der Vergangenheit 1945–1949* (Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert), Zürich 2003, S. 184.

Universitäten den Prioritäten eines nach Weimarer Vorbild restaurierten Universitätsbetriebs untergeordnet. In den ersten Nachkriegssemestern zeichnete sich jedoch an der Universität Bonn wie auch an anderen Universitäten der westlichen Besatzungszonen für kurze Zeit das Bemühen um einen Neuanfang ab, das sich u. a. in einem – unter Berücksichtigung der Gasthörerinnen – hohen Frauenanteil unter den Studierenden niederschlug. Auch war in der ersten Nachkriegszeit ein verändertes Rollenverhalten der Studentinnen spürbar, die ihre Interessen öffentlich artikulierten und ihre Ansprüche selbstbewusst vertraten. Spätestens mit dem Einbruch der Studentinnenzahlen infolge der Währungsreform wurde jedoch deutlich, dass die Gesellschaft noch nicht bereit war, diesen Weg weiterzugehen, sondern vielmehr bemüht war, das traditionelle Frauenbild wieder zu etablieren. Auch die v. a. von britischer Seite beförderten Reformbemühungen führten nicht zu einer Stärkung des Frauenstudiums, nicht zuletzt auf Grund der in dieser Hinsicht verfrühten Übergabe der Oberhoheit im Bildungswesen an deutsche Stellen.

Die restaurativen Bestrebungen der Universitäten, die als »Hochschulantifeminismus«¹⁰⁵ bezeichnete ablehnende Haltung weiter Teile des Lehrkörpers und der männlichen Studierendenschaft sowie das sich wieder verfestigende traditionelle Familienbild legte Frauen ein Rollenverhalten nahe, das im Widerspruch zur Wahrnehmung gleichberechtigter Bildungschancen stand.¹⁰⁶ Diese Bestrebungen wurden zum Teil auch von den Frauen selbst mitgetragen, die den Zugewinn an Handlungsspielraum in Kriegs- und Nachkriegszeit nicht nur als emanzipatorische Chance, sondern auch als umständebedingten Zwang zur Selbstständigkeit empfanden.¹⁰⁷ Von einer Akzeptanz des Frauenstudiums war die Gesellschaft in den 1950er Jahren noch weit entfernt. Studentinnen mussten bis weit in die 1960er Jahre hinein oft feststellen, dass sie an der Universität geduldet, aber nicht als gleichberechtigt akzeptiert wurden.

105 Dietrich Heither, *Verbündete Männer. Die Deutsche Burschenschaft – Weltanschauung, Politik und Brauchtum*, Köln 2000, S. 285.

106 Peisert, *Soziale Lage* (wie Anm. 83), S. 109.

107 Kleinen, *Frauenstudium* (wie Anm. 6), S. 296.

Frauenstudium und -politik, Frauenforschung und -förderung: 1968/70 bis 2015

Gesellschaftspolitische Situation in der Bundesrepublik

Die 1960er Jahre waren in der Bundesrepublik die Zeit politischer, gesellschaftlicher und kultureller Umbrüche. Einer wirtschaftlichen Rezession Mitte der 1960er Jahre folgte die Bildung einer großen Koalition aus CDU/CSU und SPD, die Notstandsgesetze wurden verabschiedet. Ende der 1960er Jahre regierten SPD und FDP, die CDU war erstmals in der Opposition. Breite Teile der Bevölkerung waren politisiert, sie protestierten gegen die atomare Aufrüstung und die Notstandsgesetze, die Ostermarsch- und Friedensbewegung erstarkten, es entstand eine eigene Frauenfriedensbewegung¹ gegen Wiederaufrüstung und die Ausweitung der Atombewaffnung. Eine Jugend- und Studentenbewegung forderte die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit und das Ende des militärischen Engagements der USA in Vietnam, sie solidarisierte sich mit den Befreiungsbewegungen in den Ländern der Dritten Welt und der Bürgerrechtsbewegung in den USA. Popmusik und -kultur verdrängten die deutschsprachige Schlagermusik, Pop-Art, Happenings und Aktionskunst hielten Einzug in die Kunstszene. Die Anti-Baby Pille kam auf den Markt und löste eine sexuelle Revolution aus.

An den Universitäten forderte die politisierte Studentenschaft grundlegende Reformen der Lehrinhalte und Hochschulstrukturen, die Entlassung von Lehrpersonal mit NS- Vergangenheit und gleiche Bildungschancen für alle. Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS), ehemals Studentenorganisation der SPD, fand immer mehr Zulauf von linken Studenten. Die Erschießung Benno Ohnesorgs am 2. Juni 1967 durch einen Polizisten auf einer Demonstration gegen den Besuch des Schahs von Persien sowie das Attentat auf Rudi Dutschke am 11. April 1968 in Berlin führten zur Radikalisierung der Bewegung. In nahezu allen größeren Universitätsstädten entstanden studentische Protestgruppen.

1 Lottemi Doormann, Die neue Frauenbewegung, in: Florence Hervé (Hg.), Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Köln 1982, S. 237.

Nach der Auflösung des SDS wegen unterschiedlicher politischer Ausrichtungen seiner Mitglieder gründeten sich neue studentische Organisationen und Gruppen. Viele Studentinnen und Studenten engagierten sich in den studentischen Vertretungsorganen für mehr Mitbestimmung und eine Demokratisierung der Hochschulen.

Aus der Studentenbewegung heraus entstand auch die Neue Frauenbewegung. Die politisch aktiven Studentinnen wollten sich nicht länger auf klassische Frauenrollen und -tätigkeiten reduzieren zu lassen, vielmehr forderten sie eine gleichberechtigte Teilhabe an Politik und Gesellschaft. Eine der Grundthesen lautete ›Das Private ist politisch‹ – daraus folgte für Frauen, die Abhängigkeitsverhältnisse zwischen den Geschlechtern im privaten Bereich zu verändern. Die Historikerin Christina von Hodenberg konstatiert in ihrem aktuell erschienenen Werk »Das andere Achtundsechzig«: »*Junge Frauen begannen damals mit zunehmendem Selbstbewusstsein, Forderungen nach Gleichberechtigung und Selbstverwirklichung in ihr privates Umfeld zu tragen – und stießen auf Widerstände. Sie stellten alltägliche Fragen wie die, wer den Abwasch übernehme, wer das Kind beaufsichtige, wer die alten Eltern pflege und wessen Karriere Vorrang habe. Solch private Angelegenheiten wurden politisch, weil sie landauf, landab zu Grundsatzdiskussionen hochkochten und das Verhältnis zu Partnern, Müttern und Vätern belasteten und veränderten.*«.² An dieser sogenannten Frauenfrage zeigten die meisten Männer kein Interesse. In den großen Universitätsstädten entstanden die ersten Frauengruppen. Auf der SDS Delegiertenkonferenz am 13. September 1968 in Frankfurt hatten Frauen ein Grundsatzpapier erstellt, in welchem sie die Abschaffung aller geschlechtsspezifischen Konkurrenzverhältnisse forderten. Erstes Ziel war jetzt, das eigene Selbstverständnis als Frauen zu entwickeln. Vorbilder gab es in der alten Frauenbewegung und aktuell vor allem in Frankreich und den USA. Theoretisch beschäftigte man sich mit den Texten der Bürgerlichen Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts und der neueren feministischen Literatur aus den USA.³ 1966 hatte sich dort unter Führung der Frauenrechtlerin Betty Friedan⁴ die erste feministische Organisation, die ›National Organisation for Women‹ (NOW)⁵ gegründet, deren Ziel die vollständige gesetzliche Gleichstellung von Frauen und Männern war.

2 Christina von Hodenberg, Das andere Achtundsechzig. Gesellschaftsgeschichte einer Revolte, München 2018, S. 108–109.

3 Hierzu gehörten u. a. Werke von: Shulamith Firestone, z. B. The Dialectic of Sex. Robin Morgan, z. B. Sisterhood is Powerful. Gloria Steinem, z. B. Was heißt schon emanzipiert. Meine Suche nach einem neuen Feminismus.

4 Betty Friedan (1921–2006), US-amerikanische Feministin und Publizistin. Ihr wichtigstes Werk »Der Weiblichkeitswahn«, erschien 1966.

5 Eine feministische Vereinigung, die 1966 in Washington D.C. gegründet wurde. Betty Friedan war eine ihrer Gründerinnen und die erste Präsidentin.

Ein Teil der neuen Frauengruppen in der BRD befasste sich mit der Möglichkeit einer repressionsfreien und antiautoritären Kindererziehung. Erziehung sollte gesamtgesellschaftliche Aufgabe sein und nicht nur von Müttern geleistet werden. In neu gegründeten Kinderläden, die es vor allem in Universitätsstädten gab, experimentierte man mit diesen Erziehungsformen.⁶

Das Erstarken autonomer Frauengruppen Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre ließ ein bundesweites Netzwerk aktiver Frauen in der BRD entstehen. Mitte der 1970er Jahre wurden aus der Frauenbewegung heraus die ersten Frauenhäuser gegründet. Misshandelte oder bedrohte Frauen und deren Kinder fanden dort einen Zufluchtsort vor Gewalt in oder außerhalb der Familie. Der politische Wandel, gekennzeichnet durch Bildungsreformen und sich verändernde Moralvorstellungen, ermutigten Frauen bei ihren Aktivitäten und Aktionen. Die politischen Parteien in Deutschland verzeichneten in den siebziger Jahren ein starkes Anwachsen der Mitgliedschaft von Frauen.⁷ Im ersten Internationalen Jahr der Frau 1975 verabschiedete die erste UN-Weltfrauenkonferenz in Mexikostadt einen Aktionsplan zur weltweiten Verbesserung der Situation der Frauen.

Studentinnen in Bonn Ende der 1960er und in den 1970er Jahren

Es bedurfte einer hohen Motivation für junge Frauen in den 60er Jahren eine akademische Ausbildung anzustreben und abzuschließen. Nicht selten hörten sie, dass die Universität von ihnen als Heiratsmarkt genutzt werde⁸ und, wenn sie nach dem Studium überhaupt berufstätig waren, so endete diese in der Regel mit der Geburt des ersten Kindes. Bis 1976 musste zudem der Ehemann einer Erwerbstätigkeit seiner Frau zustimmen. Auch wenn die Anzahl der Frauen, die ein Studium aufnahmen, anstieg, so waren soziale Herkunft und fehlende Vorbilder in akademischen Bereichen Hindernisse, die Ängste auslösten und manche Studentin zweifelte, ob die Universität der richtige Ort für sie war: »*Ich lebte immer mit der Angst, dass keiner merken möge, wie dumm ich eigentlich war und fragte mich, wie es wohl mit mir weitergehen möge, eine Familie wollte ich nicht*

6 Dormann, Frauenbewegung (wie Anm. 1) S. 240. «Zusammenfassend ist festzustellen, daß die Initiierung der Kinderladenbewegung eine emanzipatorische Erziehungsdiskussion in der Bundesrepublik überhaupt erst in Gang brachte. Die Infragestellung der herkömmlichen Frauenrolle, die Enttabuisierung der bundesdeutschen Kindergartendressur und die Propagierung der praktischen Erprobung emanzipatorischer Modelle gemeinschaftlicher Kindererziehung haben sowohl die private als auch die institutionelle Erziehungspraxis in den siebziger Jahren nachdrücklich verändert.»

7 Siehe: Françoise Thébaud/George Duby u. a. (Hg.), Geschichte der Frauen, Bd. 5: 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main, 1995, S. 561.

8 Vgl. hierzu den Aufsatz von Cöln in diesem Band.

und weibliche Vorbilder gab es keine».⁹ Die Stimmung gegenüber Frauen zeigt auch ein Tagebucheintrag der stud. jur. Ursula B., die die beste Klausur geschrieben hatte und in der Vorlesung aufgerufen wurde: »Da scheinen Sie ja einen guten Nebenmann gehabt zu haben[...]Warum wird uns Mädchen nichts zugetraut? Allenfalls Fleiß und nochmals Fleiß. Aber Intelligenz«?¹⁰

In Bonn war der Bildungsgrad von Frauen zu Beginn der 1970er Jahre aufgrund der sozialen Struktur der Bevölkerung (Beamte und Angestellte) im Vergleich zu anderen Universitätsstädten hoch. Der Studentinnenanteil lag 1972 bereits bei 32 Prozent, während er in NRW (ohne Dortmund und Bochum) durchschnittlich 22,6 Prozent betrug.¹¹ Wie an allen Hochschulen so waren auch die Bonner Studentinnen vor allem in den Fächern der Philosophischen Fakultät eingeschrieben. Die Studienabbruchquote war relativ hoch, 50 Prozent gaben persönliche Gründe an – Hauptgrund war die Heirat.¹² Die Zahl der verheirateten Studenten war in den 60er Jahren stark angestiegen von (von 6,3 auf 14,3 Prozent), und 33,6 Prozent der verheirateten Studentinnen hatten Kinder. 1970/71 gab es für 600 Studentenkinder in Bonn allerdings nur 20 Plätze in Kinderkrippen, was die schwierigen Rahmenbedingungen deutlich macht.¹³ Die Berufsperspektiven für Studentinnen, die häufig Sprachen, Soziologie oder Psychologie studierten, waren schlecht. Die Bonner Berufsberatungsstelle konstatierte, dass viele später in Sekretärinnenberufen tätig seien.¹⁴ Eine Ausnahme war die Psychologie- und Philosophiestudentin Ursula Lehr. Sie studierte, diplomierte und promovierte als Mutter von zwei kleinen Kindern am Psychologischen Institut bei Hans Thomae. 1968 folgte ihre Habilitation, in der Fakultät erlebte Ursula Lehr folgendes: »*Meine Habil- Schrift begutachteten 12 Kollegen, bei denen ich mich vorher vorzustellen hatte. Der Philosoph, Prof. Martin, meinte kritisch, an der Arbeit könne er nichts aussetzen, aber für mich als Frau wäre das wohl doch nicht der richtige Weg. Er fragte nach dem Beruf meines Ehepartners (eine Frage, die Herr Weinert und Herr Fröhlich, die sich kurz vor mir habilitierten, nicht gestellt bekamen) und wies schließlich auf die »verheerenden Zustände« an der Universität Heidelberg hin, wo zur Zeit eine Frau Dekanin sei: »Sie müssen mir versprechen, nie Dekanin zu werden«. Ich versprach es – und konnte dieses mein Versprechen halten, denn als ich an der Reihe war, das Dekanat zu*

9 Zitat aus einem persönlichen Interview, geführt von der Verfasserin mit einer Studentin der 1960er Jahre.

10 Akut Nr. 24, 18. Jg., Februar 1966, S. 7.

11 Florence Hervé, Studentinnen in der BRD. Eine soziologische Untersuchung (Kleine Bibliothek 33), Köln 1973, S. 102–103.

12 Hervé, Studentinnen (wie Anm. 11) S. 112.

13 Hervé, Studentinnen (wie Anm. 11) S. 112.

14 Hervé, Studentinnen (wie Anm. 11) S. 110–115.

übernehmen, wurde ich Bundesministerin«. ¹⁵ Ursula Lehr wurde 1970 auch eine der ersten Professorinnen der Philosophischen Fakultät.

Wie verschiedene Beiträge dieses Bandes zeigen, haben Studentinnen sich immer politisch und gesellschaftlich engagiert. Dass der AStA der Bonner Universität für das Studienjahr 1966/67 die Studentin der Germanistik und Romanistik, Madeleine Hackspiel, zur Vorsitzenden wählte, war ein Novum. In der Studentenzeitschrift ›Akut‹ stellt sie sich vor mit den Worten »Schimpfen Sie also nicht, dass man sich doch tatsächlich eine »Chefin« erkoren hat [...] Ich möchte Ihnen an dieser Stelle nur versichern, dass ich mich bemühen werde, meine Aufgaben, wenn auch »nur« als Dame – voll zu erfüllen und mich Ihres Vertrauens als würdig zu erweisen«. ¹⁶ Als eine der vordringlichsten Aufgaben im sozialen Bereich nennt sie die Unterstützung der Anliegen der verheirateten Studierenden, z. B. den Kindergartenausbau. ¹⁷ In ihrer Rede zur Begrüßung der neuen Studierenden, bei der seinerzeit noch üblichen feierlichen Immatrikulation im November 1966, heißt es, dem Zeitgeist der Reformen und den Aufgaben der studentischen Selbstverwaltung entsprechend: »Dabei sollten sie sich einmal Gedanken darüber machen, aus welchen Gründen die wissenschaftlichen Hochschulen der Bundesrepublik in eine Krise geraten sind. Keiner, der mit den Problemen vertraut ist, wird bezweifeln, daß neben der Studienreform eine Umstrukturierung der gesamten Hochschule notwendig ist«. ¹⁸

In den 1960er und 1970er Jahren war der AStA häufig Ansprechpartner der Studierenden bei sozialen Fragen und Problemen. Studentinnen suchten nach Zimmern in Wohnheimen nur für Studentinnen und fragten nach Ärzten, die Schwangerschaftsabbrüche vornahmen oder die Anti-Baby Pille verschrieben. So beschloss das Bonner Studentenparlament im Juni 1967 eine Liste von Ärzten zu erstellen, die die Pille verschrieben. ¹⁹ Großes Engagement zeigte der AStA beim geplanten Bau von Wohnheimen für studentische Ehepaare und Kinderkrippen. Zur Reform des §218 führten im Studienjahr 1970/71 viele ASten eine umfangreichen Fragebogenaktion ›für eine wissenschaftliche Untersuchung möglicher Gründe für Schwangerschaftsabbrüche junger Frauen‹ durch. ²⁰ Ein umfangreicher Fragebogen befindet sich in den Akten des AStA der Bonner Universität. ²¹

15 Ursula M. Lehr, in: Helmut Lück (Hg.), Psychologie in Selbstdarstellungen Bd. 4, Lengerich 2004, S. 214–238, hier S. 227.

16 Akut Nr. 25, 18. Jg. Mai 1966, S. 9.

17 Akut Nr. 25, 18. Jg. Mai 1966, S. 9.

18 Universitätsarchiv Bonn (UAB) AStA 81–95, 22 und 24.

19 Bericht des AStA Vorsitzenden R. Pörtner, in: Rheinische-Friedrich-Wilhelms Universität, Chronik des Akademischen Jahres 1966/67, Jg. 82, (Neuer Jahrgang 71), S. 63.

20 UAB, AStA 81–220, Korrespondenz II, SI.

21 Eine Beteiligung lässt sich nicht ermitteln.

Der Arbeitskreis Emanzipation

Erste Gesprächskreise von Frauen, die frauenpolitische Texte diskutierten, bildeten sich in Bonn 1967. »Schon 1967 hatte sich ein Diskussionszirkel von einem halben Dutzend Studentinnen gebildet. Diese Frauen hatten sich ursprünglich in einer Schulungsgruppe des Bonner SDS über das Marx'sche ›Kapital‹ getroffen. Dort haben wir sehr schnell festgestellt, als Studentinnen, dass wir eben nicht so ernst genommen wurden, und salopp gesagt, dass wir nur gut waren fürs Kaffeekochen und Flugblätter-Tippen, erinnert sich eine von ihnen, Florence Hervé²². Das Unbehagen darüber brachte die SDS-Frauen dazu, uns als Studentinnen zusammensetzen. Nun traf man sich in Privatwohnungen und las gemeinsam Simone de Beauvoirs *Das andere Geschlecht*«. ²³

Im April 1969 kam es zur Gründung des Arbeitskreises Emanzipation (AKE).²⁴ Ziel des AKE war es, sich für die politischen und gesellschaftlichen Interessen von Frauen zu engagieren und zur Demokratisierung von Gesellschaft und Universität beizutragen. Mitglieder im AKE waren neben Studentinnen auch Berufstätige und Hausfrauen. Eine der ersten öffentlichen Aktionen des Arbeitskreises war ein offener Brief an den Bundeskongress des Deutschen Gewerkschaftsbundes mit Vorschlägen zur Verbesserung seines Frauenprogramms.²⁵ Die Bonner Studentinnen wurden vom AKE bald nach seiner Gründung mit einem Flugblatt konfrontiert, das Zahlen und Fakten zur Perspektive ihres Studiums enthielt, denn: Nur jede sechste Studentin schaffte einen Abschluss, allenfalls der Lehrerberuf stand den meisten Frauen offen, nur 50 Prozent der Männer erlaubten ihren Ehefrauen später die Berufstätigkeit, ein Kind bedeutete in der Regel das Ende des Studiums und 82 Prozent der Professoren glaubten nicht an ernsthafte Studienabsichten der Studentinnen. Der AKE rief zur Mitarbeit auf und organisierte Veranstaltungen über Berufsperspektiven für Studentinnen und Akademikerinnen. Offene Kritik wurde an frauendiskriminierenden Vorlesungen und Seminaren geübt. So sah sich ein Professor im Seminar für Mädchenerziehung an der damaligen Pädagogischen Hochschule gezwungen, sein Seminar abzubrechen, nachdem es zu lautstarken Protesten wegen folgender Äußerung gekommen war: »Warum soll ein Mädchen in seinen besten Jahren [...] ihre Zeit durch wissenschaftliches Arbeiten vertun, wenn sie in

22 Florence Hervé ist eine deutsch-französische Journalistin und Mitbegründerin des Arbeitskreises Emanzipation.

23 von Hodenberg. Achtundsechzig (wie Anm. 2), S. 104.

24 Ein Gespräch mit Florence Hervé, in: FrauenPerspektiven, hrsg. v. Gleichstellungsbüro der Universität Bonn, Heft 23, WS 2008/09, S. 16.

25 Die Forderungen des AKE waren u. a. Kleinkindererziehung möge kein Hinderungsgrund für beruflichen Aufstieg sein, Staatliche Förderung und Finanzierung von Kitas, gleicher Lohn für gleiche Arbeit.

*dieser Zeit am leichtesten Kinder gebären könnte?*²⁶ Der NRW-Kultusminister wurde vom AKE zur Modernisierung der Lehrpläne aufgefordert, diese enthielten Rollenklischees wie: *»Im Wahlpflichtfach Physik sollte dem Experiment und dem Experimentieren große Bedeutung zugeschrieben werden, und die Frage, wieweit die Mathematisierung und wissenschaftstheoretische Vertiefung den Schülerinnen zumutbar sind, mit Sorgfalt bedacht werden.«*²⁷

Gemeinsam mit der Fachschaft und der Basisgruppe Medizin sowie dem Kritischen Arbeitskreis Krankenpfleger beteiligte der AKE sich an der Aktion »Hausschwangere«. Wie in vielen Universitätskliniken lebten auch in der Universitätsfrauenklinik Bonn noch zu Beginn der 1970er Jahre sozial schwache und finanziell nicht abgesicherte schwangere Frauen.²⁸ Für die kostenfreie Unterbringung in der Klinik mussten sie täglich fünf Stunden arbeiten, erhielten keinen Lohn, hatten keinen freien Tag, lebten zu Dritt in einem Zimmer, hatten sich an- und abzumelden, wenn sie die Klinik verlassen wollten, und spätestens um 20 Uhr mussten sie zurück sein. Die Schwangeren waren außerdem wichtige Untersuchungsobjekte im geburtshilflich-gynäkologischen Kurs für die Medizinstudierenden. Im Bericht einer Hausschwangeren vom 28.05.1970 heißt es: *»Einmal in der Woche müssen wir für Untersuchungen bei Studenten sein. Dabei ist es einmal passiert, dass einer Hausschwangeren schlecht wurde. Es wurde kurz das Fenster geöffnet, dann untersuchte man weiter.«*²⁹ Durch das Engagement der Studierenden und Krankenpfleger verbesserte sich die Situation: *»Seitdem bei uns Studenten waren, hat sich die Situation doch sehr geändert. Wir dürfen öfter rausgehen und die Kontrollen sind nicht mehr so streng.«*³⁰ Den engagierten Studierenden, die sich für die Situation der Hausschwangeren einsetzten, wurde allerdings durch den Klinikdirektor Hausverbot mit den Worten *»Dies ist nicht Ihre Affäre«*³¹ erteilt. Das Hausverbot hielt nur kurze Zeit, endlich standen Veränderungen an, in einem Aufsatz über die Frauenklinik ist folgendes vermerkt: *»Bis 1971 standen sog. Hausschwangere für den Schwangeren-Untersu-*

26 Margarete Müller, »Kinder kriegen statt studieren?«, in: Kölner Stadtanzeiger vom 13.7.1971.

27 UAB. Richtlinien für den Physikunterricht an höheren Schulen, zitiert nach: Arbeitskreis Emanzipation, Dokumentation, S. 25.

28 Hausschwangere gab es im Bonner Klinikum und vielen anderen Kliniken bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In einem Schreiben vom 29. Juli 1929 beklagt sich der Kurator der Bonner Universität beim Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung über das Abnehmen der Zahl der Hausschwangeren. Diese seien zum einen aus finanziellen Gründen notwendig, da sonst teures Personal für Reinigung etc. bezahlt werden müsse und zum anderen würden die Hausschwangeren für Unterrichtszwecke benötigt. vgl. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA) PK, I. HA Rep. 76 Kultusministerium, Va 10420. Bl. 249–250.

29 UAB, AStA 81, Nr. 173.

30 UAB (wie Anm. 27).

31 UAB (wie Anm. 27).

chungskurs zur Verfügung. Auf Druck gewisser Studentengruppierungen, die die Institution der Hausschwangeren als menschenunwürdig brandmarkten, wurden die Hausschwangeren entlassen und der Kursus ersatzlos gestrichen».³²

Aktionen für die ersatzlose Streichung des §218 gehörten zu den weiteren Schwerpunkten der AKE-Arbeit. Gesellschaftliche Reformen und kinderfreundlichere Bedingungen sollten die Entscheidung für ein Kind erleichtern. Der AKE forderte mindestens ein Jahr Urlaub für ein Elternteil, mehr Kinderkrippen und Ganztagschulen, Verbesserung des Wohnraumbedarfs etc.

In den knapp drei Jahren seines Bestehens war der AKE eine sichtbare politische Frauengruppe an der Bonner Universität und in der Stadt. Er machte systemimmanente, diskriminierende und frauenfeindliche Zustände und Inhalte öffentlich und war Teil bundesweiter Aktionen von Frauen. Der AKE hat mit dazu beigetragen, dass berufstätige Frauen und Studentinnen sich aktiv für ihre Interessen einsetzten und Frauenpolitik einen Platz in der Universität und der Stadt Bonn gefunden hatte. »Das weibliche Achtundsechzig brachte etwas qualitativ Neues in die Revolte ein: die Revolutionierung der Geschlechterrollen und die Freisetzung weiblicher Entscheidungsspielräume im Privaten«.³³

Die Emanzipationsbewegung und das erstarkte Selbstbewusstsein von Frauen trugen dazu bei, dass die Anzahl der Studentinnen in den 1970er Jahren erneut anstieg. Ihr Gesamtanteil im WS 1975/76 betrug 36,8 Prozent, davon studierten 44 Prozent an der Philosophischen Fakultät, 23 Prozent an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen und 8 Prozent an der Medizinischen Fakultät.³⁴ Ein Blick auf die Geschlechterverteilung innerhalb der Professorenschaft der Universität Mitte der 1970er Jahre zeigt, dass hier, bis auf eine Ausnahme, ausschließlich Professoren forschten und lehrten. Von den 279 ordentlichen Professuren im WS 1975/76 war nur eine Professur mit einer Frau besetzt, die Theoretische Chemie in der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät mit Sigrid Peyerimhoff. Unter den Emeriti sind im selben Vorlesungsverzeichnis die Historikerin Edith Ennen³⁵ und die Slavistin Margarete Wolter³⁶, beide Angehörige der Philosophischen Fakultät, verzeichnet.³⁷

32 Jost Brökelmann, Kleine Chronik der Universitäts-Frauenklinik Bonn, in: Universitätsblätter 1986, S. 27–41, hier S. 39.

33 von Hodenberg, Achtundsechzig (wie Anm. 2), S. 148.

34 Chronik der Rheinischen-Friedrich-Wilhelms Universität Bonn WS 1975/76, eigene Berechnung der Prozentzahlen.

35 Vgl. hierzu den Aufsatz von Leiverkus in diesem Band.

36 Die Slavistin Margarete Woltner (1897–1985) wurde 1960 als erste ordentliche Professorin an die Philosophische Fakultät der Universität Bonn berufen.

37 Zahlen: Eigene Recherchen der Verfasserin anhand des Vorlesungsverzeichnisses WS 1975/76.

Exkurs: Prof. Dr. Sigrid Peyerimhoff

Dieser Exkurs entstand im Rahmen eines persönlichen Gesprächs der Verfasserin mit Prof. Sigrid Peyerimhoff am 26. Oktober 2017. Er skizziert den Weg der weltweit anerkannten Wissenschaftlerin und Leibniz-Preisträgerin in die Wissenschaft, ihre Erfahrungen im Wissenschaftssystem und ihr Engagement für Frauen.

Die Pionierin

Als Sigrid Peyerimhoff 1972 den Ruf auf einen Lehrstuhl für Theoretische Chemie an der Universität Bonn annahm, war sie bis Mitte der 80er Jahre die einzige Professorin in der Fakultät. In der Geschichte der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät war sie die erste Frau, die auf eine ordentliche Professur berufen wurde. Als sie 1975 zur Dekanin gewählt wurde, bekleidete mit ihr erstmals eine Frau an der Bonner Universität dieses Amt und bis heute ist sie die einzige Professorin in diesem Amt in der Fakultät geblieben. Sigrid Peyerimhoff war Mitglied in vielen internationalen und nationalen einflussreichen akademischen und wissenschaftspolitischen Gremien. In den internationalen Gremien waren vor allem Wissenschaftlerinnen aus Frankreich und Schweden schon damals stark vertreten. Die amerikanischen Wissenschaftlerinnen sind ihr als besonders selbstbewusst und kämpferisch in Erinnerung geblieben. Sigrid Peyerimhoff war es immer wichtig, insbesondere Studentinnen und junge Wissenschaftlerinnen zu fördern und im Rahmen ihrer Möglichkeiten Institutionen der Frauenförderung zu unterstützen.

Der Weg in die Wissenschaft

Nach dem Abitur 1956 entschied Sigrid Peyerimhoff sich für das Studienfach Physik, zur damaligen Zeit eher ungewöhnlich für ein junges Mädchen. Warum Physik? Ihrer Physiklehrerin war es gelungen, sie für das Fach zu begeistern und ihr 11 Jahre älterer Bruder hatte bereits Physik und Mathematik studiert. Im Elternhaus in Heidenheim wohnte ab 1945 der Physiker Gottfried Möllenstedt, der zu Kriegsende aus Danzig geflohen und von der amerikanischen Militärregierung im Elternhaus einquartiert worden war. Er baute im Keller ein Elektronenmikroskop auf, bei dem der Bruder mit Begeisterung half und welches die Schwester [Sigrid Peyerimhoff] mit großer Neugierde verfolgte.

Sigrid Peyerimhoff studierte in Gießen, weil sie an ihrem Wunschort Tübingen kein Zimmer fand. Akademische Lehrerinnen gab es keine, und sie er-

innert sich an nur drei weitere Kommilitoninnen in ihrem Fach. Recht bald wurde ihr eine Stelle als Studentische Hilfskraft für 100 DM im Semester angeboten. Die Diplomarbeit schrieb sie in der Experimentalphysik. Sie untersuchte eine Hochfrequenzionenquelle mit dem Ziel, diese als Ionentriebwerk für die Raumfahrt zu nutzen. Dabei fielen etliche Arbeiten in der mechanischen Werkstatt an, mit der Werkstatt war die Zusammenarbeit für sie, als Frau, nicht gerade einfach. Die erste Veröffentlichung dieser Arbeit zeigt allerdings, dass Sigrid Peyerimhoff auch für theoretische Fragen sehr aufgeschlossen war.

Nach der Diplomprüfung im Fach Theoretische Physik bot der Prüfer ihr eine Assistentenstelle an seinem Lehrstuhl an. Sigrid Peyerimhoff sagte zu, arbeitete in ihrer Dissertation im Bereich Theoretische Physik an einem Thema der Molekülphysik und war zwei Jahre später, 26 Jahre alt, promovierte Physikerin.

In den USA fanden die für sie interessantesten Forschungen statt. Über das Cusanuswerk erhielt Peyerimhoff ein VW-Stipendium, mit welchem sie an die University of Chicago ging, dem damaligen wissenschaftlichen Zentrum für Molekülberechnungen. Für kurze Zeit kehrte sie zurück nach Gießen, um dann erneut für ein Jahr in die USA, nach Seattle zu gehen. Die Universität Princeton lud Sigrid Peyerimhoff schließlich zu einem einjährigen Forschungsaufenthalt ein. Dort erlebte sie nach eigenen Schilderungen »einen richtigen wissenschaftlichen Schub«. Sie publizierte erfolgreich und wurde an ihrer Heimatuniversität in Gießen gefragt, ob sie nicht eine Habilitationsarbeit anfertigen wolle. 1967 habilitierte sie sich, wurde Gastprofessorin an der Universität Mainz und erhielt wenig später dorthin einen Ruf auf eine unbefristete C3 Professur in Theoretischer Chemie, einem neuen Fachgebiet. In diese Zeit fallen auch häufige kurzfristige Gastaufenthalte an der University of Nebraska in Lincoln, mit einer sehr produktiven Zusammenarbeit über längere Jahre mit Robert Buenker

Professorin und Leibniz-Preisträgerin

Auf die erste Berufung folgten zeitgleich Rufe an das Hahn-Meitner-Institut in Berlin, an die Universität Bochum und die Universität Bonn, jeweils auf C4-Professuren. Ihre Wahl fiel auf Bonn, »vor allem, weil es hier schon damals einen ausgezeichneten Rechner gab, der für meine Forschung wichtig war« betont sie. Frau Peyerimhoff erinnert sich; die Bonner Berufungskommission habe schon überlegt, ob man ihr diese Stelle zutrauen könne, denn eigentlich war alles irgendwie »doppelt fremd«. Sie war eine Frau, das Fach Theoretische Chemie noch relativ neu für die Mitglieder der Kommission. Es waren aber positive Signale nach Bonn gesendet worden. Besondere Unterstützung habe sie immer von Wolfgang Paul, dem späteren Nobelpreisträger, erhalten.

In der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät wurde Sigrid Peyer-

imhoff als die einzige Professorin bei den Fakultätssitzungen oft mit »Meine Herren« begrüßt. Als Mitglied in Berufungskommissionen irritierten sie zunehmend Bemerkungen von Kollegen zum Aussehen von Bewerberinnen und kritischen Fragen zu deren Familienstatus.

Ihr Institut war lebendig und – dank Alexander-von-Humboldt- und DAAD-Stipendiatinnen und Stipendiaten – immer sehr international. Es gab ein Klavier, auf dem – mit ihr auch vierhändig – gespielt wurde, ihre Gruppe fuhr zum Segeln und von Anfang an kamen mehr weibliche Studierende zu ihr als zu den männlichen Kollegen. Wissenschaftlerinnen, insbesondere mit Kindern, galt ihr besonderes Augenmerk z. B. bei der Festlegung von Terminen für Meetings und Colloquien. Als Dekanin förderte und ermutigte sie junge Frauen auf deren wissenschaftlichem Weg. Ihre Erfahrung und ihr Rat waren und sind gefragt. Die Vereinbarkeit von Familie und Wissenschaft sei nur in einer sich gegenseitig unterstützenden und fördernden Partnerschaft möglich, resümiert sie.

Die Mittel des Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preises 1989 ermöglichten die Unterstützung vieler junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, nicht nur in der Promotionsphase, sondern auch zur Habilitation und auf dem weiteren wissenschaftlichen Weg. Von den Professorinnen im Fach Theoretische Chemie in Deutschland waren etliche – zumindest für einige Zeit – in ihrer Ausbildungsphase am Bonner Institut tätig.

In den 1980er Jahren, der Zeit der Einführung der Frauenbeauftragten und Frauenförderung an Hochschulen, begleitete Frau Peyerimhoff konstruktiv die Initiativen der AG Frauenforschung der Universität Bonn und des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung NRW. Sie forderte mehr Stellen und Stipendien für Doktorandinnen sowie finanzielle Unterstützung für Postdoktorandinnen. Die Stellungnahme der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät an das Ministerium enthielt ihre Vorschläge. In einem Schreiben bat sie die AG Frauenforschung, sich vorrangig für die »intensive Förderung von Wissenschaftlerinnen« einzusetzen.

Wissenschaft und das universitäre Umfeld bereiten ihr heute noch viel Freude und geben ihr Energie, insbesondere der Umgang mit den jungen Leuten.

Wahrnehmung der Unterrepräsentanz

Statistische Erhebungen über die Entwicklung des Professorinnenanteils an den deutschen Universitäten insgesamt gibt es seit Beginn der 1980er Jahre. Die Unterrepräsentanz von Frauen auf akademischen Positionen wurde ab diesem Zeitraum öffentlich wahrgenommen und nicht zuletzt auf Druck der Frauenbewegung und von Berufsverbänden, wie beispielsweise dem Deutschen Aka-

demikerinnenbund,³⁸ wurden in der jährlichen Hochschulstatistik geschlechtsdifferenzierte Daten ausgewiesen.³⁹

Die Bildungsreform der 1970er Jahre hatte den Bau neuer Hochschulen und die Einrichtung von Professuren und Mittelbaustellen zur Folge. Die Studierendenzahl stieg sowohl an den Reformuniversitäten des Ruhrgebiets als auch an den Traditionsuniversitäten Nordrhein-Westfalens. Mehr Mitbestimmung und mehr Rechte, von der Ordinarien- zur Gruppenuniversität – diese Ziele und Forderungen waren nun gesetzlich festgeschrieben. In der Bonner Universitätsverfassung von 1969 wurden die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zum ersten Mal erwähnt und hatten durch den ›Rat der wissenschaftlichen Mitarbeiter‹ eine Vertretung, die bei Personalangelegenheiten mitentscheiden konnte. Der akademische Mittelbau bestand zu etwa 20 bis 25 Prozent aus Frauen,⁴⁰ sie waren von Anfang an im neu gegründeten Rat aktiv. Besonders engagierte sich die Leiterin der Bibliothek des Kunsthistorischen Instituts, die Kunsthistorikerin Gisela Mühlens (1940–2011) für Frauenthemen und die Einrichtung des Amtes der Frauenbeauftragten. Sie war in vielen universitären Gremien vertreten und ein wichtiges Anliegen war ihr schon damals die Durchsetzung der geschlechtergerechten Sprache⁴¹ im Schriftverkehr und den offiziellen Dokumenten und Ordnungen der Universität.⁴² Auch die Gruppenvertretung der Mitarbeitenden aus Technik und Verwaltung⁴³ sowie die Vertretungen des AStA haben diese Forderung von Anfang an unterstützt.

38 »Der Deutsche Akademikerinnenbund wurde auf Anregung von Marie Elisabeth Lüders am 11. Mai 1926 in Berlin gegründet mit dem Ziel, »die deutschen Akademikerinnen zur Sicherung des Einflusses und der Geltung der akademisch gebildeten Frauen im deutschen Kulturleben, zur geistigen und wirtschaftlichen Förderung und zur Vertretung ihrer beruflichen Interessen zusammenzuschließen«. Dem ersten Vorstand gehörten neben Marie Elisabeth Lüders u. a. Agnes von Zahn-Harnack, Ilse Szagunn und Margarete von Wrangell an.« https://de.wikipedia.org/wiki/Deutscher_Akademikerinnenbund.

39 Sylvia Paletschek, Berufung und Geschlecht. Berufungswandel an bundesrepublikanischen Universitäten im 20. Jahrhundert, in: Christian Hesse/Rainer Christoph Schwinges (Hg.), Professorinnen und Professoren gewinnen – Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas, Basel 2012, S. 307–349, hier S. 327.

40 Akademischer Mittelbau. Ein Interview mit Wolfgang Schmiedecken, in: FrauenPerspektiven, hrsg. v. Gleichstellungsbüro der Universität Bonn, Heft 26, Studienjahr 2011/12, S. 24.

41 Anm. der Verfasserin: Bis heute wurde das Thema ›geschlechtergerechte Sprache‹ in verschiedenen Gremien immer wieder diskutiert und nicht konsequent umgesetzt.

42 FrauenPerspektiven, Heft 26 (wie Anm. 40), S. 24.

43 Besonders erwähnt werden muss Lilo Pfeffer, die sich im Konvent und Senat als Vertreterin ihrer Gruppe immer wieder für eine geschlechtergerechte Sprache eingesetzt hat, ebenso ihre Nachfolgerin, die Senatorin Christiane Kühn.

Arbeitsgemeinschaft Frauenforschung / Forum Frauen- und Geschlechterforschung

Die Themen der Neuen Frauenbewegung verlangten neben politischen Lösungen auch die Erforschung der Ursachen, die zur gesellschaftlichen Benachteiligung der Frau und Hierarchisierung der Geschlechterverhältnisse geführt hatten. Die Frauenforschung,⁴⁴ entstanden als feministische⁴⁵ Forschung, kritisierte männlich geprägte Wissenschafts- und Hochschulstrukturen. Die Soziologin und Frauenforscherin Sigrid Metz-Göckel⁴⁶ schreibt: »Die Frauenforschung ist somit sowohl in der sozialen Bewegung als auch in der Wissenschaft verankert«⁴⁷. Dabei interessierte immer die Frage, ob das Geschlecht von Forscherinnen und Forschern Einfluss auf Themen und Forschungsergebnisse habe und ob Wissenschaft neutral, allgemeingültig und objektiv sein kann. An der Universität Bonn waren es die Soziologin und Akademische Rätin Marianne Krüll und ihre Kollegin Helga Albersmeyer, die im SS 1982 das Seminar ›Feminismus als soziale Bewegung‹ durchgeführt und beschlossen hatten, in den Bonner Universitätsnachrichten Dozentinnen und Studentinnen, die an frauenspezifischen Themen arbeiteten, zu einem Treffen einzuladen. »Geplant war ein lockerer Austausch darüber, welche Erfahrungen Frauen mit feministischen Themen in unserer ehrwürdigen Uni gemacht hatten, in welchen Fachbereichen überhaupt Frauen arbeiteten. Sehr schnell entstand die Idee zu einer Vortragsreihe, in deren Rahmen Frauen, die an der Uni Bonn über Frauenthemen geforscht haben, ihre Arbeiten vorstellen konnten«.⁴⁸ In der Ankündigung zur ersten Vortragsreihe heißt es: »Forschung von Frauen ist bestrebt, die eigenen Interessen, Probleme, Tätigkeiten, Lebensbedingungen usw. aus der eigenen Betroffenheit als Frau und der erlebten Unterdrückung heraus zu thematisieren«.⁴⁹ Zum ersten Treffen kamen 30 Frauen, viele von ihnen – so wie auch Männer – hatten befristete Stellen. Einige Frauen baten im Anschluss, ihre Mitarbeit zu

44 Als Frauenforschung wurde die Forschung von Frauen für Frauen über Frauenthemen bezeichnet.

45 Anm. der Verfasserin: Der Begriff ›Feminismus‹ stammt aus dem 19. Jahrhundert, er stand für Emanzipation.

46 Sigrid Metz-Göckel, Professorin (em.) an der Universität Dortmund, gründete 1980 den Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen NRW, der sich ab den 1980er Jahren für Frauenförderung und Frauenforschung einsetzte. Später wurde der Arbeitskreis in Netzwerk Frauenforschung NRW umbenannt.

47 Sigrid Metz-Göckel, »Permanenter Vorgriff auf die Gleichheit«, Frauenforschung in Westdeutschland. In: Gisela Herwig, Hildegard Nickel (Hg), Frauen in Deutschland 1945–1992, Bonn 1993, S. 408.

48 Alma mater&konsortinnen, frauenforschungsgruppe bonn, Bonn 1984, S. 7.

49 Studium Universale, FRAUENFORSCHUNG, Vortragsreihe, Frauenforschung an der Universität Bonn, SS 1983.

rückzustellen, da sie um ihre akademische Karriere fürchteten oder Angst vor persönlichen Nachteilen hatten.

Im darauf folgenden Semester startete erfolgreich die erste Vortragsreihe⁵⁰ im Rahmen des ›Studium Universale‹⁵¹ unter dem Stichwort ›Studium Feminale‹. Themen waren u. a. »Frauen-Sprache«, »Biographie und Wissenschaft«, »Vergewaltigung als gesellschaftliches Problem.« Der Bonner General-Anzeiger (GA) betitelte seinen Beitrag dazu mit: »Weibliche Realität wurde und wird vernachlässigt. Bonner Studentinnen und Wissenschaftlerinnen betreiben ›Frauenforschung‹.«⁵² Es folgten Vorträge zur Situation der Frauen an der Hochschule, zur feministischen Kunstgeschichte und zur feministischen Theologie. In einem weiteren GA-Artikel hieß es, dass Frauen, die zu den Vorträgen kämen, ihre Männer nicht an der Garderobe abzugeben brauchten. Dieser Beitrag und weitere ›Gerüchte‹ lösten in der Senatskommission für das Studium Universale heftige Diskussionen aus. Den Vorträgen wurde Unwissenschaftlichkeit unterstellt und der sogenannten feministischen Wissenschaft wollte man in der Universität keinen Platz einräumen,⁵³ die Reihe sollte nicht fortgeführt werden. Man forderte, dass ein Professor für die Wissenschaftlichkeit grade stehen müsse, die Verantwortliche [Marianne Krüll] sei nicht einmal habilitiert und dürfe folglich keine Vortragsreihen leiten, vortragenden Studentinnen wollte man das Wort nicht erteilen. Die Historikerin Annette Kuhn⁵⁴ erklärte sich sofort bereit, die Verantwortung zu übernehmen. Die Kommission aber blieb bei ihrem Beschluss. Später klärte sich (fast zufällig durch ein Mitglied der Senatskommission für das Studium Universale) auf, dass es gar keinen Beschluss geben konnte. Unter dem Tagesordnungspunkt ›Berichte‹ war über die Reihe gesprochen worden, hier aber konnten formal keine Beschlüsse gefasst werden. Mit Unterstützung des AStA Frauenreferats wurden die Vorträge fortgeführt. Der amtierende Rektor der Universität, der Theologe Franz Böckle, setzte sich nun persönlich für eine Lösung des Konflikts ein. Nach einem Gespräch mit den Verantwortlichen beider Seiten befürwortete er auf einer Sitzung des Studium Universale die Fortführung der Frauenforschung und der Vorträge, die Ein-

50 Etwa 200 Teilnehmende versammelten sich im Hörsaal 9.

51 Im Rahmen des Studium Universale bot die Universität verschiedene Veranstaltungen und Führungen für die interessierte Öffentlichkeit an.

52 General-Anzeiger vom 29/30. 10. 1983, ein Beitrag von Marion Kretz.

53 »Schon an den Titeln der Vorträge kann man sehen, daß sie nicht wissenschaftlich sind« oder: »Wer Qualität hat, muss ja mindestens Doktor, besser noch habilitiert sein.« Typoskript, April 1984, unveröffentlicht, aus Ordnern der AG Frauenforschung.

54 Annette Kuhn war zunächst Professorin für Geschichte und ihre Didaktik an der Pädagogischen Hochschule der Rheinlande in Bonn. Nach Auflösung der Pädagogischen Hochschule war sie Professorin an der Pädagogischen Fakultät der Universität Bonn. Die Denomination ihrer Professur wurde um das Lehrgebiet Frauengeschichte erweitert. Zu A. Kuhn siehe das Kapitel ›Frauenforschungsprofessuren‹ in diesem Beitrag.

richtung einer ›Arbeitsgemeinschaft Frauenforschung‹ sowie deren zukünftige Integration in das Studium Universale. Ins Vorlesungsverzeichnis der Universität wurde die AG nun mit folgender Zielsetzung aufgenommen: »Förderung und Anregung von Frauenforschung mit feministischer Perspektive in allen Fächern und auf allen Ebenen (Studentinnen, Mittelbau, Professorinnen) der Universität. Förderung und Anregung von interdisziplinärer Zusammenarbeit zu einzelnen frauenspezifischen Themen in Forschung und Lehre. Vermittlung von Informationen über Frauenforschung durch Veranstaltungen (Vorträge, »Forum Studium Feminale«, Seminare usw.). Laufende Dokumentation von frauenspezifischen Themen verschiedenster Art an der Universität Bonn.«⁵⁵ Zur besseren Einschätzung der Forschungsinteressen, der Situation von Frauen in den Instituten und der Lage der Studentinnen verschickte die AG einen Fragenkatalog an Professorinnen und Dozentinnen der Universität. Viele Wissenschaftlerinnen schilderten daraufhin eigene Benachteiligungen sowie Diskriminierungen und sexuelle Belästigungen von Studentinnen, von denen sie erfahren hatten.⁵⁶

Unter dem Titel ›alma mater & konsortinnen‹ erschien 1984 eine erste umfangreiche Vortragsveröffentlichung der AG mit Einführungen zur Frauenforschung, Erläuterungen zum Selbstverständnis der Gruppe sowie der Konzeption der Vortragsreihe.⁵⁷

In Zusammenarbeit mit der AG fand im Mai 1985 in Bonn unter Leitung von Annette Kuhn das sechste internationale Historikerinnentreffen mit ca. 600 Teilnehmerinnen statt. In 12 Sektionen diskutierten die Teilnehmerinnen über klassische und aktuelle Themen, präsentiert wurden neue Quellen und Forschungsergebnisse. Vor allem aber, so Kuhn, verfolgten die Historikerinnen »eine Perspektivveränderung bzw. -erweiterung. Das bedeute auch: Zurück zu den Quellen. Als eine Form dieser Neuorientierung haben sich die in den letzten Jahren entstandenen Geschichtswerkstätten, die eine Aufarbeitung der Geschichte von unten versuchen, erwiesen.«⁵⁸

Die Arbeitsgemeinschaft Frauenforschung entwickelte sich in den 1980er Jahren zu einem Forum, in welchem Frauen ihre wissenschaftlichen Arbeiten

55 Arbeitsgemeinschaft Frauenforschung (Hg), TROTZ ALLEDEM... 10 Jahre Frauenforschung an der Universität Bonn. Bonn 1992, S. 15.

56 Einige Zitate aus den Antwortschreiben: »Wie mir Studentinnen unseres Seminars berichten, ist einer meiner männlichen Ordinarienkollegen ständig auf der Suche nach Sexualpartnern unter den von ihm zu betreuenden Studentinnen.« Benachteiligung in gleicher Weise, wie sie in unserer Gesellschaft für alle Frauen gegeben ist, die Unabhängigkeit und berufliche Karriere anstreben.« »Eine besondere Benachteiligung von Frauen sehe ich in den äußerst geringen Möglichkeiten der wissenschaftlichen Qualifikation.« Unveröffentlichtes Typskript.

57 frauenforschungsgruppe bonn (Hg.), alma mater&konsortinnen, Bonn 1984.

58 Sechstes Historikerinnentreffen in Bonn. Frauen untersuchen ihre eigene Geschichte. Bonner Universitäts Nachrichten, Nr. 160, Mai Juni 1985, S. 52.

vorstellen und diskutieren konnten. Neben der Vortragsreihe wurden Symposien⁵⁹ veranstaltet, Projekte angestoßen, Publikationen veröffentlicht und Rundbriefe erstellt. Durch die Aktivitäten der AG entstand eine Vielzahl neuer Arbeitskreise an der Universität, die sich fachspezifischen Frauenthemen widmeten.⁶⁰ 1987 gründete sich am Seminar für Geschichte um Annette Kuhn die Arbeitsgemeinschaft Frauengeschichte.⁶¹ »Sie [AG Frauengeschichte] will die Stadtgeschichte Bonns gegen den Strich lesen und sie vor allem mit feministischem Anspruch betrachten, um eine andere, erweiterte Sicht von Geschichte als Geschichte von Frauen und Männern zu verbreiten.«⁶² Diese Arbeitsgemeinschaft führte schon bald thematisch so unterschiedliche Stadtrundgänge wie »Bedeutende Bonnerinnen und ihre Gräber auf dem Alten Friedhof« oder »Hexenverfolgung in Bonn« durch. Im Rahmen ihrer Arbeit entstand eine Vielzahl von Publikationen⁶³ zur Bonner Frauengeschichte. Bis heute veranstalten zwei der Gründerinnen, Ulrike Just und Susanne Wilking, diese Stadtrundgänge.

Die AG Frauenforschung konnte mehrere Jahre eine wissenschaftliche Mitarbeiterin im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme finanzieren. Unterstützung für Vorträge und Publikationen sowie für Hilfskräfte erhielt die AG später auch aus Mitteln der Frauenbeauftragten. 1990, schon kurz nach der Wende, organisierte die AG eine dreitägige Tagung zum Thema »Frauen – Alltag – Forschung. Weibliche Lebenskultur in beiden Teilen Deutschlands.«⁶⁴ Ziel war es, die Forschung von und über Frauen aus beiden Teilen Deutschlands zusammen zu bringen und Kontakte zwischen Wissenschaftlerinnen zu intensivieren. Der Hauptteil der Arbeit hierzu wurde ehrenamtlich von der Historikerin und Politikwissenschaftlerin Anne Vechtel geleistet.

Zum 10jährigen Jubiläum im November 1992 erschien die Broschüre »TROTZ ALLEDEM« mit Grußworten, einer Chronologie der Aktivitäten sowie persönlichen Erfahrungsberichten. Die Stelle der langjährigen Mitarbeiterin sollte umgewidmet werden, was nicht gelang. Die Stelleninhaberin arbeitete kurzzeitig

59 Z. B. 1988 »Wege aus der männlichen Wissenschaft – Perspektiven Feministischer Erkenntnistheorie«. 1989 »Kunst und Wissenschaft von Frauen – Feministische Beiträge zur Erneuerung von Kunst und Wissenschaft«.

60 Z. B. »Europäische Frauenliteratur des 19. Jahrhunderts«, »Frauen an der Hochschule«, »Feministische Theologie« aus: Faltblatt der Arbeitsgemeinschaft Frauenforschung vom November 1984.

61 Zu den Gründerinnen gehörten: Ulrike Just, Anne Vechtel, Susanne Wilking.

62 Fraueninformationsblatt Universität Bonn, Nr. 2, SS 1990. Die Frauenbeauftragte (Hrsg.) S. 17.

63 Z. B. Susanne Wilking, Anne Vechtel (Hg.). »Von Stadtfrauen, Ratsmüttern und Emanzen: Weibliche Stadtverordnete in Bonn von 1945 bis 1969«, Bonn 2001.

64 Eine Dokumentation der Tagung erschien 1992: Frauenalltag. »Weibliche Lebenskultur in beiden Teilen Deutschlands«, Köln 1992.

ehrenamtlich und es folgte weitere ehrenamtliche Tätigkeit von AG-Mitgliedern. Die Gründerin, Marianne Krüll, hatte sich bis zur Pensionierung ohne Bezüge von der Universität beurlauben lassen und bat darum, sich von der Verantwortung für die AG zurückziehen zu können. Vortragsreihen, Kolloquien und Veranstaltungen zum Dies Academicus wurden weiterhin erfolgreich durchgeführt. Helga Lorentz führte von 1993 bis 1999 die Geschäfte der AG, auch zum größten Teil ehrenamtlich. Anschließend übernahm Irmtraud Fischer – C4-Professorin für Altes Testament und Theologische Frauenforschung – bis zu ihrem Weggang an die Universität Graz die Leitung [siehe Exkurs »Frauenforschungsprofessuren – Irmtraud Fischer«].

Die Amerikanistin, Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Sabine Sielke⁶⁵ leitete die AG von 2004 bis 2012. Der aktive Kreis um Sabine Sielke entschied sich für die Umbenennung der AG in »Forum Frauen- und Geschlechterforschung«. Als Genderforscherin und Theoretikerin startete sie 2004 mit einer Podiumsdiskussion zum Thema »Gender: Kultur: Wissenschaft – Positionen und Perspektiven« sowie mit der Vortragsreihe »Gender: Kultur: Wissenschaft – Gratwanderungen aktueller Geschlechterforschung«. Anspruch des Forums war es, den transdisziplinären Dialog über zentrale Fragestellungen der Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität zu fördern.⁶⁶ 2007 wurde gemeinsam mit den Gründerinnen Marianne Krüll und Annette Kuhn sowie vielen Mitgliedern der Universität das 25jährige Bestehen der AG/des Forums gefeiert. In den neu möblierten Räumen stellte Sabine Sielke die dort untergebrachte »Paul und Vera Wagner Collection« vor, eine umfangreiche Schenkung des Hypatia Trust (Pencance, Cornwall) mit Texten u. a. zur Frauengeschichte, feministischen Forschung, (Auto-) Biografien bekannter Frauenfiguren und Literatur von Autorinnen. Die Spenderin, Melissa Hardie, war anwesend.

Ideenreich, sehr öffentlichkeitswirksam und viel beachtet waren Sabine Sielkes Aktivitäten im Forum, zu denen auch Tagungen, das Forschungsprojekt »Verschleierungstaktiken« sowie (Buch-) Publikationen⁶⁷ gehörten. Ein Novum waren Podiumsdiskussionen zu Berufsperspektiven für Geisteswissenschaftlerinnen und Vorstellungen einzelner Tätigkeitsfelder wie Politik und Medien mit prominenten Absolventinnen der Universität. Für das Forum Frauen- und Ge-

65 Sabine Sielke wurde 2001 an die Universität Bonn berufen. Sie ist Inhaberin des Lehrstuhls für die Literatur und Kultur Nordamerikas, sie leitet das North American Studies Program und das German-Canadian Centre.

66 FrauenPerspektiven, hrsg. v. Gleichstellungsbüro der Universität Bonn, Heft 19, WS 2004/05, S. 32.

67 Z.B. Gender Talks: Geschlechterforschung an der Universität Bonn. Transcription / Cultures – Concepts – Controversies / Kulturen – Konzepte – Kontroversen. Sabine Sielke/Anke Ortlepp (Hg.). Frankfurt am Main 2006; Verschleierungstaktiken: Strategien von eingeschränkter Sichtbarkeit, Tarnung und Täuschung in Natur und Kultur. Anne-Rose Meyer und Sabine Sielke. Transcription 5. Frankfurt am Main 2011.

schlechterforschung wurden ab 2012 keine Mittel mehr zur Verfügung gestellt. Mit Themen und Fragestellungen der Frauen- und Geschlechterforschung beschäftigt sich u. a. das Zentrum für Kulturwissenschaft / Cultural Studies.

Institutionalisierung der Frauenbeauftragten

Als eine zentrale Aufgabe der Hochschulen war im Jahr 1987, in der vierten Novelle des Hochschulrahmengesetzes, die Beseitigung der für Wissenschaftlerinnen bestehenden Nachteile formuliert worden. Das Wissenschaftsministerium NRW legte die »Grundsätze zur Frauenförderung« vor, welche in den Hochschulen diskutiert werden sollten.

Die AG Frauenforschung, die Personalräte, der Rat der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, nichtwissenschaftliche⁶⁸ und wissenschaftliche Mitarbeiterinnen, das AStA-Frauenreferat sowie ein studentischer Arbeitskreis »Frauenbeauftragte« schlossen sich zur Gruppe »Frauen an der Universität Bonn« zusammen, um u. a. die Einrichtung des Amtes der Frauenbeauftragten vorzubereiten. Ein Blick auf die Statistik der Universität Bonn zur Jahreswende 1986/87 zeigt, dass es unter den C4- und C3-Professuren 10 Professorinnen und 424 Professoren gab, was einem Professorinnenanteil von 2,3 Prozent entsprach, der Studentinnenanteil betrug bereits 46,6 Prozent.⁶⁹ Sowohl das Ministerium für Wissenschaft und Forschung, als auch die neuen Zusammenschlüsse von Wissenschaftlerinnen in NRW⁷⁰ verlangten von der Politik, Maßnahmen zur Verbesserung des Wissenschaftlerinnenanteils vorzulegen. Die AG Frauenforschung forderte neben der Förderung frauenspezifischer Lehrinhalte und der Einrichtung von Frauenforschungsprofessuren bereits 1987 u. a. Frauenförderpläne mit Quoten, die Besetzung von Berufungskommissionen mit mindestens einer Frau und die Bevorzugung von Bewerberinnen bei gleicher Qualifikation. Im Falle von Familienpflichten sollte es für beide Elternteile dienstrechtliche Regelungen geben. Frauenforschung, Frauenförderung, Frauenbeauftragte – die frauenpolitischen Aktivitäten und Forderungen waren in der Politik angekom-

68 Anmerkung der Verfasserin: Diese Bezeichnung wurde bis zur Umbenennung für die Gruppe der Mitarbeitenden aus Technik und Verwaltung verwendet.

69 Angaben Abt. 2.2. DV und Statistik der Universität Bonn, ohne Medizinische Einrichtungen, einschließlich der Pädagogischen Fakultät, zusammengestellt von Marianne Krüll. Unveröffentlicht, aus Ordnern der AG Frauenforschung.

70 Besonders zu erwähnen ist hier der 1980 gegründete Arbeitskreis der Wissenschaftlerinnen an den Hochschulen NRW, in einem Memorandum forderte der Kreis schon damals die Quotierung von Wissenschaftlerstellen und eine geschlechterparitätische Besetzung von Gremien. Gemeinsam mit der damaligen Wissenschaftsministerin Anke Brunn gründete der Arbeitskreis 1986 das Netzwerk Frauenforschung, welches später in Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW umbenannt wurde.

men und die Universität Bonn musste sich in ihren Gremien damit auseinandersetzen.

Das Rektorat hatte bis Januar 1987 um Stellungnahmen der Fakultäten, Personal- und Studierendenvertretungen zu den ›Grundsätzen zur Frauenförderung‹ gebeten. Erarbeitet wurden diese von der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen, der Philosophischen, der Pädagogischen und der Katholisch Theologischen Fakultät sowie von Rat und Personalrat der wissenschaftlichen Mitarbeiter, der AG Frauenforschung und dem Autonomen Frauenreferat des AstA. Im Januar war vom Senat eine ad-hoc-Kommission zur Erarbeitung einer einheitlichen Beschlussvorlage gebildet worden. Die Vorsitzende der Kommission, die Juristin Brigitte Knobbe-Keuck berichtete dem Senat im Februar 1987, dass die Meinungen zu unterschiedlich seien und eine einheitliche Vorlage nicht erstellt werden konnte. Die Stellungnahmen reichten von weitest gehender Zustimmung bis hin zu erheblichen rechtlichen Bedenken. Empfohlen wurde, alle vorliegenden Stellungnahmen an das Ministerium zu schicken. Die Vorsitzende trug dem Senat ihre eigene Einschätzung zu den Grundsätzen zur Frauenförderung vor.⁷¹ Frauenfördermaßnahmen waren für sie grundgesetzwidrige Reglementierungen, Frauenbeauftragte nicht notwendig und Frauenförderungspläne stellten »eine Herabwürdigung von Frauen dar, die es geschafft haben, eine Hochschulkarriere zu machen«.⁷² Der Senat beschloss mit 11 Stimmen Mehrheit bei neun Gegenstimmen und vier Enthaltungen, die mündlich vorgetragenen Äußerungen der Kommissionsvorsitzenden Brigitte Knobbe-Keuck als Stellungnahme des Senats⁷³ sowie die Stellungnahmen der Gruppen und Fakultäten ans Ministerium zu senden. Als besonders gefährdet sah man das Kooptationsrecht der Fakultäten bei Berufungen, da die Berufung Aufgabe der Hochschule sei und die letzte Instanz nicht das Ministerium sein könne. Die Aufgaben einer Frauenbeauftragten wurden als »Eingriff in die akademische Freiheit des einzelnen und der Hochschulgremien«⁷⁴ bezeichnet. Da über einen Antrag, der nicht schriftlich vorlag, abgestimmt worden war, verließen die Senatoren des Rats der wissenschaftlichen Mitarbeiter sowie die studentischen Senatoren die

71 UAB, Senat 161–136, 12.2.1987, TOP 8, Frauenförderung, S. 11.

72 Zitiert nach Typoskript vom 13.3.1987, Marianne Krüll, Skandal an der Bonner Uni.

73 »Jeder Deutsche hat gem. Artikel 33 Abs. 2 GG nach seiner Eignung, Befähigung und fachlichen Leistung gleichen Zugang zu jedem öffentlichen Amt. Dies gilt gleich, ob das Dienstverhältnis beamtenrechtlich oder arbeitsrechtlich verfaßt ist. Nach der Verfassung sind für den Zugang zu öffentlichen Ämtern allein geschlechtsindifferente Merkmale, nämlich Eignung, Befähigung und fachliche Leistung maßgebend. Damit verstößt jede Befrachtung von Berufs-, Einstellungs- und Beförderungsverfahren mit geschlechtsspezifischen Sonderregelungen gegen die verfassungsrechtlichen Vorgaben. Demgemäß sind die Nr. 4.1.1, 4.1.3 bis 4.1.5; 4.2.1, 4.2.3 bis 4.2.5 in Hinsicht auf Artikel 33 Abs. 2 GG nicht akzeptabel.« UAB, Senat (wie Anm.53) 12.2.1987, TOP 8 Frauenförderung, S. 12.

74 Ebd., S. 13.

Sitzung. Auf der Senatssitzung im März 1987 wurde dann auf Drängen der studentischen Senatoren erneut über den nun schriftlich vorliegenden Antrag abgestimmt. Mit 13 Ja-Stimmen bei 10 Gegenstimmen und zwei Stimmenthaltungen wurde der folgende Antrag, der gleichzeitig auch der Antrag der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät war, angenommen: »Der Senat macht sich die rechtlichen Ausführungen von Frau Universitätsprofessorin Dr. jur. Knobbe-Keuk zu Eigen und gibt diese als Stellungnahme des Senats mit den Stellungnahmen der Fakultäten und der Gruppenvertretungen an das Ministerium weiter.«⁷⁵ Im Oktober 1987 trat das neue wissenschaftliche Hochschulgesetz für NRW in Kraft, Paragraph 23a schrieb die Bestellung einer Frauenbeauftragten für jede Hochschule verbindlich vor. Zu Beginn des Jahres 1988 bat die AG Frauenforschung in einem Schreiben die NRW-Hochschulen, -von denen viele bereits eine Frauenbeauftragte hatten- sie mögen ihre Erfahrungen hinsichtlich des Wahlvorgangs und der Einrichtung des Amtes mitteilen. Aus Gründen der Hochschulautonomie waren bei der Novellierung des Hochschulgesetzes Wahlverfahren, Kompetenzen sowie Vorgaben zur Entlastung von Dienstverpflichtung und die Ausstattung der Frauenbeauftragten nicht vorgegeben. Gemeinsam mit dem Rat der wissenschaftlichen Mitarbeiter sollten dem Senat Vorschläge unterbreitet werden. Die Presseabteilung der Universität informierte im Mai 1988 über eine Podiumsdiskussion am Dies Academicus zum Thema »Frauenbeauftragte an der Universität«. Dazu hatte der Arbeitskreis Frauenbeauftragte eingeladen, Wissenschaftlerinnen, Studentinnen und Nichtwissenschaftlerinnen stellten ihre Vorschläge zur Diskussion.⁷⁶ Auf der Senatssitzung am darauffolgenden Tag wurden das auf der Podiumsdiskussion vorgelegte und verabschiedete Konzept sowie eine Rektoratsvorlage diskutiert, aber nicht beschlossen. Das Rektorat erstellte eine neue Vorlage für die Gremienvertreterinnen mit der Bitte um Stellungnahme. Der damalige Rektor, der Mediziner Kurt Fleischhauer, hatte gemeinsam mit den Vertreterinnen der Gremien einen Kompromissvorschlag erarbeitet: Nur Professorinnen oder wissenschaftliche Mitarbeiterinnen sollten zur Frauenbeauftragten bestellt werden können, die Frauenbeauftragte aber hatte das Recht, ihre Stellvertreterin vorzuschlagen sowie zu ihrer Unterstützung eine nichtwissenschaftliche Mitarbeiterin und eine Studentin zu benennen. Im Juli 1988 trat dann endlich eine vorläufige Ordnung für die Wahl und Bestellung einer Frauenbeauftragten in Kraft. Brigitte Mühlenbruch, Akademische Oberrätin am Pharmazeutischen Institut, wurde im Oktober 1988 von den Gremienvertreterinnen im Konvent, Senat und den Fa-

75 UAB, Senat, 19.3.1987, TOP 3, Frauenförderung, S. 4.

76 Unter einem Plakat zur Ankündigung der Podiumsdiskussion stand bereits am nächsten Tag folgendes: »Lästig und kein bißchen nett, mürrisch auch im wärmsten Bett: Früher waren es die Wanzen, heute sind es die Emanzen.« (Eine Frauenbeauftragte – Dokumentation zur Situation der Studentinnen an der Uni Bonn. (Dokumentation des AStA))

kultürsräten zur Bestellung als Frauenbeauftragte vorgeschlagen und danach vom Senat bestellt. Ihre Stellvertreterin war die Pädagogin Hildegard Macha,⁷⁷ unterstützt wurde sie von Lilo Pfeffer, Angestellte am Seminar für Geschichte und ihre Didaktik, sowie von der Doktorandin der Mathematik Luise Blank. Brigitte Mühlenbruch erhielt zunächst ein kleines Dienstzimmer ›Am Hof 28‹ und bald darauf einen großen Raum in der Kaiserstr. 1d über dem damaligen Café von Sturm. Die Ausstattung bezeichnete sie in ihrem ersten Bericht⁷⁸ als ausreichend, die Sachkosten hatte die Verwaltung der Universität übernommen. Die Arbeit begann mit der Erstellung einer geschlechterdifferenzierten Statistik über das wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Personal sowie über die Gruppe der Studierenden.

Die Arbeit der ersten Frauenbeauftragten und die neuen Förderprogramme

Kernpunkt des 1989 in Kraft getretenen Frauenförderungsgesetzes, »Gesetz zur Förderung der beruflichen Chancen von Frauen im öffentlichen Dienst«, war die bevorzugte Einstellung von Frauen bei gleicher Eignung, Befähigung und fachlicher Leistung in den Bereichen, in denen sie unterrepräsentiert waren. Dies bedeutete für die Frauenbeauftragte eine Präsenz bei Berufungen, sowie eine Mitwirkung bei der Besetzung nahezu aller wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Stellen im gehobenen Verwaltungsbereich, sowie in technischen und handwerklichen Bereichen, in denen traditionell Männer beschäftigt waren. Im o.g. Bericht vermerkt Brigitte Mühlenbruch bezüglich der Berufungsverfahren: »daß Bewerberinnen mit dem Argument, sie seien – bei gegebener Qualifikation – noch zu jung für einen guten Listenplatz, abgelehnt wurden, während ihre hoffnungsvolle Jugendlichkeit männlichen Bewerbern einen Vorsprung sicherte,«⁷⁹. Die Anwesenheit einer Frauenbeauftragten wurde als befremdlich wahrgenommen. Der ersten Amtsinhaberin oblag die Etablierung dieser neuen Funktion innerhalb der Universität. Dies erforderte Mut, Durchsetzungsstärke und Kraft sowie Einfühlungsvermögen für die Besonderheiten der Fakultäten, der Institute und der Verwaltung. Probleme der Ungleichbehandlung und Diskriminierung wurden mit den zuständigen Fach- und Personalgremien besprochen. In Arbeitskreisen entwickelten die verschiedenen Gruppen Strategien

77 Weitere Stellvertreterinnen im Verlauf ihrer Amtszeit waren: Dr. Helga Seel, Dr. Katja de Braganca, Prof. Dr. Brigitte Petersen, Prof. Dr. Barbara Schellewald.

78 Dr. Brigitte Mühlenbruch, Zur Situation der Frauen an der Universität Bonn. Bericht der Frauenbeauftragten zum Abschluss ihrer Amtszeit. 12. Oktober 1990. Typoskript.

79 Mühlenbruch, Situation (wie Anm. 78) S. 11.

zur Verbesserung ihrer Arbeits-, Studien- oder Forschungsbedingungen. Der Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen der Frauenbeauftragten baute ein Beratungsnetz auf und organisierte Veranstaltungen zur Karriereplanung. Eine Umfrage zur Vereinbarkeit von Wissenschaft und Familie, zu flexiblen Arbeitszeitmodellen sowie zur Kinderbetreuung war seitens der Frauenbeauftragten bereits für 1990 geplant. Ab dem WS 1989/90 erschien jedes Semester das Fraueninformationsblatt. Es enthielt Informationen zu Lehrveranstaltungen mit frauenspezifischen Inhalten, gab Hinweise auf eine Vortragsreihe der Frauenbeauftragten, in welcher Wissenschaftlerinnen der Universität ihre Forschungen vorstellten und verzeichnete die Veranstaltungen der AG Frauenforschung, zudem informierte das Heft über Weiterbildungsmöglichkeiten, Frauen-Arbeitskreise und frauenpolitische Entwicklungen.

Der Anteil von Professorinnen betrug 1990 in Bonn 3,6 Prozent, bei den wissenschaftlichen Mitarbeiterstellen 24,3 Prozent in 1989 und im gleichen Jahr bei den Promotionen 33 Prozent.⁸⁰ Im Oktober 1990 traten die »Grundsätze zur Umsetzung des Frauenförderungskonzepts in den wissenschaftlichen Hochschulen« in Kraft. Diese präzisierten Aufgaben der Frauenförderung und die Rechte der Frauenbeauftragten.⁸¹ Das Hochschulsonderprogramm II⁸² enthielt Mittel in Höhe von rund 700 Mio. DM für besondere Maßnahmen der Frauenförderung. Die Programme dienten zunächst vor allem der Vereinbarkeit von Wissenschaft und Kind(ern). An der Bonner Universität gab es außerdem Wiedereinstiegsstipendien und Werkverträge,⁸³ die Universität stellte dafür

80 Die Zahlen wurden dem »Bericht der Frauenbeauftragten zum Abschluss ihrer ersten Amtszeit« vom Oktober 1990 entnommen. S. 10, 15, 17. Über die weiblichen nichtwissenschaftlichen Beschäftigten wird berichtet, dass der Anteil der Frauen zwar relativ hoch sei, viele aber in unteren Vergütungsgruppen arbeiteten. Ebd. S. 18.

81 Die Grundsätze legten u. a. Kriterien für Berufungs- und Stellenbesetzungen fest. Jeder Berufungskommission sollte mindestens eine Wissenschaftlerin angehören, alle Bewerberinnen, die die formalen Voraussetzungen erfüllten, sollten zu Probenvorträgen eingeladen werden, eine Liste mit allen Bewerbungen war dem Ministerium vorzulegen. Bei Stellenbesetzungen des wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Personals war die Frauenbeauftragte zu beteiligen, sie erhielt ebenfalls das Recht, an allen Gremiensitzungen teilzunehmen.

82 Das sog. HSP II war ein Bund-Länder-Programm, welches das Hochschulsonderprogramm I sowie das gemeinsame Erneuerungsprogramm für Hochschule und Forschung in Berlin und den neuen Bundesländern (Hochschulernerungsprogramm – HEP 1992–1996) ablöste. Die Programmittel waren u. a. für Strukturreformen, Fachhochschulausbau und Nachwuchsförderung.

83 Wissenschaftlerinnen (auch Wissenschaftler), die aufgrund von Kindererziehung ein Forschungsprojekt abgebrochen hatten, konnten dieses wieder aufnehmen oder ein neues Projekt beginnen. Voraussetzung war in der Regel die Promotion, die neuen Forschungen sollten in ein Habilitationsvorhaben münden. Die Stipendienhöhe betrug 1.500 DM, es gab, wie bei inzwischen fast allen Stipendien Kinderbetreuungszuschläge. Werkverträge sollten nach Unterbrechung durch Familienpflichten eigenständige wissenschaftliche Tätigkeiten außerhalb von Arbeitsverhältnissen ermöglichen.

211.000 DM zur Verfügung.⁸⁴ Die Habilitationsförderung durch das Lise-Meitner-Programm des Landes NRW wurde ausschließlich vom Ministerium für Wissenschaft und Forschung NRW finanziert.⁸⁵

1991 trat eine neue Universitätsverfassung in Kraft, erstmals wurden beide Geschlechter sprachlich berücksichtigt. Für das Amt der Frauenbeauftragten waren neue Regeln festgelegt worden. Zur Unterstützung ihrer Arbeit sollte ein Beirat mit je drei Vertreterinnen jeder Statusgruppe gebildet werden, die Frauen konnten die Kandidatinnen ihrer Gruppe wählen. Der Beirat hatte zukünftig die Frauenbeauftragte zu wählen und dem Senat zur Bestellung vorzuschlagen. Die Mitglieder des Beirats⁸⁶ waren Multiplikatorinnen für ihre Statusgruppe, sie kommunizierten Entwicklungen und Vorschläge und nahmen Anregungen entgegen. Die Frauenbeauftragte war qua Amt Vorsitzende. Die Gruppen, die nicht die Frauenbeauftragte oder ihre Stellvertreterin stellten, wählten aus ihrer Gruppe je eine Ansprechpartnerin.⁸⁷ Die Erarbeitung der Frauenförderrichtlinien war eine der ersten Aufgaben des Beirats. Anfang 1994 wurde dem Senat ein erster Entwurf von der Frauenbeauftragten vorgestellt und im Juli 1996, nach langer Diskussion in den Gremien einstimmig vom Senat beschlossen.⁸⁸ Mit Unterstützung des Beirats startete im WS 1992/93 eine Umfrage zur Kinderbetreuung unter allen Mitarbeitenden der Universität und den Studierenden. Schon damals sprach man sich mit großer Mehrheit für eine Ganztagsbetreuung im Stadtzentrum oder in Poppelsdorf⁸⁹ mit flexiblen Bring- und Abholzeiten aus.

Die Frauenbeauftragte und der Beirat entwickelten weitere Projekte für die universitäre Öffentlichkeit: Eine Ausstellung »Von der Antike bis zur Neuzeit –

84 Fraueninformationsblatt Universität Bonn, Nr. 5, WS 1991/92, S. 2.

85 Für NRW wurden jährlich 15 Habilitationsstipendien an Frauen vergeben. In den beiden ersten Vergaberunden gingen je drei Stipendien an die Universität Bonn. Die Stipendiatinnen waren: Dr. Margot Schubert, Neurologische Klinik, Dr. Anke Rohde, Psychiatrische Klinik sowie Dr. Britta Finkelnburg, Institut für Klinische Biochemie.

86 In den ersten Beirat wurden gewählt: Prof. Dr. Ulrike Holzgrabe, Prof. Dr. Brigitte Petersen, Prof. Dr. Gesa Schwanitz, Dr. Maria Bähr, Anja Hartmann, Dr. Renate Vogt, Lilo Pfeffer, Ruth Blankenhagel, Petra Duwe sowie die Studierenden Jutta Walber, Katrin Finke und Elke Birkhäuser.

87 Erste Ansprechpartnerinnen waren: Für die Mitarbeiterinnen aus Technik und Verwaltung: Lilo Pfeffer (bis 1994), Cornelia Zapf (bis zur Auflösung des Beirats 2015). Für die Studentinnen: Luise Blank, Annette Rütth.

88 Im gemeinsamen Vorwort von Rektor, Kanzler und der Frauenbeauftragten heißt es: »Mit den Frauenförderrichtlinien soll der Universität und ihren Mitgliedern ein Instrument zur Verfügung stehen, mit dem sie bei der Wahrnehmung ihrer Aufgaben darauf hinwirken können, daß Frauen und Männer in der Universität die ihrer Qualifikation gleichen Entwicklungsmöglichkeiten haben und die für Frauen bestehenden Nachteile beseitigt werden.«

89 Die erste KiTa der Universität konnte endlich im Sommer 2010 im Newmanhaus in der Adenauerallee eröffnet werden.

der verleugnete Anteil von Frauen an der Physik«⁹⁰ regte zur Aufarbeitung der Geschichte der Physikerinnen an der Universität Bonn an.⁹¹ Dokumentiert wurden 1995 auch Habilitationsschriften, Dissertationen, Magister-, Diplom- und Staatsexamensarbeiten zu Themen der Frauen und Geschlechterforschung.⁹²

Die erste Frauenbeauftragte, Brigitte Mühlenbruch, war eine der Sprecherinnen der Landeskonferenz NRW und von 1992 bis 1999 der Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen (BuKof). Über viele Jahre leitete sie das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung im Gleichstellungsbüro der Universität Bonn angesiedelte »Koordinationsprojekt zur Verbesserung der Chancen von Frauen im Hochschulbereich«. In diesem Projekt wurden u. a. Maßnahmen zur Chancengleichheit und Förderung entwickelt, die Arbeit der Bundeskonferenz koordiniert, eine Wissenschaftlerinnen-Datenbank aufgebaut sowie erste Workshops mit Vertreterinnen der EU-Kommission Wissenschaft und Forschung und weiteren Akteurinnen auf dem Gebiet der Gleichstellung aus Ländern Europas durchgeführt. Das Projekt war Vorläufer für das spätere Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung (CEWS), dessen Leitung Brigitte Mühlenbruch übernahm und das in den ersten Jahren an der Bonner Universität angesiedelt war.

Neue hochschulpolitische Entwicklungen kennzeichneten die zweite Hälfte der 1990er Jahre: In NRW wurde das Frauenförderungskonzept novelliert, was für die Hochschulen bedeutete, dass sie Frauenförderpläne⁹³ aufstellen mussten. Bei der staatlichen Finanzierung der Hochschulen galt es, den Gleichstellungsauftrag zu berücksichtigen. Das Land NRW verabschiedete ein Landesgleichstellungsgesetz, welches die Einrichtung einer Senatskommission für Gleichstellung an den Hochschulen vorschrieb. Diese Kommission hatte den Auftrag, die Hochschule in Gleichstellungsfragen zu unterstützen, bei der leistungsbezogenen Mittelvergabe mitzuwirken und die Frauenförderpläne zu kontrollieren. Die erste Gleichstellungskommission an der Universität Bonn wurde Ende 2002 gewählt und, wie alle weiteren, geschlechter- und gruppenparitätisch besetzt.⁹⁴

90 Eine Ausstellung von Frauen der TU Darmstadt, die 1995 auf Initiative der Frauenbeauftragten im Hauptgebäude der Bonner Universität gezeigt wurde.

91 »Man räume ihnen Kanzeln und Lehrstühle ein.« Zur Geschichte der Physikerinnen an der Universität Bonn. ZOOM Schriftenreihe der Frauenbeauftragten der Rheinischen Friedrich Wilhelms Universität, Band 2.

92 Die Frauenbeauftragte der Universität Bonn (Hg.), Frauen und Geschlechterforschung an der Universität Bonn 1989–1994, Bonn 1995.

93 Frauenförderpläne sollen die Unterrepräsentanz von Frauen aufzeigen. Es musste eine Personalbestandsanalyse für alle Gruppen erstellt, Instrumentarien zur Verbesserung erarbeitet und umgesetzt werden sowie eine Erfolgskontrolle erfolgen.

94 Dieser Kommission gehörten an: Prof. Dr. Anne-Marie Bonnet, Prof. Dr. Raimund Waltermann, Dr. Brigitte Buchen, Dr. Ralf Nolten, Cornelia Zapf, Ulrich Blortz, Nicole Groß, Marco

Chancengerechtigkeit und Fördermaßnahmen für Frauen waren um die Jahrtausendwende in den hochschul- und wissenschaftspolitischen Institutionen an der Tagesordnung. Die Westdeutsche Rektorenkonferenz (WRK) und die Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (BLK) hatten schon zu Beginn der 1990er Jahre Empfehlungen und Maßnahmen zur Verbesserung der Situation von Wissenschaftlerinnen verabschiedet, auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft hatte u. a. bei den Habilitationsstipendien die Altersgrenzen gestrichen und berücksichtigte Kindererziehungszeiten beim modifizierten Heisenberg-Programm, Vollstipendien konnten zur besseren Vereinbarkeit in Teilstipendien umgewandelt und Kinderbetreuungszuschläge beantragt werden. Der Wissenschaftsrat folgte 1998 mit den »Empfehlungen zur Chancengleichheit für Frauen in Wissenschaft und Forschung«. In den Hochschulen konnten die Themen Abbau der Unterrepräsentanz von Frauen in der Wissenschaft, strukturverändernde Maßnahmen zur Chancengerechtigkeit sowie Beseitigung aller Formen von Diskriminierung nicht mehr ignoriert werden.

Exkurs: Frauenforschungsprofessuren an der Universität Bonn

An der Bonner Universität wurden in den 1980er und 1990er Jahren drei Professuren aus dem Netzwerk Frauenforschung NRW eingerichtet.

»Es begann 1986. Die Initiative engagierter Wissenschaftlerinnen zusammen mit der damaligen Wissenschaftsministerin Anke Brunn führte zur Gründung des Netzwerks Frauenforschung NRW. Hintergrund war die Kritik von Wissenschaft und Politik an der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern und der vernachlässigten Beiträge von Frauen zu Wissen, Kultur und Gesellschaft.«⁹⁵

Prof. Dr. Annette Kuhn – Didaktik der Geschichte, mittlere und neuere Geschichte sowie Frauengeschichte

Annette Kuhn wurde 1934 in Berlin geboren und studierte Geschichte, Germanistik, Anglistik und Philosophie an den Universitäten München und Heidelberg sowie am Connecticut College in den USA. 1966 wurde sie Professorin für Geschichte und ihre Didaktik an der Pädagogischen Hochschule (PH) in Bonn. Die PH wurde 1980 aufgelöst und in die neu eingerichtete Pädagogische Fakultät der

Röder. Vorsitzende war zunächst die Kunsthistorikerin Prof. Anne Marie Bonnet und seit 2009 der Arbeitsrechtler Prof. Raimund Waltermann.

95 <http://www.netzwerk-fgf.nrw.de/das-netzwerk/> (abgerufen am 24.02.2018).

Universität Bonn integriert. Annette Kuhn wurde Professorin an der Bonner Universität. Seit Jahren hatte sie bereits im Bereich Frauengeschichte geforscht. 1971 hatten Studierende in einem Seminar zum Nationalsozialismus nach der Rolle der Frauen im Nationalsozialismus gefragt, da Frauen in der einschlägigen Literatur nicht vorkamen. Dies war für Annette Kuhn die Anregung zur Frauengeschichtsforschung.⁹⁶

Es war Annette Kuhns Ziel, die Frauengeschichte in die Studien- und Prüfungsordnung einzubinden, die Entscheidung darüber allerdings oblag dem Fachbereich Geschichte der Philosophischen Fakultät. Frauengeschichte wurde von diesem nicht als eigenständiges Teilgebiet in der Prüfungsordnung anerkannt, sondern als Teilgebiet der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte betrachtet. Hinzu kam, dass Annette Kuhn Mitglied der Pädagogischen Fakultät war. Das Kultusministerium hatte Annette Kuhn 1987 die Prüfungsberechtigung für die Lehramtsprüfungen Sekundarstufe I und II erteilt.⁹⁷ Die Lehrerausbildungskommission der Universität entschied sich 1992 gegen eine Verlängerung ihrer Prüfungsberechtigung.⁹⁸ 1995, wenige Jahre vor ihrer Emeritierung, erfolgte die Berufung Annette Kuhns in den Prüfungsausschuss durch die Kommission für Studium und Lehre der Philosophischen Fakultät.⁹⁹

Die damalige Wissenschaftsministerin Anke Brunn widmete Kuhns Lehrstuhl 1986 in »Didaktik der Geschichte, mittlere und neuere Geschichte sowie Frauengeschichte« um. Annette Kuhn erhielt die erste Professur überhaupt aus dem Netzwerk Frauenforschung NRW. Sie baute das Fachgebiet »Frauengeschichte« mit Vorlesungen, Pro- und Hauptseminaren auf und setzte sich sehr für die Einrichtung eines Lehrstuhls für historische Frauen- und Geschlechterforschung ein. Unterstützt wurde sie von der Frauenbeauftragten und einer breiten Öffentlichkeit. Lange schon war die Finanzierung der Netzwerkprofessur durch das Ministerium ausgelaufen, bezahlt wurde die Professur von der Universität. Im Rahmen des Qualitätspakts musste Bonn derzeit weit über 100 Stellen streichen, Annette Kuhns Stelle gehörte dazu. Bedauerlicherweise sahen sich weder eine Fakultät noch das Ministerium in der Lage, Ressourcen für die Nachfolge Kuhns bereit zu stellen.

96 Siehe dazu: Uta C. Schmidt, Eingreifendes Denken – die Historikerin Annette Kuhn im Geschichtsdiskurs der Bundesrepublik seit 1964, in: *Gender: Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 7 (2015), 3, S. 44–60, hier S. 49–50.

97 Kopie eines Schreibens des Kultusministers vom 10. Mai 1989 an Prof. Kuhn mit Bezug zum Schreiben vom 29. Mai 1987. Kopie in Akte Kuhn des Gleichstellungsbüros der Universität Bonn. Wird demnächst dem Archiv der Universität zugeleitet.

98 Kopie eines Schreibens des Staatlichen Prüfungsamts Köln vom 14. 4. 1992 an Prof. Kuhn. (wie Anm. 97).

99 Kopie des Schreibens der Ständigen Kommission für Lehre, Studium und Studienreform der RFW Universität Bonn vom 2. November 1995 an Prof. Kuhn (wie Anm. 97).

Zu Annette Kuhns Frauengeschichtsforschung

Annette Kuhn ist eine der Pionierinnen der Frauengeschichtsforschung und sie hat sich große Verdienste für diese erworben. Ihre zahlreichen Publikationen weisen neben der Frauengeschichte auch eine Vielzahl von Werken zur Geschichtsdidaktik und historischen Friedensforschung auf.

Das für die Bonner Universität wichtigste Projekt zur Frauengeschichte wurde von Brigitte Mühlenbruch angeregt und umgesetzt von Annette Kuhn und Valentine Rothe.¹⁰⁰ Es war das vielbeachtete Ausstellungsprojekt »100 Jahre Frauenstudium – Frauen der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn« sowie der gleichnamige Band zur Ausstellung¹⁰¹ aus dem Jahr 1996 und das Begleitheft zur Wanderausstellung.¹⁰² Gemeinsam mit Studierenden eines Hauptseminars zum Thema konnte eine Vielzahl neuer Ergebnisse vorgelegt werden. Den Kern des Projekts bilden Erfahrungsberichte und Biographien ehemaliger und zeitgenössischer Bonner Studentinnen und Hochschullehrerinnen. In der Einleitung heißt es: *»Dieser Band zum Ausstellungsprojekt »100 Jahre Frauenstudium [...]« umfasst drei Teile. Zunächst sind die Biographien von 46 ehemaligen Bonner Studentinnen zu nennen, die allerdings eng mit der Dokumentation der Ausstellung, dem historisch-strukturellen Teil, verknüpft sind. Aber auch diese beiden Ansätze zu einer Geschichte des Frauenstudiums an der Universität Bonn stehen nicht nur für sich. Sie sind auch mit den zwanzig Erfahrungsberichten sowohl ehemaliger als auch heutiger Studentinnen und Hochschullehrerinnen verbunden. Alle drei Teile gehören zusammen und stellen einen Gegendiskurs zur gewohnten Sicht unserer Universitäts- und unserer allgemeinen Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte dar.«*¹⁰³ Ein weiteres großes Projekt Annette Kuhns war die Herausgeberschaft der umfangreichen »Chronik der Frauen« zu Beginn der 1990er Jahre. Im Vorwort zu diesem Werk schreibt Kuhn: *»Den Frauen ihre Geschichte und zugleich die Geschichte der Frauengeschichte zu vermitteln, gehört zu den Zielen der Frauengeschichtsforschung. Wir wollen einen Anfang machen.«*¹⁰⁴ Ende der 1990er Jahre war Annette Kuhn wissenschaftliche Leiterin des Ausstellungsprojekts »Politeia – Frauen, die Ge-

100 Dr. Valentine Rothe war als Privatdozentin am Seminar für Geschichte und ihre Didaktik und Politische Bildung, Lehrgebiet Frauengeschichte, der Universität Bonn tätig. Gemeinsam mit Annette Kuhn oblag ihr die Konzeption und Wissenschaftliche Leitung des Projekts.

101 Annette Kuhn/Valentine Rothe/Brigitte Mühlenbruch (Hg.), »100 Jahre Frauenstudium – Frauen an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms Universität Bonn«. Dortmund 1996. Dieser Band entstand in Zusammenarbeit mit dem Hauptseminar »100 Jahre Frauenstudium an der Universität Bonn«.

102 Annette Kuhn/Monika Hinterberger (Hg.), 100 Jahre Frauenstudium. Begleitheft zur Wanderausstellung, Dortmund 1997.

103 100 Jahre Frauenstudium (wie Anm. 101), S. 9.

104 Annette Kuhn (Hg.), Die Chronik der Frauen, Dortmund 1992, Vorwort.

schichte mach(t)en«. ¹⁰⁵ Porträtiert wurden Frauen, die sich nach 1945 politisch engagiert und für Freiheit, Demokratie und Menschenwürde gestritten hatten. ¹⁰⁶

Prof. Dr. Irmtraud Fischer – Altes Testament und Theologische Frauenforschung

Ende 1997 wurde im Fachgebiet Altes Testament an der Katholisch-Theologischen Fakultät eine C4-Professur mit dem Schwerpunkt Frauenforschung mit Irmtraud Fischer besetzt. Das Wissenschaftsministerium, die Universität und die Fakultät hatten diesen Lehrstuhl und seine Denomination gemeinsam gegen die Widerstände der Kirche durchgesetzt.

Irmtraud Fischer studierte in Graz Katholische Theologie, wurde dort promoviert und habilitierte sich 1993. Sie war Gastprofessorin in Marburg, Wien und Jerusalem und hatte eine Stiftungsprofessur an der Universität Bamberg inne. In Graz war sie zunächst Assistenzprofessorin danach außerplanmäßige Professorin bevor sie nach Bonn berufen wurde. Ihrer Forschungs- und Lehrtätigkeit in Bonn erfolgte oftmals in Kooperation mit Professuren der Philosophischen Fakultät. Irmtraud Fischer war während ihrer Bonner Jahre Präsidentin der Europäischen Gesellschaft für theologische Forschung von Frauen und stellvertretende Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der Alttestamentlerinnen und Alttestamentler des deutschen Sprachraums. Ihre umfangreiche Publikations- und Vortragsliste bekundet die breite Akzeptanz, die Fischer in der ganzen Republik zu Teil wurde. Bereits zu Bonner Zeiten war sie eine der bedeutendsten theologischen Frauenforscherinnen im deutschsprachigen Raum. ¹⁰⁷ 1999 übernahm Irmtraud Fischer die Leitung der Arbeitsgemeinschaft Frauenforschung der Universität Bonn. Sie war nicht nur Initiatorin einer Reihe zentraler Veranstaltungen zur Frauen- und Genderforschung, sondern hat dieser Forschung auch innerhalb der Universität zu großem Ansehen verholfen. Sie initiierte interdisziplinäre Projekte und die Vortragsreihen behandelten oftmals aktuelle gesellschaftspolitische Themen. Irmtraud Fischer folgte 2004 einem Ruf an die Grazer Universität. Entgegen dem Willen der Fakultät wurde ihr Lehrstuhl trotz zahlreicher Proteste, im Einvernehmen zwischen Universität, Ministerium und dem Kölner Erzbischof, vom Ministerium für Wissenschaft und Forschung der Fakultät entzogen. Die Proteste zeigten allerdings Wirkung, das Ministerium

105 Annette Kuhn, Marianne Pitzen, Marianne Hochgeschurz (Hg.), POLITEIA. Szenarien aus der Deutschen Geschichte nach 1945 aus Frauensicht. Bonn 1998.

106 Porträtiert werden Politikerinnen wie z. B.: Hildegard Hamm-Brücher, Petra Kelly, Maria-Elisabeth Lüders, Elisabeth Schwarzhaupt u. a.

107 2017 wurde Prof. Dr. Irmtraud Fischer vom Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften im Namen der geisteswissenschaftlichen Fachbereiche der Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU) mit der Ehrendoktorinnenwürde ausgezeichnet.

bot eine Professur ohne Ausstattung an. Die Fakultät entschied sich jedoch für die Einrichtung einer »Arbeitsstelle für Theologische Genderforschung«. Ein Konzept für die Arbeitsstelle war bereits weit fortgeschritten und Fischers Mitarbeiterin, Claudia Rackel, sollte dort tätig sein. Außerdem gab es Befürchtungen, dass eine neue Professur bei nächster Gelegenheit gestrichen werden könne. Die neue Arbeitsstelle wurde am Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte angesiedelt und die Leitung der Lehrstuhlinhaberin, Gisela Muschiol, übertragen. Diese ist ausgewiesen auf dem Gebiet der theologischen und historischen Frauen- und Genderforschung.¹⁰⁸ Die Arbeitsstelle ist bis heute tätig.

Prof. Dr. Anke Rohde – Gynäkologische Psychosomatik

In Form eines eigenen Funktionsbereichs wurde 1997 an der Universitäts-Frauenklinik die Professur »Gynäkologische Psychosomatik« aus dem Netzwerk Frauenforschung NRW eingerichtet und mit Dr. med. Anke Rohde besetzt.

Anke Rohde studierte nach einer kaufmännischen Ausbildung und dem Abitur über den zweiten Bildungsweg Medizin in Köln. 1986 wurde sie mit einer Arbeit zur »Phänomenologie der Wochenbettpsychosen« promoviert und erhielt 1989 die Anerkennung als Fachärztin für Nervenheilkunde. An der Psychiatrischen Universitätsklinik Bonn war sie Wissenschaftliche Assistentin und Funktionsoberärztin. Sie erhielt ein Stipendium aus dem Lise-Meitner Habilitationsprogramm des Landes NRW und habilitierte sich 1994 mit einer empirischen Untersuchung zu Langzeitverlauf und Langzeitausgang bei Psychosen im Wochenbett. Bis zu ihrer Berufung nach Bonn war sie Leitende Oberärztin der Psychiatrischen Klinik der Universität Halle-Wittenberg.

Die Förderung junger Frauen war Anke Rohde wichtig und sie ergab sich fast automatisch durch ihren Wirkungsbereich; vor allem Studentinnen und Doktorandinnen interessierten sich für diese Forschungsthemen und gehörten zu Anke Rohdes Team. Bereits ein Jahr nachdem Rohde die Professur angetreten hatte, wurde sie Studiendekanin der Medizinischen Fakultät. Sie initiierte einen Kurs zur Gesprächsführung und Kommunikation, der zum Pflichtkurs in der medizinischen Ausbildung in Bonn wurde. Als erfahrene Ärztin in der somatischen Medizin wusste sie ob der Problematik der Gesprächsführung mit Patientinnen und Patienten bei schwierigen Diagnosen.

Rohdes wissenschaftliches Interesse galt Krankheitsbildern von Frauen wie z. B. Wochenbettdepressionen, ungewollte Kinderlosigkeit, Abort mit Folgen von Depressionen, psychischen Störungen im Klimakterium, nach onkologi-

108 Weitere Informationen in: FrauenPerspektiven, Heft 19 (wie Anm. 66), S. 18–19.

schen Behandlungen sowie auch psychischen Folgeerscheinungen nach sexueller Gewalt. Vor allem ihre Beratung und Betreuung von Frauen mit psychischen Krankheiten in der Schwangerschaft oder mit unerfülltem Kinderwunsch hat weit über Bonns Grenzen hinaus Anerkennung erfahren. Sie konstatiert: »Nach Etablierung des Internet-Portals www.frauen-und-psychiatrie.de (systematische Darstellung der vorhandenen Informationen zur Psychopharmakotherapie in Schwangerschaft und Stillzeit), in dem das schwierige Thema der Nutzen-Risiko-Abwägung bei Behandlungsbedürftigkeit in der Schwangerschaft und Stillzeit aufgegriffen wird, hat die Zahl der diesbezüglichen Anfragen ständig zugenommen.«¹⁰⁹ Immer wieder war Anke Rohde auch zur Problematik der vermeidbaren Kindstötung durch anonyme Geburten oder Babyklappen als Expertin, wie z. B. beim Ethikrat oder bei Gericht gefragt.

Im Juni 2015 fand zur Verabschiedung Anke Rohdes aus dem aktiven Dienst der Universität eine große Tagung im Universitätsklinikum unter dem Titel »Frauen-Leid und Frauen-Stärkung. Gynäkologische Psychosomatik und Gynäkopsychiatrie« statt. »Im Mittelpunkt ihres Abschiedssymposiums standen sowohl das Frauenleid im Kontext vielfältiger Lebens- und Krankheitserfahrungen als auch die Stärkung von Frauen in diesen Zusammenhängen. [...] Thematisch ging es dabei unter anderem um gender-sensible Psychotherapie, postpartale Depression und Mutter-Kind-Bindung sowie interprofessionelle Beratung bei genetischem Brust- und Eierstockkrebs.«¹¹⁰

Anke Rohdes Publikationsliste ist lang, viele ihrer Bücher haben mehrere Auflagen, ihr vielbeachtetes Buch »Psychopharmakotherapie in der Schwangerschaft und Stillzeit«¹¹¹ erschien 2015 bereits in der 4. Auflage. Anke Rohde ist heute Supervisorin für den Bereich Gynäkologische Psychosomatik an der Universitäts-Frauenklinik Bonn.

Keine der Professuren aus dem Netzwerk Frauenforschung NRW wurde wieder ausgeschrieben und besetzt.

Gleichstellungspolitik in den 2000er Jahren

Im November 2000 wurde die erste Gleichstellungsbeauftragte, Brigitte Mühlenbruch, im Senat verabschiedet und die Verfasserin dieses Beitrages vom Beirat zur Nachfolgerin gewählt und vom Senat bestellt. Stellvertreterinnen waren im ersten Jahr der Amtszeit Beate Czapla aus der Philosophischen Fa-

109 https://www.gleichstellung.uni-bonn.de/perspektive_wissenschaft/professorinnen/rohde (abgerufen am 8.3.2017).

110 Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Nr. 36, 2015, S. 19.

111 Anke Rohde/Valenka Dorsch/Christof Schäfer, Psychopharmakotherapie in Schwangerschaft und Stillzeit, 4. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage, Stuttgart 2015.

kultät, ab Oktober 2002 bis zum Ausscheiden der Amtsinhaberin im Sommer 2016 die Biochemikerin Gerhild van Echten-Deckert, LIMES-Arbeitsgruppenleiterin im Kekulé-Institut. Über zehn Jahre wurden alle Berufungs- und viele Personalauswahlverfahren an der gesamten Universität von der Gleichstellungsbeauftragten und ihrer Stellvertreterin begleitet. Für diese Verfahren erwies es sich als äußerst produktiv, dass eine Naturwissenschaftlerin die Funktion der Stellvertretung innehatte.

Die Medizinische Fakultät richtete aufgrund der Spezifika der Qualifikationswege in der universitären Medizin 2012 ein eigenes Gleichstellungsbüro ein, welches seitdem von der Gleichstellungsbeauftragten für die Medizinische Fakultät, der Kinderonkologin Dagmar Dilloo geleitet wird. Zu ihrer Unterstützung wurde eine Referentin eingestellt. Das Büro kooperiert mit dem zentralen Gleichstellungsbüro der Universität.

Die Frauenförderpläne mit konkreten Zielvorgaben wurden erstmals in einer Senatssitzung im November 2000 verabschiedet, eine Erfolgskontrolle über die Zielerreichung hatte drei Jahre später die Gleichstellungskommission durchzuführen. Das Hochschulgesetz NRW schrieb für 2001 vor, dass ein Indikator für die Verteilung der Haushaltsmittel Fortschritte bei der Erfüllung des Gleichstellungsauftrags sein müsse. Die Universität stellte 200.000 DM zur Verfügung. Die ersten fünf derjenigen Lehreinheiten, die eine Erhöhung des Frauenanteils bei den Promotionen, den Habilitationen oder den Professuren vorweisen konnten, wurden finanziell belohnt. Den höchsten Gewichtungsfaktor hatte die Erhöhung des Professorinnenanteils. Das neue Programm »Chancengleichheit« sah für NRW eine qualitative und quantitative Ausweitung des erfolgreichen Lise-Meitner-Habitationsprogramms, Werkverträge und Wiedereinstiegsstipendien nach familienbedingter Unterbrechung und eine Abschlussförderung von Promotionen vor. Nachwuchswissenschaftlerinnen konnten Anträge zur finanziellen Unterstützung an das Gleichstellungsbüro richten, eine Kommission unter Leitung eines Prorektors entschied über die Förderung.¹¹²

Zur Programmatik der Gleichstellungsarbeit

Die Gleichstellungsarbeit stand zu Beginn des neuen Jahrtausends unter der Programmatik »Vorbilder« und »Perspektive«. Für die Universität Bonn waren die Gewinnung von mehr Frauen für die Wissenschaft, insbesondere die Erhö-

112 Juristinnen erhielten über viele Jahre eine Anschubfinanzierung für Promotionen, Kongressreisen wurden bezuschusst, Seminare zur Präsentation wissenschaftlicher Arbeiten durchgeführt sowie eine Vortragsreihe »Gender Perspectives« im Rahmen eines Studienschwerpunkts im Nordamerikaprogramm mitfinanziert.

hung des Professorinnenanteils und des Studentinnenanteils in Fächern der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät sowie die Förderung der Frauen- und Geschlechterforschung vorrangige Ziele. Unter dem Motto »Perspektive Math.-Nat.« fand 2001 die erste, sehr gut besuchte Schnupper-Uni für Schülerinnen in Fächern der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät statt, ein Angebot, das es bis heute gibt. Die Broschüre »PerspektiveProfessorin-ProfessorinnenPerspektive«¹¹³, sollte Wissenschaft als Berufsperspektive für Frauen aufzeigen: sie enthielt selbstverfasste Porträts fast aller Professorinnen der Bonner Universität. Viele von ihnen gehören noch zu den Ersten ihres Faches in Bonn und hatten somit Vorbildfunktion.

›VorBilder‹, lautete der Titel des interdisziplinären Ausstellungsprojekts welches 2003 in den Räumen der Universität präsentiert wurde. Das Vorhandensein ausschließlich männlicher Würden- und Funktionsträger in Form von Büsten Bronzen, Statuen oder Ölgemälden sowohl in den repräsentativen als auch den Prüfungs- und Vortragszimmern der Universität ließ die Idee entstehen, weibliche Vorbilder zu suchen und diese öffentlich zu würdigen. Martina Pottek, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Gleichstellungsbüro, und die Verfasserin entwickelten eine Projektskizze und konnten gemeinsam mit Historikerinnen, Kunsthistorikerinnen, Soziologinnen und Kulturwissenschaftlerinnen¹¹⁴ das Projekt »VorBilder-Wissenschaftlerinnen der Universität Bonn. Historische, soziologische und künstlerische Perspektiven«¹¹⁵ erarbeiten. Der historisch-dokumentarische Teil würdigte die Forschungsarbeiten von Pionierinnen und herausragenden Wissenschaftlerinnen. Eine statistische Erhebung unter Studentinnen und Wissenschaftlerinnen zur Unterrepräsentanz und Vorbildfunktion, der Gender-Index, wurde zusammen mit dem infas Institut für Sozialwissenschaften Bonn erstellt. Der multimediale künstlerische Teil, durchgeführt in Zusammenarbeit mit Kunstklassen renommierter Professorinnen und Künstlerinnen¹¹⁶ setzte sich u. a. mit dem Thema ›Vergessen‹ auseinander, produzierte Gegenbilder oder würdigte einzelne Wissenschaftlerin-

113 Die Broschüre erschien in zwei Auflagen als Band 7 in der Schriftenreihe ZOOM der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Bonn im Jahr 2001 und 2005.

114 Beteiligte der Projektgruppe waren: Julia Anspach, Kristin Caumanns, Prof. Dr. Annette Kuhn, Prof. Dr. Doris Lucke, Prof. Dr. Barbara Schellewald, Prof. Dr. Sabine Sielke. Unterstützung erhielt das Projekt jederzeit vom Archivar der Universität Dr. Thomas Becker.

115 Das Projekt sowie die Publikationen konnten nur realisiert werden mit großer finanzieller Unterstützung des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung NRW, der Universität Bonn, der Kulturstiftung der Stadt Bonn, der Stiftung Kunst der Sparkasse Bonn, der Volksbank Bonn Rhein Sieg, der West LB, dem AStA der Universität Bonn, der Kunsthochschule Saarbrücken, der GAH-Alberts Herscheid.

116 Es beteiligten sich junge Künstlerinnen und Künstler aus Berlin (Klasse Rebecca Horn), Düsseldorf (Klasse Rissa), Saarbrücken (Klasse Ulrike Rosenbach), Kassel (Klasse Dorothee von Windheim).

nen. Die Arbeiten wurden in den Räumen des Kunsthistorischen Instituts und des Akademischen Kunstmuseums ausgestellt. Ergänzend zur Ausstellung erschienen zwei Publikationen.¹¹⁷

Ein weiteres Ausstellungsprojekte war die 2008 vom Gleichstellungsbüro im Hauptgebäude präsentierte Karikaturenausstellung »Wenn Weiber studieren...« anlässlich des 100 jährigen Jubiläums des Immatrikulationsrechts von Frauen in Preußen. Die Wanderausstellung »Mit Schirm, Charme und Methode« widmete sich 2014 den Hochschulsekretariaten. Sie zeigte den Wandel von den Schreibkräften des 19. Jahrhunderts bis hin zu den Verwaltungstätigkeiten des 21. Jahrhunderts. Ergänzt wurde die Ausstellung mit Fotomaterial von Mitarbeiterinnen der Bonner Universität.

Seit 2002 veröffentlichte das Gleichstellungsbüro jährlich das Heft »Frauen-Perspektiven« mit Schwerpunktthemen wie z. B. Feminisierung der Medizin, Frauenstudium gestern und heute, Akademischer Mittelbau oder Universität und Kind. Berichtet wurde auch über aktuelle Entwicklungen in der allgemeinen und universitären Gleichstellungspolitik und -arbeit, über Berufs- und Karrierewege, für die Gleichstellung historisch interessante Ereignisse sowie Vortragsreihen zur Frauen- und Genderforschung.

Beirat / Gleichstellungskommission

Seit Einführung des Amtes der Frauen-, später Gleichstellungsbeauftragten, wurden die Amtsinhaberinnen sowie die Stellvertreterinnen bis zum Jahr 2015 vom Beirat gewählt, beraten und unterstützt. Das Gremium setzte sich, wie oben erwähnt, aus je drei Vertreterinnen jeder Statusgruppe zusammen, wurde alle zwei Jahre (Studentinnen für ein Jahr) gewählt und traf sich in der Regel ein- bis zweimal im Semester. Die Gleichstellungsbeauftragte unterrichtete den Beirat über ihre Arbeit und aktuelle gleichstellungspolitische Forderungen und Entwicklungen. Viele Frauen gehörten über Jahre zum Beirat,¹¹⁸ haben Initiativen eingebracht und der Gleichstellungsarbeit wichtige Impulse gegeben. 2015 wurde der Beirat aufgelöst und durch ein Wahlgremium ersetzt. Hintergrund war, dass zwei Gremien, die zentrale Steuerungsgruppe, unter Leitung des

117 Ein Band enthält Texte zu Wissenschaftlerinnen und ihren Forschungen sowie die künstlerischen Werke mit erläuternden Texten. Der zweite Band zeigt Bildmaterial des historischen Ausstellungsteils und dokumentiert chronologisch das erste wissenschaftliche Arbeiten von Frauen sowie die ersten Funktionsträgerinnen der Universität.

118 Prof. Dr. Anne Marie Bonnet, PD Dr. Gerhild van Echten-Deckert (stellv. Gleichstellungsbeauftragte), Dagmar Faßbender, Dr. Christa Lankes, Dr. Doris Lehmann, Beate Poatowski, Lilo Pfeffer, Prof. Dr. Brigitte Schmitz, Prof. Dr. Barbara Schellewald, Prof. Dr. Sabine Sielke, Cornelia Zapf.

Rektors, sowie die gesetzlich vorgeschriebene Gleichstellungskommission den Auftrag zur politischen und strategischen Beratung der Gleichstellungsarbeit bekommen hatten. Das Hochschulgesetz schrieb außerdem Gleichstellungsbeauftragte für jede Fakultät vor.

Die Aufgaben der Gleichstellungskommission waren im Laufe der Jahre im Hochschulgesetz präzisiert worden. Viele Kommissionsmitglieder wurden über einen langen Zeitraum immer wieder gewählt,¹¹⁹ und mit Hilfe ihrer Expertise und ihres Engagements wurden z. B. die Gleichstellungspläne kritisch begleitet, eine Richtlinie zum Umgang mit sexueller Belästigung erarbeitet, ein neuer Rahmenplan zur Gleichstellung für die gesamte Universität erstellt sowie ggf. Widersprüche bei Berufungen eingelegt. Dabei war die juristische Kompetenz des langjährigen Vorsitzenden, Raimund Waltermann, von großer Bedeutung. Die geschlechterparitätisch besetzte Gleichstellungskommission hat durch ihre Arbeit entscheidend dazu beigetragen, dass die Verwirklichung der Gleichstellung im Bewusstsein der Universitätsangehörigen stärker verankert worden ist.

Mitarbeiterinnen in Technik und Verwaltung

Gesprächskreis der nichtwissenschaftlichen Mitarbeiterinnen

In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 24. Januar 2018 schreibt Markus Klaue: »Wer dessen Geschichte [der Sekretärinnen] erzählen möchte, scheitert oft schon daran, dass es keine Namen gibt, mit denen sich beginnen ließe.«¹²⁰

Die Anfänge von Frauenberufen im nichtwissenschaftlichen Bereich lassen sich für die Universität Bonn nicht exakt bestimmen. Es ist jedoch davon auszugehen, dass die Anfänge der Institutionalisierung in den 1920er Jahren liegen. Für diese Zeit spricht Sylvia Paletschek vom Einsetzen einer »Feminisierung der unteren Ebenen in Verwaltungs-, technischem und Wirtschaftsdienst«¹²¹ an der Universität Tübingen. Die Universitätsbibliothek Bonn stellte wohl bereits 1911/12 die ersten Frauen im nichtwissenschaftlichen Dienst ein, denn in der Chronik der Universität für das Jahr 1910 findet man den Hinweis, dass der Universitätsbibliothek eine Sekretärinnenstelle bewilligt wurde. Im Jahresbericht von 1911 ist von der Schaffung einer Sekretärinnenstelle als Beamtin für den mitt-

119 Heraldo Hettich, Dr. Ralf Nolten, Prof. Dr. Bettina Schlüter (stellv. Vorsitzende), Prof. Dr. Brigitte Schmitz, Uwe Sarter, Prof. Dr. Raimund Waltermann (langjähriger Vorsitzender), Cornelia Zapf (stellv. Vorsitzende).

120 Magnus Klaue. Das stille Gedächtnis der Universität. FAZ vom 24. Januar 2018, Nr. 20, S. N4.

121 Sylvia Paletschek, Die permanente Erfindung einer Tradition. Die Universität Tübingen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. (CONTUBERNIUM Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 53), Stuttgart 2001, S. 223.

leren Dienst und einer zweiten Stelle für das Jahr 1912 die Rede. Im Vorlesungsverzeichnis (VV) der Universität Bonn vom WS 1928/29 finden sich unter der Auflistung des Personals in der Universitätsbibliothek erstmals die Berufsbezeichnungen ›Bibliotheksinspektorin‹ und ›Bibliothekshilfsarbeiterin‹ sowie die Namen der betreffenden Stelleninhaberinnen verzeichnet. Die Landwirtschaftliche Hochschule, noch keine Fakultät der Universität, benannte von Anfang an, im Gegensatz zur Universität, alle Mitarbeitenden der Institute und deren Berufsbezeichnung im VV. So ist dort der Beruf Stenotypistin erstmals im VV des WS 1928/29 aufgeführt. Sowohl im Rektorat als auch beim Kurator [später Kanzler] waren während der 1930er und 1940er Jahre noch ausschließlich Verwaltungssekretäre beschäftigt. Die ersten Frauennamen in Verbindung mit der Berufsbezeichnung »Universitätsangestellte« finden sich für Institutionen der Universität im VV des WS 1948/49, diese sind Hedwig Fiedler im Dekanat der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät sowie Paula Markloff und Ria Schröder im Dekanat der Philosophischen Fakultät.¹²²

Wie bereits oben erwähnt, waren Vertreterinnen der Gruppe der nichtwissenschaftlichen Mitarbeitenden mit Einführung der Gruppenuniversität Mitte der 1970er Jahre in vielen Gremien der Universität, den Personalvertretungen oder den jeweiligen Räten vertreten. Ursula Borchert war die erste Vorsitzende der Gruppe der nichtwissenschaftlichen Mitarbeitenden. Mitarbeiterinnen dieser Gruppe engagierten sich auch bei der Ausgestaltung des Amtes und der Wahl der Frauenbeauftragten. Den Gesprächskreis »Nichtwissenschaftliche Mitarbeiterinnen an der Universität Bonn« gab es ab 1989/90 unter Leitung von Lilo Pfeffer, sie war auch die Ansprechpartnerin der Frauenbeauftragten. Neben den Themen Vereinbarkeit von Familie und Beruf waren vor allem Fragen der Fort- und Weiterbildung, der Höhergruppierung, Rentenfragen und die Belastungen am Arbeitsplatz für die Frauen der Gruppe von Bedeutung. Die z. B. von Lilo Pfeffer organisierte Rentenberatung durch einen Fachmann der Bundesversicherungsanstalt für Angestellte wurde dankbar angenommen. Weitere Themen waren das Frauenförderungsgesetz und die Grundsätze zu dessen Umsetzung. Anfang der 1990er Jahre erreichten die Frauen, dass erstmals Englischkurse für Sekretariatsmitarbeiterinnen und später auch PC-Kurse als betriebliche Weiterbildung angeboten wurden. Im Konvent bereitete die Gruppe zusammen mit ihrer Sprecherin, Christiane Kühn, die relevanten Teile der neuen Universitätsverfassung vor. Für die wichtigen Themen Eingruppierung und Tarifvertragsänderung arbeitete man mit der Arbeitsgruppe »Frauen« im Hauptpersonalrat beim Ministerium für Wissenschaft und Forschung NRW zusammen. Lilo Pfeffer unterstützte 1992 die bundesweite Briefaktion zur Eingruppierung der Hochschulsekretärinnen in die laufenden Tarifverhandlungen.

122 UAB. Bc, Vorlesungsverzeichnis WS 1948/49, S. 8 und 9.

gen,¹²³ in der Universität sammelte sie 250 Unterschriften. Im November 1997 wurde an der Bonner Universität die »Landeskonferenz der Hochschul-Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Landes Nordrhein-Westfalen (LMK)« auf Initiative von Lilo Pfeffer unter Beteiligung des damaligen Rektors, Klaus Borchardt, gegründet.¹²⁴ Lilo Pfeffer und Christiane Kühn setzten sich viele Jahre dafür ein, dass ein Wickelraum für die Versorgung von Kindern an der Universität eingerichtet wurde, endlich konnte dieser im Jahr 2000 im zentral gelegenen Hauptgebäude eröffnet werden.

Nachdem gemäß Grundordnung der Beirat der Frauenbeauftragten gewählt worden war, übernahm Cornelia Zapf, Leiterin des Prüfungsamtes Physik und des Geschäftszimmers der Fachgruppe Physik/Astronomie, als Ansprechpartnerin im Beirat für ihre Gruppe gemeinsam mit Lilo Pfeffer die inhaltliche Arbeit und Koordination. Die mittelbare Diskriminierung von typisch weiblichen Arbeitstätigkeiten in Tarifverträgen, insbesondere im Bundesangestelltentarif (BAT), wurde zu einem Hauptthema. Im Januar 1996 erschien ein Extraheft des Frauen-Informationsblatts für die nichtwissenschaftlichen Mitarbeiterinnen. Es stellt ein Rechtsgutachten zur »Bewertung der Tätigkeiten von Frauen am Arbeitsplatz Hochschule im nichtwissenschaftlichen Bereich vor.¹²⁵ Die wohl wichtigste Feststellung war, dass die unbestimmten Rechtsbegriffe im BAT einer unterschiedlichen Bewertung von typisch weiblichen gegenüber typisch männlichen Arbeitstätigkeiten Vorschub leisteten. Um diese Vermutung zu verifizieren, wurde ein Rechtsgutachten in Auftrag gegeben. Als Vorarbeit für dieses Gutachten stellte Cornelia Zapf eine bundesweite Sammlung von Urteilen zu von Frauen angestrebten Höher- und Eingruppierungsprozessen zusammen, die eine sehr unterschiedliche Rechtsprechung bezüglich Eingruppierungen aufzeigte. Ein von der EU, dem Bundesfrauenministerium und der BuKoF gefördertes Projekt erarbeitete danach am Beispiel der Hochschulsekretärinnen Methoden des Vergleichs von weiblichen und männlichen Tätigkeiten, die zur Reform der Arbeitsbewertung sowie zur Durchsetzung der EU- Lohngleichheitsrichtlinie führen sollte.¹²⁶ Die Instrumente zur Erfassung und Bewertung

123 Hochschulsekretärinnen waren vielfach im sogenannten Schreibkräfte-Tarifvertrag eingruppiert. Trotz steigender Anforderungen durch Textverarbeitung- und Datenverwaltungsprogramme sowie Fremdsprachenkenntnisse wurden sie in der Regel in die Vergütungsgruppen VIII oder VII eingruppiert. (Anm. UM)

124 Siehe Bonner Universitäts Nachrichten November 1997, S. 8–9.

125 Die Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten (BuKoF) hatte sich auf ihrer 7. Jahrestagung 1995 mit dem Thema beschäftigt und zuvor das Rechtsgutachten erstellen lassen. Auf der Jahrestagung wurde eine Kommission, die sich dem Thema annahm, gegründet.

126 Die Regierungsparteien verständigten sich im Koalitionsvertrag für die Jahre 2002 bis 2006 darauf den Grundsatz »Gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit« umzusetzen. Diskrimi-

verschiedenartiger, aber dennoch gleichwertiger Arbeitstätigkeiten wurden thematisiert. Arbeits- und Einkommensbedingungen von Hochschulsekretärinnen waren selbstverständlich auch Teil der Gewerkschaftsarbeit bei ver.di. 2008 gab ein ver.di-Seminar den Anstoß zur Gründung von Netzwerken der Hochschulsekretärinnen. An der Universität Bonn entstand schnell ein großes Netzwerk, gefördert auch von der Universitätsleitung. Bis heute ist dieses Netzwerk aktiv, es unterstützt neue Kolleginnen und beschäftigt sich u. a. auch aktuell mit Fragen der Weiterbildung für Hochschulsekretärinnen und der angemessenen Vergütung.

MeTra und Maria von Linden-Programm¹²⁷

Das von Martina Pottke 2004 mit aufgebaute und bis heute geleitete Mentoring- und Trainingsprogramm ›MeTra‹ für Doktorandinnen, Postdoktorandinnen, Habilitandinnen und Juniorprofessorinnen wurde mehrfach evaluiert, bedarfsgerecht ausgebaut und von den Teilnehmerinnen immer mit sehr gut bewertet. Neben der Vermittlung einer Mentorin oder eines Mentors gehören passgenaue Seminare und Netzwerktreffen zum festen Bestandteil des Programms. Die Bereitschaft der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Bonner oder auswärtiger Universitäten eine Mentorenschaft zu übernehmen, war beeindruckend. Nach gut zwei Jahren gelang es, das Projekt als feste Förderlinie zu implementieren. Die Universität Bonn war die erste Universität in NRW die ein Mentoringprogramm verstetigen konnte.

Die hilfreiche und konstruktive Zusammenarbeit mit den auch für Gleichstellung zuständigen ehemaligen Prorektoren, Wolfgang Löwer (Rektorat Winger), sowie Volkmar Gieselmann (Rektorat Fohrmann), hat der Gleichstellungsarbeit viel Rückhalt gegeben. Die Professoren Löwer und Gieselmann waren jederzeit für das Gleichstellungsbüro zu sprechen und ihr Engagement hat über Jahre zu ausgewogenen Problemlösungen in oft schwierigen Situationen geführt. Jürgen Fohrmann hat während seiner Zeit als Rektor der Universität Gleichstellung zur Chefsache erklärt, sich persönlich vieler Probleme angenommen, aktuelle Themen in den universitären Gremien verankert, die zentrale

nierungsfreiheit wurde auch zum Anliegen der Bundestarifkommission, diese plante eine Reform des Bundesangestelltentarifs.

127 Die Parasitologin Dr. Maria Gräfin von Linden erhielt 1910 als erste Frau an der Universität Bonn den Titel ›Professor‹. Sie war Leiterin der Parasitologischen Abteilung des Hygiene-Instituts der Bonner Universität. Das Recht zu lehren, die ›Venia legendi‹, hat sie nicht erhalten. Ihr Habilitationsgesuch war 1906 vom Preußischen Kultusminister zurückgewiesen worden.

Steuerungsgruppe ›Gleichstellung‹ etabliert und somit Gleichstellung zu einer Querschnittsaufgabe in der Universität gemacht.

Das Maria von Linden-Programm wurde 2006 gemeinsam mit dem Rektorat Winiger entwickelt. Ziel war es, Frauen für die Wissenschaft zu gewinnen und sie finanziell zu unterstützen. Insbesondere die ›Empfehlungen des Wissenschaftsrats zur Verbesserung der Chancengleichheit‹ bildete die Basis zur Entwicklung der Programmlinien. Neben der oben beschriebenen Förderlinie Mentoring erhielten neuberufene Professorinnen für ein Jahr eine Wissenschaftliche Hilfskraft (WHK), Habilitandinnen bekamen die Möglichkeit, vor Abschluss ihrer Habilitationsschrift ebenfalls Mittel für eine WHK zu beantragen, habilitierte Wissenschaftlerinnen, die nach Ablauf der Sechsjahresfrist noch keine Anstellung gefunden hatten, konnten ein Jahresstipendium erhalten, zudem gab es Zuschüsse für kürzere Forschungsaufenthalte im In- und Ausland. Die Förderlinien sind in ihrem Kern bis heute erhalten geblieben. Finanziert wurde das Programm durch Mittel des NRW Ministeriums für Wissenschaft und Forschung sowie durch die Universität. Bei der Entwicklung des Programms waren vor allem auch die Ideen des ehemaligen Kanzlers der Universität, Reinhardt Lutz, besonders konstruktiv.

Vereinbarkeit von Wissenschaft, Studium, Beruf und Familie

Die Problematik der Vereinbarkeit von Wissenschaft, Beruf, Studium, Kind und Familie nahm in der Gleichstellungsarbeit breiten Raum in vielen Gremiensitzungen und persönlichen Gesprächen mit Ratsuchenden ein. 2005 konnte das ›Uni-Servicebüro für Eltern‹ in den Räumen des Gleichstellungsbüros eröffnet und mit Regina Umbach besetzt werden. Alle Universitätsangehörigen fanden hier Hilfe rund um das Thema Kinderbetreuung. Eine Umfrage stellte die dringenden Bedarfe fest und die Universität unterstützte finanziell u. a. Maßnahmen wie Ferienbetreuung, Belegplätze in privaten Kindertagesstätten (KiTas) und eine Notfallbetreuung bei Ausfall der Regelbetreuung. Die erste KiTa unter Trägerschaft des Studierendenwerks Bonn wurde im Sommer 2010 im Newmanhaus in der Adenauerallee eröffnet. Vorausgegangen waren eine lange Suche nach geeigneten Räumlichkeiten sowie viele Konzeptentwürfe und Diskussionen im Rektorat. Eine zweigruppige Einrichtung bot jetzt Platz für 35 Kinder im Alter von vier Monaten bis zur Einschulung. Das Rektorat unter Jürgen Fohrmann unterstützte und begleitete den Bau einer weiteren neuen KiTa in Endenich. Für 40 Kinder wurde die KiTa ›Auf dem Hügel‹ im September 2014 in Betrieb genommen und im Frühjahr 2015 vom Rektor eingeweiht. Auch hier waren vorab viele Hürden zu überwinden gewesen, aber dank der Mitarbeit, der Motivation und dem Engagement vieler Universitätsangehöriger, insbesondere von Mitar-

beiterinnen und Mitarbeitern aus der Verwaltung, gelang das Projekt KiTa ›Auf dem Hügel‹.

2011 unterstützte das Rektorat ein Konzept des Gleichstellungsbüros, welches die Umwandlung des Uni-Servicebüros für Eltern in ein Familienbüro vorsah. Die Aufgaben dieser Einrichtung wurden vor allem um das Themenfeld Pflege von Angehörigen erweitert. Angesiedelt wurde das Büro jetzt bei der Personaldezernentin, Chris Müller von Baczko, die Leitung des Familienbüros übernahm die Sozialpädagogin Xenia Lehr. Frau Lehr baute das Büro kontinuierlich aus und übernahm die Koordination des Audits familiengerechte Hochschule. Im Dezember 2011 wurde der Universität durch die Agentur berufundfamilie gGmbH das Grundzertifikat zur Anerkennung als familiengerechte Hochschule verliehen, und die Universität wurde bis heute immer erfolgreich reauditiert.

Teilnahme an bundes- und landesweiten Programmen zur Gleichstellung

DFG Gleichstellungsstandards

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) verabschiedete 2008 auf ihrer Mitgliederversammlung die ›Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards‹. Ziel der Standards war eine deutliche Erhöhung des Wissenschaftlerinnenanteils. Ein freiwilliges Konzept der Hochschulen sollte anhand von strukturellen und personellen Standards verdeutlichen, wie eine Erhöhung erreicht werden könne. Das Rektorat, Professorinnen und die Gleichstellungsbeauftragte entwickelten gemeinsam das Bonner Konzept. Die DFG bemängelte zunächst, dass Gleichstellung als Querschnittsaufgabe in der Bonner Universität und auf der Leitungsebene nicht ausreichend verankert sei. Die Einschätzung hatte Folgen: Eine zentrale Steuerungsgruppe unter Leitung des Rektors konstituierte sich, auf Dekanatebene wurden spezifische Fördermaßnahmen entwickelt, im Gleichstellungsbüro wurde 2011 eine Controllingstelle¹²⁸ eingerichtet und mit Sandra Hanke besetzt. Zur zentralen neuen Steuerungsgruppe gehörten neben dem Rektor die Dekane oder deren Vertretungen, die Personaldezernentin Chris Müller von Baczko sowie die Gleichstellungsbeauftragte. Dieses Gremium ist zum wichtigsten Diskussions- und Entscheidungsforum für zentrale Gleichstellungsvorhaben wie z. B. für das dort entwickelte und 2014 erstmals ausge-

128 Das Controlling hat u. a. die Aufgabe Kennzahlen und Statistiken zu den Frauenanteilen auf allen Qualifikationsstufen zu erarbeiten, die Entwicklungen aufzuzeigen sowie die Fördermaßnahmen zu evaluieren. Anhand dieser Daten werden Erfolge gemessen und ggf. Korrekturen an Förderlinien vorgenommen.

schriebene ›Annemarie Schimmel¹²⁹ Stipendium‹ für Postdoktorandinnen¹³⁰ geworden.

Bei der DFG wurden ein Zwischen- sowie 2013 ein Abschlussbericht zur Umsetzung der Gleichstellungsstandards eingereicht. Der Universität Bonn wurde nun die Implementierung eines überzeugenden Gesamtkonzepts bescheinigt.

Professorinnenprogramm des Bundes und der Länder

Zur Erhöhung des Professorinnenanteils starteten Bund und Länder 2008 gemeinsam das sogenannte Professorinnenprogramm. In Kooperation mit dem Rektorat wurde ein Gleichstellungskonzept erstellt. Nach positiver Begutachtung des Konzepts erhielten drei mit Wissenschaftlerinnen besetzte Regelprofessuren eine Anschubfinanzierung. Auch die Dokumentation zur Umsetzung des Gleichstellungskonzepts wurde positiv bewertet. Mittel für drei vorgezogene Berufungen¹³¹ wurden bewilligt, Voraussetzung war die Besetzung mit einer Wissenschaftlerin.

Landesprogramm für geschlechtergerechte Hochschulen

Zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, der Genderforschung und zur Unterstützung der Gleichstellungsbeauftragten legte das Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung NRW 2012 das oben genannte Programm auf. Es gelang in beiden Programmausschreibungen zwei Juniorprofessuren, die mit Nachwuchswissenschaftlerinnen besetzt wurden, einzuwerben.

Unbefriedigend blieben die Aktivitäten im Bereich der Genderforschung. Trotz vieler Initiativen gelang es nicht, ein Gender-Zertifikat für Studierende zu implementieren und bis heute ist keine Professur mit einer Gender Denomination im Bereich Kulturwissenschaft eingerichtet worden.

129 Annemarie Schimmel (1922–2003) war eine bedeutende Islamwissenschaftlerin. Sie lehrte an vielen Universitäten u. a. als Professorin an der Harvard University, danach war sie Honorarprofessorin für Islamwissenschaft am Orientalischen Seminar der Universität Bonn.

130 Das Stipendium fördert mit monatlich 2.300 Euro Postdoktorandinnen, die beabsichtigen, einen Antrag bei einer Forschungsförderorganisation (erste Förderlinie) einzureichen oder sich in der Phase zwischen Abgabe des Antrags und dem Ergebnis der Begutachtung (zweite Förderlinie) befinden.

131 Die Professur ist noch besetzt, sie wird in fünf Jahren durch die Emeritierung des Stelleninhabers, der Stelleninhaberin frei. Während dieser fünf Jahre ist die Professur doppelt besetzt.

Fazit

Für eine gleichberechtigte Teilhabe in Studium, Wissenschaft und Beruf haben Frauen aus allen universitären Gruppen an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn streiten müssen. In diesen Auseinandersetzungen haben sie in den vergangenen Jahrzehnten viel erreicht; unterstützt wurden sie dabei auch von Männern. Die Frauenanteile auf allen Qualifikationsstufen in der Wissenschaft und der Verwaltung sind gestiegen, es gab strukturelle Verbesserungen. Dennoch bleibt viel zu tun.

Die gesellschaftliche Entwicklung, der steigende Studentinnenanteil und die Forderungen der Frauen aus den Hochschulen führten dazu, dass sich die Politik seit den 1980er Jahren der eklatanten Unterrepräsentanz von Frauen in Wissenschaft und Forschung annahm und annimmt. Verordnungen, Richtlinien und die Institutionalisierung des Amtes der Frauenbeauftragten mussten auch an der Bonner Universität umgesetzt werden. Die Themen wurden in den Gremien häufig belächelt, die Widerstände waren oft groß, so dass Frauen resignierten oder sich aus der Universität zurückzogen.

Beschleunigt wurde das Thema Gleichstellung, als die hochschul- und wissenschaftsfördernden Institutionen dieses verstärkt auf die Tagesordnung setzten und eine finanzielle Förderung an Gleichstellungsmaßnahmen koppelten. Besonders galt dies ab dem Jahre 2008, als die Deutsche Forschungsgemeinschaft die ›Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards‹ verabschiedete. Wie die meisten Mitgliedshochschulen, so erstellte auch die Bonner Universität eine freiwillige Selbstverpflichtung zur Verbesserung personeller und struktureller Maßnahmen zur Gleichstellung.

Gleichstellungsstrategien und -maßnahmen im Sinne des Gender Mainstreaming sind Teil der Universitätspolitik geworden, sie werden auf vielen Ebenen diskutiert und weiter entwickelt. Ein Gewinn nicht nur für die Wissenschaft, sondern die gesamte Universität. Dennoch ist Gleichstellung kein Selbstläufer, sondern auch im 21. Jahrhundert eine politische Aufgabe, die mit Nachdruck weiter entwickelt werden muss.

Gleichstellungspolitik und Diversity Management – Für einen Kulturwandel an Universitäten

Universitäten sehen sich heute der Förderung von Chancengleichheit und dem wertschätzenden Umgang mit Vielfalt verpflichtet. Ziel ist es, eine Organisationskultur zu schaffen, die individuelle Lebenslagen sowie unterschiedliche soziale und kulturelle Hintergründe ihrer Mitglieder und Angehörigen vorbehaltlos anerkennt. Eine wichtige Voraussetzung hierfür ist die Gestaltung durchgängig gleichstellungsorientierter, familienfreundlicher und diskriminierungsfreier Studien- und Arbeitsbedingungen, um strukturellen Barrieren sowohl beim Zugang *zur* Universität als auch in Studium und Karriere *an* der Universität so weit wie möglich entgegenzuwirken. Hierzu werden die bisherigen Konzepte zur Verwirklichung der Gleichstellung von Frauen und Männern und zur Verbesserung der Vereinbarkeit von Wissenschaft, Beruf, Studium und Familie um Maßnahmen zur Etablierung eines Diversity Management ergänzt.

Zu den Herausforderungen des viel diskutierten Kulturwandels an Universitäten¹ zählen jedoch nach wie vor die Implementierung fairer und transparenter Entscheidungs- und Bewertungsstrukturen sowohl bei der Personalauswahl als auch bei der Ressourcenverteilung. Chancengleichheit sollte darüber hinaus als zentrales Kriterium in die Instrumente des Qualitätsmanagement einfließen, insbesondere bei der Entwicklungsplanung, aber auch bei Zielvereinbarungen oder Evaluationsverfahren. Pluralistisch zusammengesetzte Entscheidungsgremien sind in diesem Zusammenhang für die Berücksichtigung vielfältiger Perspektiven in allen Diskussionsprozessen erforderlich. Des Weiteren sollten Gender- und Diversity-Kompetenz sowie die konsequente Anwendung geschlechtergerechter und diskriminierungsfreier Sprache im Alltagshandeln an Universitäten zur Selbstverständlichkeit werden.

Mit Blick auf notwendige strukturelle Veränderungen der Universitäten plädiert der vorliegende Artikel dafür, Gleichstellungspolitik und Diversity

1 Vgl. hierzu Uschi Baaken u.a., Gender 2020 – Kulturwandel in der Wissenschaft steuern, http://www.gender2020.de/wp-content/uploads/2018/02/gender2020_broschuere.pdf (03.05.2018).

Management nicht hauptsächlich als Strategien der *Personalentwicklung* zu begreifen, sondern vielmehr auch als Leitlinien für die gesamte *Organisationsentwicklung*. Es wird versucht aufzuzeigen, wie dieser Blickwechsel die Initiierung eines Kulturwandels befördern kann.

Gleichstellungspolitik und Diversity Management

Zu den Aufgaben der Universitäten gehören laut Hochschulgesetz die Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern sowie die Beseitigung der für Frauen bestehenden Nachteile. Gemäß der Strategie des Gender Mainstreaming sind bei allen Planungen und Entscheidungen die unterschiedlichen Auswirkungen auf die Lebens- und Arbeitssituationen von Frauen und Männern zu beachten.² In diesem Sinne ist die Förderung von Gleichstellung als Querschnittsaufgabe an der Universität zu implementieren und die Verantwortung zur Umsetzung auf Leitungsebene zu verankern. Grundlegende gleichstellungspolitische Maßnahmen sind unter anderem Steuerungsinstrumente wie Gleichstellungspläne oder die interne Mittelvergabe, umfangreiche Programme zur Gewinnung und Unterstützung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses sowie gesetzlich verankerte Quotenregelungen.

Mit dem 2014 eingeführten Hochschulzukunftsgesetz wurde Diversity Management als zusätzliche Aufgabe für die Universitäten erstmals rechtsverbindlich festgelegt. In der Begründung zum Gesetz wurden strategische Eckpunkte zur Umsetzung ausformuliert: Universitäten sind angehalten ihre Angebote so zu verändern, dass sie auch »in Zeiten einer demographisch bedingt immer stärker differenzierten Gesellschaft zukunftsfähig bleiben.«³ Nach dem Vorbild des Gender Mainstreaming ist nun auch die Förderung von Vielfalt Querschnittsaufgabe, die in sämtliche Entscheidungsprozesse auf allen Ebenen der Organisation zu implementieren ist. Die Umsetzung einer Diversity-Strategie ist mithin ebenfalls strategische Aufgabe der Universitätsleitung und soll die Etablierung eines systematischen Diversity Mainstreaming befördern.

Die Entwicklung einer Diversity-Strategie darf jedoch nicht dazu führen, dass Maßnahmen zur Durchsetzung der Gleichstellung von Frauen und Männern und zur Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf oder Angebote der Beauftragten für Menschen mit Behinderung ohne weiteres darunter subsumiert werden. Auch Konzepte zur Förderung von Internationalisierung und Inter-

2 Vgl. Gesetz über die Hochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen (Hochschulgesetz – HG) mit Begründungen vom 16. September 2014, § 3 (4), https://www.mkw.nrw/fileadmin/Medien/Dokumente/Hochschule/Gesetze/HZG_mit_Begründung.pdf (03.05.2018).

3 Vgl. Gesetz über die Hochschulen des Landes (wie Anm. 2).

kulturalität dürfen nicht mit Diversity Management in eins gesetzt werden. Die Universitäten sind vielmehr aufgefordert, eine sinnvolle Verknüpfung dieser strategischen Ansätze zu erarbeiten.⁴ Leitende Ziele sind hierbei die systematische Förderung und Nutzung der Potentiale aller Universitätsmitglieder und -angehörigen, um Bildungsgerechtigkeit und Exzellenz zu befördern sowie die Veränderung struktureller Rahmenbedingungen, um Chancengleichheit für alle zu realisieren.

Während in der Praxis bereits eine Fülle von Maßnahmen zur Verwirklichung von Gleichstellung, Förderung von Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie zur gender- und diversitätsensiblen Personalentwicklung geplant und umgesetzt wird, konnten die jeweiligen Strategien und Konzepte dem Ziel des Wandels der Universitätskultur bisher noch nicht vollumfänglich gerecht werden. Beispielsweise konnte allgemein der Anteil der Professorinnen erhöht werden, die Sichtbarkeit ihrer Leistungen in der hochschulinternen und -externen Öffentlichkeit sowie die dadurch entstehende Reputation bleiben jedoch verhältnismäßig gering.⁵ Zwar werden Kinderbetreuungsmöglichkeiten stetig ausgebaut, aber die zeitliche Flexibilisierung von Qualifikationsphasen zur Verbesserung der Vereinbarkeit oder die durchgängig familienfreundliche Anpassung von Sitzungszeiten sind noch keine Selbstverständlichkeit. Die gesetzlichen Spielräume zur Förderung der Gleichstellung wurden in den letzten Jahren stetig erweitert, diese werden aber im Verwaltungshandeln oftmals nicht voll ausgeschöpft.⁶ Strategien zur Veränderung der Universitätskultur müssen daher konsequenter an grundlegenden Organisationsstrukturen ansetzen:

»Kulturwandel umfasst gleichermaßen eine Umgestaltung von Wissenschafts- und Hochschulpolitik wie Änderungen in Organisationen und Fä-

4 Vgl. Gesetz über die Hochschulen des Landes (wie Anm. 2).

5 Dass Wissenschaftlerinnen weltweit seltener als Erst- bzw. Letztautorinnen in Erscheinung treten und die Forschungsergebnisse von Frauen sehr viel weniger zitiert werden als die von Männern in vergleichbaren wissenschaftlichen Positionen, belegt beispielsweise die bibliometrische Studie von Cassidy R. Sugimoto u. a., *Global gender disparities in science*, in: *Nature* Vol. 504 (2013), https://www.nature.com/polopoly_fs/1.14321!/menu/main/topColumns/topLeftColumn/pdf/504211a.pdf. Auf die Tatsache, dass die Leistungen von Wissenschaftlerinnen auch wesentlich seltener in Form von Ehrungen und hohen Auszeichnungen wie dem Leibnitz-Preis honoriert werden, verweist Jutta Allmendinger in: Baaken u. a., *Gender 2020* (wie Anm. 1), S. 32. Welche Strategien und Mechanismen der Leistungsbewertung und -anerkennung in der Wissenschaft von Bedeutung sind und wie unterschiedlich sich diese auf die wissenschaftliche Reputation von Frauen und Männern auswirken können, ist auch Thema der Studie von Anita Engels u. a., *Bestenauswahl und Ungleichheit. Eine soziologische Studie zu Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der Exzellenzinitiative*, Frankfurt 2015.

6 Vgl. Baaken u. a., *Gender 2020* (wie Anm.1), S. 44.

cherkulturen und zielt damit auf eine grundlegende Wandlung des Alltagshandelns aller Mitglieder der Institution [respektive Organisation, Anm. d. Verf.] .«⁷

Vor diesem Hintergrund soll nachfolgend aufgezeigt werden, auf welchen organisationalen Ebenen Maßnahmen zur Veränderung der Universitätskultur ansetzen müssten, um durchgängig und nachhaltig wirksam zu werden. Hierzu wird das bekannte Modell der *personellen Vielfalt* ›Four Layers of Diversity‹ von Lee Gardenswartz und Anita Rowe herangezogen und für den Entwurf eines Modells der *organisationalen Vielfalt* adaptiert. Für die Beschreibung der einzelnen Organisationsebenen wird dabei auf die entsprechenden Definitionen von Taylor Cox zurückgegriffen.

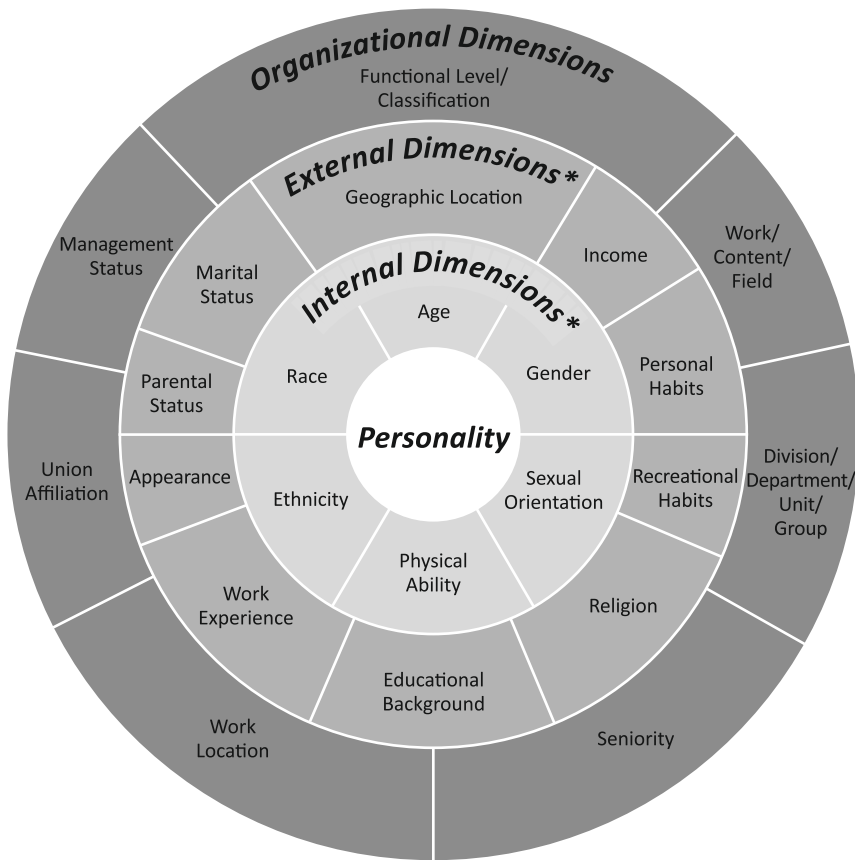
›Four Layers of Diversity‹ – Ein Modell der Vielfalt

Gardenswartz und Rowe zeigen in ihrem Modell ›Four Layers of Diversity‹⁸ einige grundlegende Dimensionen personeller Vielfalt im Kontext von Organisationen auf und ordnen sie vier Ebenen zu, in deren Zentrum die *Persönlichkeit* (*Personality*, siehe Abb.1) steht. *Internal Dimensions* wie Alter, Geschlecht, sexuelle Orientierung etc. sind überwiegend unveränderlich und haben maßgeblichen Einfluss sowohl auf das eigene Verhalten als auch auf Verhaltensweisen, Einstellungen und Erwartungen anderen gegenüber. Die *External Dimensions* bezeichnen demographische Faktoren, z. B. Bildungshintergrund, Einkommen oder Familienstand, die für den sozialen Status prägend sind. Jenseits der persönlichen und sozialen Dimensionen werden Denkweisen und Verhaltensmuster auch beispielsweise durch die Arbeitsbereiche und -inhalte bestimmt. Diese zählen zu den *Organizational Dimensions*.

In einem organisationalen Kontext wie der Universität haben diversitätsrelevante Merkmale einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf Positionen, Leistungsbeurteilungen und Karriereoptionen ihrer Mitglieder. Aufgrund von Merkmalen wie körperliche Konstitution, Alter oder Geschlecht sowie sexuelle Orientierung, Familienstand oder soziale Herkunft können Personengruppen strukturell benachteiligt werden. So sind Frauen auf Leitungsebene und auf Professuren nach wie vor unterrepräsentiert, gehen Erstakademikerinnen und -akademiker während ihres Studiums seltener ins Ausland als Kinder von Eltern mit Hochschulabschluss oder laufen Beschäftigte mit familiären Verpflichtungen Gefahr als weniger leistungsorientiert bewertet zu werden als Personen, die keine Kinder bzw. pflegebedürftige Angehörige haben. Die Zugehörigkeit zu

7 Baaken u. a., Gender 2020 (wie Anm.1), S. 13.

8 Lee Gardenswartz/Anita Rowe, *Diverse Teams at Work. Capitalizing on the Power of Diversity*, Alexandria/Virginia 2008, S. 21.



*Internal Dimensions and External Dimensions are adapted from Marilyn Loden and Judy Rosener, *Workforce America!* (Business One Irwin, 1991)

Abbildung 1: »Four Layers of Diversity« [Gardenswartz/Rowe]

diesen Gruppen wird überwiegend über Identifikation und Zuschreibung bestimmt.⁹ Strukturelle Benachteiligungen, die aus diesen Gruppenzugehörigkeiten entstehen können, gilt es demnach zu erkennen und aufzulösen, so dass Beschäftigte und Studierende ihre unterschiedlichen Kenntnisse, Erfahrungen und Sichtweisen produktiv einbringen können ohne Nachteile zu erfahren. Dies

⁹ Vgl. Verena Bruchhagen/Iris Koall, *Managing Diversity: Ein (kritisches) Konzept zur produktiven Nutzung sozialer Differenzen*, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden 2010, S. 939.

ist eine der notwendigen Voraussetzungen zur Veränderung der Universitätskultur.

Organisationsstruktur nach Taylor Cox

Der amerikanische Organisationspsychologe Taylor Cox geht ebenfalls davon aus, dass die individuellen Gruppenzugehörigkeiten die Arbeitszufriedenheit und -leistung sowie Karriereerfahrungen und Erfolge des Einzelnen beeinflussen. Seiner Meinung nach werden entsprechende Mechanismen auf drei verschiedenen Ebenen der Organisation wirksam: dem *Individual Level*, dem *Group-/Intergroup Level* und dem *Organizational Level*.¹⁰

Auf dem *Individual Level* stehen die Diversitätsmerkmale des Einzelnen und deren Auswirkungen auf die Interaktion mit anderen im Mittelpunkt. Individuen grenzen sich selbst auf der Basis ihrer Diversitätsmerkmale, die ihre persönliche Identität ausmachen, von anderen ab. Merkmale, die für andere wahrnehmbar sind, können dabei jedoch auch stereotype Vorstellungen und Vorurteile hervorrufen.¹¹

Auf dem *Group-/Intergroup Level* nehmen sich Individuen aufgrund bestimmter Diversitätsmerkmale (Herkunft, Geschlecht, Familienstand, aber auch Profession, Personalkategorie oder Arbeitsbereich; siehe Abb. 1) als Angehörige bestimmter Gruppen wahr. Diese Gruppen sind Kennzeichen der Diversität in Organisationen. Auf dieser Ebene können zum Beispiel aufgrund von kulturellen Differenzen oder Unterrepräsentanzen bestimmter Gruppen, aber auch aufgrund von Konkurrenzen um Ressourcen Konflikte entstehen. Grund dafür ist nach Cox die Neigung Werte, Normen und Verhalten der Mitglieder der eigenen Gruppe (in-group) in der Regel positiver zu bewerten als diejenigen anderer Gruppen (out-groups).¹²

Darüber hinaus werden verschiedene Diversitätsmerkmale und damit verbundene Gruppenzugehörigkeiten unterschiedlich bewertet, wodurch sich Hierarchien von Differenzen ergeben. Das Ausmaß, in dem diese Differenzen Einfluss auf Karriereerfahrungen und Aufstiegschancen in einer Organisation

10 Taylor Cox, *Cultural Diversity in Organizations. Theory, Research & Practice*. San Francisco 1993, S. 9.

11 Nach Cox ist ein ›Stereotyp‹ das Ergebnis von Wahrnehmungsprozessen, durch die Individuen aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit verhaltensbezogene Eigenschaften zugeschrieben werden, die für die jeweilige soziale Gruppe als signifikant gelten. Als ›Vorurteil‹ bezeichnet er einen einstellungsbezogenen Bias, der dem Stereotyp sehr ähnlich, jedoch in hohem Maße mit Emotionen und Wertungen behaftet ist. Als ›Diskriminierung‹ beschreibt er einen verhaltensbezogenen Bias gegenüber einer Person aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit. Vgl. Cox, *Cultural Diversity in Organizations* (wie Anm. 7), S. 64f.

12 Vgl. Cox, *Cultural Diversity in Organizations* (wie Anm. 7), S. 130.

nehmen, wird sowohl auf dem *Group-/Intergroup Level* als auch auf dem *Organizational Level* sichtbar.

Das *Organizational Level* umfasst alles, was die Organisationskultur prägt. Diese wird nach Cox charakterisiert durch »underlying values, beliefs and principles that serve as a foundation for the organization's management system, as well as the set of management practices and behaviors that both exemplify and reinforce those principles.«¹³

Die Organisationskultur bildet demnach die Folie für den Erhalt formeller und informeller Normen sowie für die Prinzipien der Organisationsführung. Hierdurch latent transportierte Paradigmen und Narrative können im Sinne eines ›Institutional Bias‹¹⁴ Ausschlussmechanismen produzieren. Ein Beispiel aus dem universitären Kontext ist die (sich hartnäckig haltende) Rede von der ›Wissenschaft als Lebensform‹, die das Idealbild eines Wissenschaftlers zeichnet, der sich uneingeschränkt und ungeteilt der Wissenschaft widmet.¹⁵ So gesehen wird die Wissenschaftskultur immer noch häufig als eine primär männlich geprägte Kultur charakterisiert. Eng damit verknüpft ist die Vorstellung, dass Frauen weniger anschlussfähig an diese Kultur sind, Konkurrenzdruck scheuen und seltener karriereambitioniert seien.

Die Universität als Organisation

Universitäten sind als Organisationsform betrachtet unterteilt in die Bereiche Wissenschaft (Forschung und Lehre) und Verwaltung.¹⁶ Hierbei bilden »Forschung und Lehre [...] die Kernarbeitsbereiche, deren Aufgabe darin besteht, die Zweckbestimmung der Hochschulorganisation zu erfüllen«¹⁷: die Gewinnung wissenschaftlicher Erkenntnisse sowie die Ausbildung und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Universitätsverwaltung ist demgegenüber grundsätzlich darauf ausgerichtet, administrative Abläufe und strukturelle Prozesse zu regeln. Sie befasst sich ferner mit der Erstellung von Ordnungen, Richtlinien, Leitfäden oder Empfehlungen. Darüber hinaus unterstützt die Verwaltung als aktive Mitgestalterin und Kooperationspartnerin die Bereiche

13 Daniel Denison 1990, zit. n. Cox, *Cultural Diversity in Organizations* (wie Anm. 7), S. 161.

14 Vgl. Cox, *Cultural Diversity in Organizations* (wie Anm. 7), S. 130.

15 Vgl. Angela Wroblewski, Alles beim Alten? Paradoxe Effekte und Grenzen universitärer Steuerungsinstrumente, in: Andrea Löther/Lina Vollmer (Hg.), *Gleichstellungsarbeit an Hochschulen. Neue Strukturen – neue Kompetenzen*, Opladen (2014), S. 90.

16 Die hier folgenden Ausführungen zur Universität als Organisation stützen sich weitgehend auf den Aufsatz von Sigrun Nickel, Engere Kopplung von Wissenschaft und Verwaltung und ihre Folgen für die Ausübung professioneller Rollen in Hochschulen, in: Uwe Wilkesmann/Christian J. Schmid (Hg.), *Hochschule als Organisation*, Wiesbaden 2012, S. 279–292.

17 Vgl. Nickel, Engere Kopplung von Wissenschaft und Verwaltung (wie Anm. 13), S. 280.

Forschung und Lehre bei der Erfüllung des Organisationszwecks, indem sie »gute institutionelle Rahmenbedingungen für die Durchführung der wissenschaftlichen Arbeitsprozesse gewährleistet.«¹⁸

Der Universitätsleitung kommt in diesem gemeinschaftlich agierenden Organisationsgefüge eine besondere Bedeutung zu: »Erfolge und Misserfolge in Lehre und Forschung werden nun nicht mehr nur der individuellen Leistungsfähigkeit einzelner Wissenschaftler [und Wissenschaftlerinnen, Anm. d. Verf.] zugerechnet, sondern als eine Gemeinschaftsleistung der gesamten Institution [respektive Organisation, Anm. d. Verf.] gesehen. Die Ergebnisverantwortung liegt damit bei der Hochschule als Ganzes. Um diese wahrnehmen zu können, braucht es Leitungskräfte, die dafür sorgen, dass innerhalb der Organisation die nötigen Entscheidungen getroffen und Maßnahmen ergriffen werden.«¹⁹

Vor diesem Hintergrund wird einmal mehr ersichtlich, dass die Universitätsleitung, aber auch die Verwaltung eine zentrale Rolle nicht nur bei der Gestaltung eines grundlegenden Strukturwandels, sondern auch bei der Initiierung des erhofften Kulturwandels hin zu mehr Chancengleichheit und Geschlechtergerechtigkeit spielen. Das heißt, gleichstellungspolitische und diversitybezogene Strategien und Zielsetzungen müssen konsequent in Führungs- und Verwaltungshandeln mitgedacht und umgesetzt werden.

Diese Überlegungen sollen nun anhand des nachfolgenden Modellentwurfs veranschaulicht werden (siehe Abb. 2). Unter Berücksichtigung der zuvor angesprochenen Organisationsbereiche Wissenschaft (Forschung und Lehre) und Verwaltung wird hierin die Grundstruktur der ›Four Layers of Diversity‹ (siehe Abb. 1) mit den drei Organisationsebenen nach Taylor Cox zusammengeführt. Wo Cox jedoch sowohl die Organisationskultur als auch die -leitung auf dem *Organizational Level* verortet, werden diese in dem neuen Modell separat aufgeführt. In Entsprechung zur *Personality* der ›Four Layers of Diversity‹ werden hier die Organisationskultur im Zentrum des Modells und die Universitätsleitung mit ihren Führungsprinzipien auf dem *Organizational Level* angesiedelt. Dieser Trennung liegt die Beobachtung zugrunde, dass die Universitätskultur in Teilen beständig und nur unter Anstrengung veränderbar ist. Ihr wird somit eine gewisse Unabhängigkeit vom direkten Leitungshandeln unterstellt, ohne an ihrer grundsätzlichen Wandelbarkeit zu zweifeln.

18 Vgl. Nickel, Engere Kopplung von Wissenschaft und Verwaltung (wie Anm. 13), S. 286.

Überdies findet die enge Kooperation zwischen Wissenschaft und Verwaltung ihren Ausdruck auch in der Ausbildung neuer Professionen als Schnittstellen im Wissenschaftsmanagement (›Third Space‹) wie Forschungsreferentinnen und -referenten, Geschäftsführungen von Fakultäten, Studiengangsmangerinnen und -manager oder Budgetmangerinnen und -manager. Voraussetzung für diese Positionen sind nicht mehr nur rein administrative verwaltungstechnische Kenntnisse, sondern auch wissenschaftliche Qualifikationen.

19 Vgl. Nickel, Engere Kopplung von Wissenschaft und Verwaltung (wie Anm. 13), S. 285.

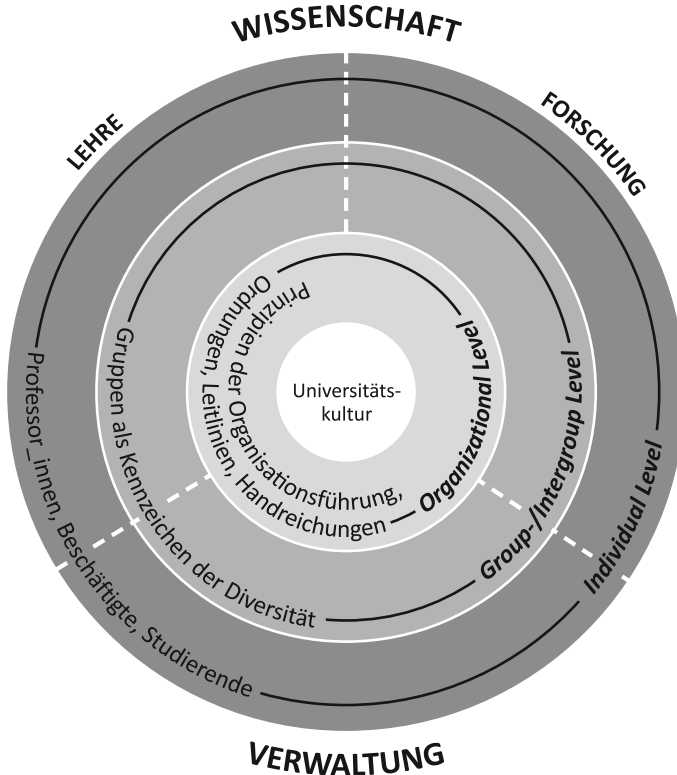


Abbildung 2: Organisationsmodell, eigene Darstellung

Entscheidend für eine Veränderung der Organisationskultur wären nach diesem Modell gleichstellungspolitische und diversityrelevante Maßnahmen, die vornehmlich auf dem *Organizational Level* ansetzen. Bisherige Maßnahmen für die Bereiche Wissenschaft und Verwaltung greifen jedoch überwiegend auf den beiden anderen Ebenen, dem *Individual Level* und dem *Group-/Intergroup Level*. So wirken Programme und Instrumente zur Personalentwicklung wie Coachings, Trainings, Mentoring-Programme, die auf die Förderung der individuellen Fähigkeiten der Beschäftigten und Studierenden abzielen, auf dem *Individual Level*. Maßnahmen, wie Stipendien und andere finanzielle Unterstützungen oder gesetzliche Quotenregelungen zur Beseitigung von Unterrepräsentanzen erzielen ihre Wirkung auf dem *Group-/Intergroup Level*. Auf dem *Organizational Level* wären neben den Führungsprinzipien auch Ordnungen, Leitfäden oder Empfehlungen in den Blick zu nehmen, die die Verteilung von Ressourcen, die Bewertung von Leistung und das Miteinander an der Universität regeln und somit auch im Sinne eines ›Mainstream‹ organisationale Vorstel-

lungen von Familie, Lebensstil und den ›idealen Beschäftigten‹ implizit transportieren, die sich als Teil der Organisationskultur manifestieren.

Gender- und Diversity Mainstreaming

»Mainstreaming is a strategy to transform the mainstream«²⁰

Das Konzept des ›Mainstreaming‹ ist eng verbunden mit dem Ziel des Kulturwandels an Universitäten. Wie in der Begründung zum Hochschulgesetz ausgeführt, soll nach dem Vorbild des Gender Mainstreaming auch – durch die Verankerung eines Diversity Management als Querschnittsaufgabe – ein Diversity Mainstreaming etabliert werden.

Für die Universität als Organisation stellt sich die Frage, welche Implikationen mit dieser Forderung verknüpft sind. Nach der amerikanischen Ökonomin Mary B. Anderson bestimmt der ›Mainstream‹ als grundlegendes Prinzip für die Organisationsführung sowohl Entscheidungsrichtungen als auch die Verteilung von Ressourcen: »The mainstream usually is defined as the place where choices are considered and decisions made that affect the economic, social and political options of large numbers of people. It is where the action is. It is where things happen.«²¹ Unter dem Begriff des ›Mainstreaming‹ wäre dann eine Erweiterung etablierter Führungsprinzipien und Entscheidungsprozesse zu verstehen, mit dem Ziel, die unterschiedlichen Interessen, Bedarfe und Lebenssituationen sämtlicher Organisationsmitglieder einzubeziehen. Diese Veränderung der dominanten Organisationskultur zielt in der Konsequenz auch auf eine Veränderung der Macht- und Ressourcenverteilung an Universitäten.

Resümee

Anliegen dieses Beitrags war es, einen Vorschlag für ein Modell der *organisationalen Vielfalt* für Universitäten zu entwerfen, das die verschiedenen Organisationsebenen als Indikatoren für Wirkungskreise von gleichstellungspolitischen und diversitätsfördernden Maßnahmen abbilden kann. Die Idee für ein solches Modell wurde aus der Beobachtung abgeleitet, dass mit Blick auf die Zielsetzungen von Gleichstellungspolitik und Diversity Management zwar schon

20 Johanna Schalkwyk/Helen Thomas/Beth Woroniuk, *Mainstreaming: A Strategy for Achieving Equality between Women and Men*. Stockholm 1996, S. 2.

21 Mary Anderson, *Focussing on Women. UNIFEM's Experience in Mainstreaming*, New York 1993, S. 5.

die Förderung der individuellen Fähigkeiten der Beschäftigten und Studierenden im Sinne einer *Personal- und Karriereentwicklung* durch ein großes Maßnahmenportfolio abgedeckt wird. Das Ziel der Veränderung der Organisationsstruktur und -kultur im Sinne einer *Organisationsentwicklung* bleibt hierdurch jedoch noch weitgehend unberührt.

Gleichstellungspolitik und Diversity Management als Strategien der Organisationsgestaltung zu betrachten impliziert, dass Universitätsleitungen und -verwaltungen gender- und diversitygerechte Strukturen schaffen müssen, um Chancengleichheit auf allen Ebenen der Organisation zu gewährleisten. Dazu ist es notwendig, nicht nur diversityrelevante individuelle Merkmale, sondern auch die daraus potentiell entstehenden strukturellen Ungleichheiten in den Blick zu nehmen, die manche Personengruppen von Gestaltungs- und Teilhabemöglichkeiten an der Universität ausgrenzen können. Prinzipien der Organisationsführung sowie Ordnungen und Leitlinien, die auf dem *Organizational Level* angesiedelt sind, müssen auf ihre gender- und diversitygerechte Ausrichtung hin überprüft und überarbeitet werden. Die Veränderung dieser grundlegenden Ordnungen unter Einbeziehung von Gender- und Diversity Mainstreaming ist für einen Wandel der Universitätskultur ebenso von Bedeutung wie die Gestaltung des alltäglichen Umgangs und Miteinanders ihrer Mitglieder und Angehörigen.

Autorenverzeichnis

Dr. Thomas *Becker*, Leiter des Archivs der Universität Bonn und Lehrbeauftragter am Institut für Geschichtswissenschaft, Abteilung für rheinische Landesgeschichte.

Michael *Cöln* war Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bonner Universitätsarchiv. Seit dem Jahr 2015 leitet er das Stadtarchiv in Hürth.

Dr. Christian *George*, Leiter des Archivs der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Sandra *Hanke*, Wissenschaftliche Mitarbeiterin (Strategisches Gleichstellungscontrolling) und seit 2016 zentrale Gleichstellungsbeauftragte der Universität Bonn.

PD Dr. Michaela *Hoffmann-Ruf* ist Herausgeberin der Briefe von Johann G. Gildemeister (1812–1890) aus dem Universitätsarchiv Bonn und hat sich mit einer Arbeit über diesen Orientalisten habilitiert. Sie lehrt und forscht als Orientalistin an den Universitäten Bonn und Tübingen.

Monica *Klaus*, Dipl.-Bibliothekarin an der Universitäts- und Landesbibliothek in Bonn i. R., Biografie über Johanna Kinkel und weitere Publikationen über Johanna und Gottfried Kinkel.

Dr. Yvonne *Leiverkus*, stellvertretende Leiterin von Stadtarchiv und Stadthistorischer Bibliothek Bonn.

Ursula *Mättig* war Wissenschaftliche Mitarbeiterin und von 2001 bis 2016 Gleichstellungsbeauftragte der Universität Bonn.

Ines *Neffgen* ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Historische Grundwissenschaften und Archivkunde sowie Doktorandin der Neueren Geschichte an den Universitäten Bonn und St Andrews.

Dr. Martina *Pottek* leitet das Mentoring-Programm MeTra der Universität Bonn und ist seit 2016 Stellvertreterin der zentralen Gleichstellungsbeauftragten.

Prof. Dr. Christine *Schirmacher* lehrt als Professorin für Islamwissenschaft am Institut für Orient- und Asienwissenschaften, Abteilung Islamwissenschaft und Nahostsprachen der Universität Bonn und an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Leuven/Belgien.

Prof. Dr. Andrea *Stieldorf* lehrt Historische Grundwissenschaften und Archivkunde an der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn.